JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1980

Jahrbuch des Oberaargaus 1980

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau,
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung:
Merkur AG, Langenthal

Titelbild:
Bei Huttwil, Holzschnitt von Gianni Vasari, Biel

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 7
(Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal)

Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf 9
(Johann Ammann, 1828–1904, Pfarrer, Lotzwil)

Ein Langnauer Teller aus dem Jahre 1733 25
(Dr. Robert L. Wyss, Dir. Bern. Hist. Museum, Bern)

Geschichte der Mühle Oberönz 31
(Urs Zaugg, Grafiker, Oberönz)

Ursenbach um die Mitte des 18. Jahrhunderts 51
(Otto Holenweg, alt Lehrer, Langenthal)

Versteinerungen im Oberaargau 63
(Werner Bühler, Ostermundigen, Hans Huber, Bleienbach, Dr. V. Binggeli, Langenthal)

Die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet 87
(Walter Bieri, Ingenieur agronom, Langenthal)

Sagen aus dem Oberaargau IV 91
(Karl Stettler, alt Lehrer, Lotzwil)

Der Freundschaftsbecher der Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen 99
(Dr. Robert L. Wyss, Dir. Bern. Hist. Museum, Bern)

Die Gemälde des Johannes Brandenberg im Schloss Thunstetten 113
(Dr. Georg Carlen, Kant. Denkmalpfleger, Solothurn)

Hans Obrecht 135
(Hans Mühlethaler, alt Gemeindekassier, Wangen a.A.)

Altes Mass und Gewicht im Oberaargau 145
(Dr. Robert Tuor, Bern)

Samuel Friedrich Moser, 1808–1891, Herzogenbuchsee 159
(Fritz Kasser, Journalist, Bern)

Als im Oberaargau die Politik noch von Leidenschaften bewegt wurde 195
(Dr. Hugo Dürrenmatt, Regierungsrat 1927–1946, Herzogenbuchsee/Bern)

Der Oberaargauische Naturalverpflegungsverband 1885–1962. 199
(Hans lschi, alt Gemeindepräsident, Langenthal)

Wässermatten und Grundwasserspeisung 205
(Dr. Christian Leibundgut, Roggwil)

100 Jahre Lanz AG, Rohrbach 235
(Max Flückiger, alt Prokurist, Rohrbach)

Regionalplanung Oberaargau – auf dem Weg zum regionalen Denken 251
(Markus lschi, Forstingenieur, Langenthal)

Naturschutz Oberaargau 1979 262
(Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal)

Heimatschutz Oberaargau 1979 264
(P. Altenburger, S. Gerber, U. Kuhn und H. Waldmann, Architekten,
Langenthal/Herzogenbuchsee)

VORWORT

Dem geneigten Leser wird bereits vor Aufschlagen des vorliegenden Jahrbuches aufgefallen sein, dass der 23. Band in einem neuen Kleide erscheint. Nachdem die Bilder seit einigen Jahren schon in Offset hergestellt worden sind, legen wir heuer erstmals das ganze Buch in dieser Druckart vor. Mit der damit verbundenen Änderung der Papierart drängte sich auch eine solche des Umschlages auf. In Zukunft soll demnach nur noch eine Ausgabe, wie die vorliegende, mit festen Deckeln erscheinen. Die bisherige Broschur war bei starker Benützung oft arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Andererseits wollten wir von den Kosten her sowohl uns wie dem Käufer die in Leinen gebundene Luxusausgabe nicht zumuten.

Es fiel der Jahrbuchvereinigung nicht leicht, eine derart starke Umstellung vorzunehmen, war doch das bisherige Buch einem vertraut und lieb geworden. Wir denken, es werde auch manchem «alten Freund» des Jahrbuches so gehen. Wir legen das neue Buch unsern Lesern mit dem Wunsch in die Hände, ihm dennoch die Treue zu halten und es wohl kritisch aber nicht allzu misstrauisch zu begutachten.

Was den Inhalt betrifft, soll in dem neuen Gewand alte, gute Tradition fortgesetzt werden. Wenn wir auch darin allem neuen offen sein wollen, dürfte dies eine Zielsetzung sein, wie sie sich nach einem Viertel]ahrhundert Arbeit an dieser Buchreihe als richtig und nötig erwiesen hat. Auch dieses Jahr reichen die Aufsätze von kurzen Mitteilungen bis zu Arbeiten, die auf ausgedehnten Untersuchungen beruhen, sodann von geografisch-naturkundlichen bis zu geschichtlichen Themen, wobei die volkskundlichen und kunsthistorischen Artikel einen Schwerpunkt setzen.

Erfreulich scheint uns die besonders reiche Bebilderung zu sein, die möglich wurde durch ein grosses Angebot schöner Bilder, die die Autoren lieferten. Da konnten wir oft nicht widerstehen, andrerseits meinen wir, neben der Augenweide auch einer Dokumentationsaufgabe nachzukommen.

Wir haben des Hinschiedes von Architekt Arthur Bieri, Huttwil, zu gedenken, den wir als Fachmann wie als Menschen schätzten und dem wir

insbesondere für sein Wirken im Heimatschutz zu grossem Dank verpflichtet sind. Auf der andern Seite freuen wir uns, Hans Henzi, alt Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee, zu seinem 85. Geburtstage gratulieren zu können. Unserem Mitarbeiter und Ehrenmitglied gelten alle herzlichen Wünsche für weitere gute Jahre.

Wieder einmal sei den zahlreichen Spendern, Gemeinden, Privaten und Staat, die die Herausgabe unseres Werkes ermöglichen, aufs beste gedankt. Unser Dank geht ebenso an die «geistigen Förderer», die Autoren, deren Schaffen über das Mittel des Jahrbuches hin dem Oberaargau zugute kommt. Der Vorwortverfasser dankt den Bildmitarbeitern Hans Zaugg und Peter Käser, den Kollegen in Redaktion, Vorstand und Geschäftsstelle wie auch der Druckerei Merkur für ihre sorgfältige Arbeit. Möge das Jahrbuch auch in der neuen Gestalt Freude bereiten und neue Freunde finden, für sich wie für unsere engere Heimat.

Langenthal, im Oktober 1980 Valentin Binggeli

Redaktion

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, Bildredaktion
Otto Holenweg, Langenthal/Ursenbach
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Hans Moser, Wiedlisbach, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident der Jahrbuch-Vereinigung
Werner Staub, Herzogenbuchsee
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

ZUR ERINNERUNG AN JEREMIAS GOTTHELF

JOHANN AMMANN

Wer von Burgdorf aus auf den Flügeln des Dampfes hinauffährt ins grüne Emmenthal, der versäume nicht, auf der dritten Station hinüberzublicken über die Emme nach dem freundlich gelegenen nahen Lützelflüh mit seinem neuen schönen Kirchturm und den behäbigen Häusern, die um denselben sich malerisch gruppieren. Er senke den Blick dann vom hohen Turm zur Landstrasse hinab, die dort sich hinzieht nach dem gewerblichen Sumiswald. Von oberhalb der Strasse schimmert dir etwas ins Auge, das sich bei schärferer Beobachtung als ein Denkmal zu erkennen gibt. Richtig, es ist das Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit, das dem berühmten Pfarrer von Lützelflüh gewidmet wurde. Steige aus, überschreite die Emme auf der uralten hölzernen Brücke, die von ihren Schwestern am längsten dem wilden Ansturm des manchmal tobsüchtigen «Eggiwylfuhrmann» Stand gehalten hat, und sieh dir die Sache genauer an. Von der Landstrasse führt eine schöne Steintreppe empor zum Denkmal. Es ist ein hoher, roher Steinblock, in dessen oberen Hälfte das gutgetroffene, bronzene Medaillon Gotthelfs (von Bildhauer Lanz) eingelassen ist. Darunter in grosser Antiqua die Inschrift:

Jeremias Gotthelf 1797–1854
in Dankbarkeit gewidmet

Am 22. September 1889, 35 Jahre nach seinem Tod, fand die Einweihung statt, unter grosser Beteiligung von gelehrten und ungelehrten Leuten. Namens des Komitees übergab Pfarrer Bähler von Oberburg der Gemeinde Lützelflüh das Denkmal. «Es ist keinem Helden gewidmet, der auf dem Schlachtfeld fiel, keinem Staatsmann von berühmtem Namen, nur einem schlichten Landpfarrer, der 24 Jahre zu Lützelflüh wirkte und, während er in Treuen seines Amtes waltete, als Volksschriftsteller sich Ruhm erwarb weit über die Grenzen unseres Landes, und dessen Schriften immer weiter sich verbreiten, dessen Ruhm immer noch grösser werden wird. Heute, 92 Jahre nach der Geburt im Pfarrhause zu Murten, wird ihm das Denkmal errichtet an der Stelle, wo alles Volk vorbeizieht, wo man Aufschau hält zu den weissen Firnen, die er so sehr liebte, wo man hinüberblickt zu den Höfen und Hütten, hinunter zur wilden Emme, in der Nähe von Pfarrhaus, Schule und Kirche, wo er überall gewirkt, wo er überall bekannt war und alle kannte, dieser Schriftsteller von Gottes Gnaden, dem wie keinem andern gegeben war, des Volkes Gemüt zu durchschauen. Und was er schaute im Verkehr mit dem Volke, das wusste er mit ergreifender Naturwahrheit wiederzugeben. Aus dem Felsblock spricht er zu jedem von uns: ‹Liebe dein Volk, arbeite mit der Kraft, die dir verliehen ist – an des Volkes Wohl, kämpfe mit Mannesmut gegen die Schäden, die an der Volkswohlfahrt nagen, erhebe es zur Höhe wahrer christlicher Frömmigkeit und edler Gesinnung›». –

Namens der Gemeinde und der Gemeindebehörde von Lützelflüh nahm Pfarrer Lauterburg das Denkmal in Empfang. «Die Gemeinde wird diesen Stein in Ehren halten. An der Landstrasse errichtet, wird das Denkmal ein bleibendes Zeugnis ablegen von der Liebe und Verehrung, die dem Gefeierten gezollt wird; den Stein wird täglich alles Volk sehen, der Bauer, mit dem er verkehrte, die Schulkinder, die er liebte, die Armen, für die er sorgte. Alle aber wird das Denkmal unaufhörlich mahnen, im Sinne und Geist J. Gotthelfs zu leben und zu wirken.»

Als einen Wallfahrtsort bezeichnete damals der Verfasser dieser Erinnerungen Lützelflüh, wohin man schon zu Gotthelfs Lebzeiten so oft ins gastliche Pfarrhaus gepilgert sei, wohin heute und in Zukunft noch so viele ziehen werden, und von wo keiner ohne Segen heimkehrt, der hier den Denkstein betrachtet und alles, was er ihm sagen will, und der die Schriften Gotthelfs fleissig liest.

Die Wallfahrt vom 22. September 1889 erneuert sich in diesen Tagen; denn wir erinnern uns, dass seit der Geburt des Volksschriftstellers gerade 100 Jahre verflossen sind. Freilich hängt sein Name und seines Namens Ruhm nicht von dem Gedächtnis ab, das wir ihm stiften. Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt, das mehr bedeutet, als Stein und Erz und als das Jubiläumswort nach Ablaufeines Säculums. Aber wenn wir diesen Anlass benutzen zur Auffrischung seines Namens, so tun wir es ja nicht nur, um ihm Ehre zu geben, sondern um eine heilige Pflicht zu erfüllen, und uns selber, unserm ganzen Volke, einen Dienst zu erweisen. In diesem Sinn möge auch die hier folgende Wallfahrt nach Lützelflüh betrachtet werden. Der Leser möge mit mir einen Blick werfen in das dortige Pfarrhaus, die Werkstätte eines reichen Geistes, die Heimstätte eines tüchtigen Pfarrers, eines edeln Familienhauptes und eines braven Bürgers.

Bei Bitzius gilt das Wort: Gut Ding will Weile haben. Bis er eine feste Amtsstellung hatte und einen Hausstand gründen konnte, lief viel Wasser die Emme hinab. Vom theologischen Examen und der Aufnahme ins bernische Ministerium bis zur Wahl als Pfarrer von Lützelflüh verstrichen zwölf volle Jahre. Anno 1820 ward er konsekriert und 1832 zum Pfarrer ernannt. Als er im folgenden Jahr zu Wynigen Hochzeit machte, stand er bereits im 36. Lebensjahre. Ein ernstes Verhältnis mit der Grosstochter seines Vorfahrs war erst angeknüpft worden, als die Schwalbe ihr Nest gefunden hatte bei den Lützelflüher-Altären des Herrn Zebaoth. Oft schon hat sich mir Gelegenheit geboten und aufgedrängt, junge Leute, die sich nach selbständigen Lebensstellungen sehnten, zu geduldigem Warten nach dem berühmten Muster zu ermahnen.

Wie Bitzius seine Lehr- und Wanderjahre zugebracht, sei hier nur kurz berichtet. Unterbrochen wurde der lange Vikariatsdienst – erst in Utzenstorf, dann in Herzogenbuchsee und Bern, endlich in Lützelflüh – nach damals üblicher Weise durch den Aufenthalt auf einer deutschen Universität und eine damit verbundene grössere Reise. Mit dem Vikar müssen die

Gotthelf-Denkmal in Lützelflüh. Foto Hans Zaugg, Langenthal

Utzenstörfer zufrieden gewesen sein, sonst hätten sie ihm nicht zum Abschied eine goldene Repetieruhr geschenkt. In Herzogenbuchsee war er neben seinen Amtsgeschäften, die er mit grossem Fleiss besorgte, auch ein eifriger Jägersmann, was die Anschauung der Zeit mit dem geistlichen Amt nicht unverträglich fand. Genossen des edlen Waidwerks pilgerten später Jahr um Jahr mit einem Häslein in der Tasche nach Lützelflüh, um mit dem alten Jagdfreund eine fröhliche Repetition im Jägerlatein anzustellen. In Bern schloss sich der Vikar an der heil. Geistgemeinde begeistert denen an, die auf eine politische Umgestaltung hinarbeiteten und am Erwachen des Volkes ihre Freude hatten. Bei alledem ist sicher, dass er Land und Leute, wo er hinkam, genau studiert und im Buch der Natur und des Menschenlebens wohl mehr und aufmerksamer gelesen hat, als in den theologischen Werken. Als er in einem Alter, wo andere bereits ihr bestes geleistet haben, anfing zu schreiben, hatte sich in seinem Geist ein erstaunlich reiches Material gesammelt. Bitzius besass eine merkwürdige Beobachtungsgabe, und zwar für die Innenwelt wie für die Aussenwelt. Das Kleinste und das Grösste beachtete er, «wie den Seraph, so die Blüte, wie den Stern, so auch das Moos». Keine Erscheinung der Natur, keine Verrichtung des Menschen entging seinem scharfen Auge. Und das Wunderbare ist, dass auch die Seelen der Menschen und alle seelischen Vorgänge vor ihm lagen, wie ein offenes Buch. Wo andere nur die Oberfläche sahen, drang er mit seinem Blick in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens hinein. In seltenem Masse war es ihm gegeben, mit den Leuten umzugehen und ihre Gedanken zu lesen; auch verstand er es wie keiner, die Pritschen aufzuziehen, damit die Wasser der Herzensergüsse reichlich fliessen. Mit jedem Kind und jedem Mütterlein wusste er sich abzugeben, redete ihre Sprache, verstand ihre Sprache. Das war nicht Berechnung, sondern wirkliches herzliches Interesse auch an kleinen und von der Welt unbeachteten Leuten. Wo andere in ihrer hohen Meinung von der eigenen Bildung wenig finden und wähnen, es gehe so in einem armen Kinde, einem schlichten Mannli und geringen Fraueli nichts vor, was der Beachtung des Gebildeten wert wäre, da sah J. Gotthelf als ein rechtes Sonntagskind verborgene Schätze des Geistes und Gemüts in den Tiefen der Seele glänzen und flimmern. Er kannte die Schwächen der Menschen und ihre Tugenden und war Pessimist und Optimist zugleich. Den Pessimismus milderte er durch den Humor, mit dem er die Schwächen tadelte und geisselte; den Optimismus schützte er vor Schwärmerei durch den gesunden, klaren Blick auf die reale Welt.

Nicht davon zu reden, welche Verwendung diese Gabe der Beobachtung nachmals bei seiner Schriftstellerarbeit gefunden hat, sei hier bloss darauf hingewiesen, was für Dienste die reiche Sach- und Menschenkenntnis schon dem jungen Geistlichen in seinem Amt geleistet hat. Im übrigen war Bitzius ein flotter Vikar, umgänglich und gesellig, wohl auch mitunter noch ein wenig übermütig und burschikos. Mit einigen hervorragenden Männern in Herzogenbuchsee schloss er dauernde Freundschaft, so mit dem «Fluhachersepp», dem spätem Amtsrichter und Grossrat Burkhalter in Niederönz. Die Briefe, die er diesem geweckten und für seine Zeit gebildeten Kopf gewidmet hat, verraten, obwohl grösstenteils in der Eile geschrieben, doch den Meister. Ernst und Scherz, tiefe Gedanken und sprudelnder Humor mit drastischen Wendungen wechseln anziehend miteinander ab. Als Burkhalter im Jahre 1840 Grossrat geworden war, gratulierte ihm Bitzius und schrieb u.a.: «Ich begreife, dass der Verlust Ihrer Ruhe Ihnen weh tun muss; indessen glauben Sie mir, dieser Verlust wird immer nur in Ihrer Phantasie empfunden werden, und das öffentliche Leben wird auch seine Reize für Sie haben. Sie wissen, es sass niemand ungerner als ich, und Federn waren mir ordentlich ekelhaft, und jetzt ist mir das Schreiben fast Bedürfnis geworden. Freilich ist da ein Unterschied; was ich mache, mache ich selbständig, ungehemmt für mich, nicht tromsigs Köpfe, nicht hohle Windbeutelei, nicht übertünchter Eigennutz legen sich in den Weg. Aber ein gewonnenes inneres Leben will äussere Gestaltung, ein erworbenes Kapital will vernünftige Anlegung; daher ist's so notwendig, dass Ihre erworbenen Schätze in Anspruch genommen werden, dass sie für das Leben Zins tragen sollen. Die Augen bösen Ihnen, lesen sollen Sie also nicht viel mehr. Ihre Individualität ist aber sattsam ausgeprägt und bildet sich von innen aus ohne besondere äussere Nahrung. Ihre Hofstatt ist bschüttet, Ihre Äcker gemästet, was wollen Sie mit Ihrer rüstigen Kraft? Totschlagen ist nicht mehr Sitte, und was soviel Leben in sich trägt, will Gott nicht vermodern lassen. Darum wurden Sie zum tätigen, äusseren Leben berufen, sollen Ihre Gespräche nicht nur der Familie, sondern auch der Gemeinde, dem Staat einzuprägen suchen. Es ist wirklich ein schönes Zeugnis für den Amtsbezirk, dass er Sie gewählt, Sie, der kein Agent sind und kein Ross im Stall hat, so gleichsam nur es chlis Bürli, nit viel meh als ein Tauner. Ich glaube nicht, dass es im Emmenthal soweit gekommen wäre, wenigstens hätten Sie Gemeindeschreiber sein müssen, und zwar von einer bedeutenden Gemeinde, nicht nur so von einem kleinen Weseli wie Niederönz.»

Als Prediger teilte Bitzius das Schicksal seines Sohnes; keiner von ihnen war bei Lebzeiten ein berühmter Kanzelredner, der «Zulauf» hatte, weder der Vater in Lützelflüh, noch der Sohn in Twann. Keinem fehlte der Gehalt, der geistige Reichtum, der Schwung, aber jedem die oratorisch wirksame Diktion. Und nun erleben wir bei beiden das Phänomen, dass ihre geschriebenen und gedruckten Predigten viel mehr Einfluss ausüben als die gesprochenen je gewonnen haben. Welchen ausgedehnten Leserkreis der jüngere Bitzius gefunden hat, ist bekannt; beim ältern aber wurden seine herrlichen Schriften zu Predigten von unvergänglichem Wert. Was von eigentlichen Predigten eingestreut ist, wird schriftstellerisch nicht unanfechtbar sein, weil es den Faden der Handlung oft allzulang unterbricht; für sich betrachtet, weisen aber solche Partien einen erstaunlichen Reichtum von Gedanken auf, namentlich in religiöser Psychologie, und sie packen auch durch ihre sprachliche Kraft und durch die Wärme der Empfindung. Ich wohnte am 25. Oktober 1854 der Beerdigung des Pfarrers von Lützelflüh bei. Von der im übrigen gediegenen Parentation seines Freundes, des Dekans Farschon in Wynigen, hat mich am meisten ergriffen und am tiefsten berührt ein Stück, das der Parentator einflocht aus einer religiösen Betrachtung des Verstorbenen, die wenige Jahre vorher erschienen war. Beide, der ältere und der jüngere Bitzius, gehörten zu den Leuten, die schreiben, aber nicht reden können. Ich wüsste weder vom Vater noch vom Sohn einen Anlass, bei dem einer oder der andere eine durchschlagende Rede gehalten hätte. Dafür reden beide jetzt, obwohl sie gestorben sind, und auf beide passt Wesleys keckes Wort: Die Welt ist meine Pfarrei!

Fragt man: wie stand es mit dem religiösen Glauben und Leben unseres J. Gotthelf? so hat er wohl sich selber gezeichnet in dem alten Pfarrer bei Anna Bäbi Jowäger: «Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht; aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem um die Wette; wie fromm er war, wusste Gott; die Menschen hätten es ihm nicht angesehen.» Seine Theologie war eine theozentrische, nicht eine christozentrische; die Hauptfrage war für ihn nicht: Was dünket euch um Christo? sondern: was dünket euch um Gott, und um das Halten seiner Gebote? Zum Pietisten hatte Bitzius keine Ader und gar kein Zeug; aber sein supranationaler Rationalismus war dabei kein trockener und lederner Verstandesglaube, sondern gleichsam tief in eine mystisch-poetische Farbe eingetaucht. So sehr er aufs praktische Christentum, auf Bewährung des Glaubens in einem sittlichen Leben hinzielte und es stets darauf abzweckte, so

waren seine Predigten dennoch lange nicht Moralpredigten, sondern schöne lebendige Gemälde des religiösen Seelenlebens und einer christlichen Lebensordnung. Ist im praktischen Verhalten Bitzius' Frömmigkeit sehr verwandt der Religion seiner währschaften Bauernsame, so geht sie doch in der geistigen Auffassung weit über dieselbe hinaus und wird verklärt vom Glanz eines tiefen religiösen Gemüts und einer leuchtenden Phantasie.

Bisweilen führte Bitzius auf der Kanzel eine scharfe Klinge. Vor mir liegen zwei gedruckte Bettagspredigten, eine aus dem Jahre 1840 «an die Gottlosen im eidgenössischen Volk» über Jesaja 9, 18 bis 21, die andere aus dem Jahre 1839. Letztere ist, wie der Titel besagt «eine Bettagspredigt für die eidgen. Regenten, welche weder in den Kirchen, noch in den Herzen den eidgen. Bettag mit den eidgen. Christen feiern». Der Text heisst: «Liebe Kindlein hütet euch vor den Götzen» Joh. 5,12. Die Predigt redet die fingierten Zuhörer mit den Worten an: «Arme Kindlein!» und sagt u.a.: «Kindlein seid ihr an Erfahrung und Weisheit trotz euerm üppigen Wesen; die Vergangenheit begreifet ihr nicht, die Gegenwart würdigt ihr nicht, an die Zukunft denkt ihr nicht.» Mit noch viel schärfern und drastischeren Wendungen hat J. Gotthelf «den vom Glauben abgefallenen Regenten, die ihr in den verschiedenen Gauen des Schweizerlandes wohnt», weiter den Bettagstext gelesen. Zum Glück war keiner dieser Regenten am Bettag 1839 in der Kirche zu Lützelflüh anwesend. Und als weise Vorsicht kann es bezeichnet werden, dass die gesalzene und gepfefferte Predigt erstens anonym und zweitens weit vom Schauplatz der Tat bei Ch. Beyel, Frauenfeld und Zürich, gedruckt erschien. Sonst wäre eine Klage auf «Kreditschädigung» kaum ausgeblieben.

Bitzius hatte in seiner Auffassung des Pfarramtes einen entschiedenen Zug zum Gemeinnützigen und Praktischen, weniger zu spezifisch geistlichen Unternehmungen. Deshalb machte er sich viel zu schaffen einerseits mit der Armenerziehung, anderseits mit der Schule. Der Pestalozzische Geist hatte es ihm angetan, und die dreissiger Jahre begünstigten diese Richtung. Er wurde der eigentliche Begründer und Vater der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, und «mini Buebe», wie er die Pfleglinge nannte, lagen ihm hart am Herzen um Gotteswillen. Bitzius schrieb nicht nur über solche Dinge, sondern er nahm sich derselben tätig und hingebend an, auch darin dem Vorbild Pestalozzis und nicht Rousseaus folgend. Den gemeinnützigen Männern des untern Emmenthals von damals blieb es zeitlebens eine schöne Erinnerung, dass sie für das Gedeihen der genannten Anstalt mit J. Gotthelf

zusammen arbeiten konnten. «Sie war», sagte Farschon in der Leichenrede, «stets gleichsam sein Schosskind; keine Mühe, keine Kosten scheute er für sie. Wolltet ihr, seine treuen Mitarbeiter an diesem Werk des Heils, anstehen, diese Behauptung zu unterschreiben? Ach, gehen euch nicht die Augen über, wenn ihr der so traulichen Stunden gedenket, wo er aus Anlass von Beratungen oder Prüfungen noch in eurer Mitte sass und anmutige Worte des Scherzes oder des Ernstes für euch hatte?»

Nicht minder kümmerte sich der Pfarrer von Lützelflüh um die Schule. Auch da begnügte er sich nicht mit Schreiben über «Schulmeisters Leiden und Freuden», sondern er griff es an mit speziellem Interesse für den einzelnen Lehrer und für die einzelne Schule. Gern zog er junge, begabte Leute zum Schuldienst heran, und schwerlich wird eine Schule von Seite eines Pfarrers fleissiger besucht worden sein, als dies der Fall war mit der Schule von Oberönz, während der junge Staub, der nachmalige Inspektor, den Bitzius als Vikar von Herzogenbuchsee ans Licht gezogen hatte, die Erstlinge opferte auf dem Altar der Jugendbildung. Als Pfarrer von Lützelflüh beteiligte er sich mit Vorträgen an einem Lehrerbildungskurs in Burgdorf. «Dorthin wanderte er», sagt sein Parentator, «an manchem heissen Sommertag, um die Schullehrer mit der Schweizergeschichte vertraut zu machen. Welche ausgebreitete und tiefe Kenntnis des Volkes und seiner Bedürfnisse auch in dieser Beziehung bei ihm vorhanden sei, war keineswegs verborgen. Daher ihn anfangs unserer Regeneration die grosse und die kleine Schulkommission in ihrer Mitte zählte; daher er auch mehrere Jahre als Schulsekretär fungierte und fast in jeder Gemeinde seines Kreises neue Schulhäuser bauen half, aber auch nicht wenig mit Plackerei von oben und Anmasslichkeit von unten zu kämpfen hatte.» Die Begeisterung, die damals, in der Zeit der ersten Liebe für die Regeneration des Volkes, viele edle Geister ergriffen hatte, erfüllte auch J. Gotthelf und liess ihn warm und rückhaltlos teilnehmen an allem, was auch das Schulwesen regenerieren konnte. Heute hat Pharao vergessen, was Joseph in jenem Wendepunkt der vaterländischen Geschichte für die Schule getan. Die emanzipierte Tochter weiss bald nichts mehr davon, wie sauer sich's die Mutter um ihre Erziehung und Heranbildung hat werden lassen.

Als man dann in den 40er Jahren Schule und Lehrerschaft und Lehrerbildung in den Dienst einer politischen Partei zu stellen suchte, da liess Bitzius seiner Antipathie gegen eine radikale Strömung in der Lehrerschaft freien Lauf. Aber die Schule selbst ist ihm stets lieb geblieben, nur dass er sich

allmälig von der direkten Arbeit an derselben zurückzog, wozu der Umstand beigetragen haben mag, dass ihm eines Tages unvermutet von der Regierung die Mitteilung zuging, er sei als Schulkommissär entlassen. Das war aus politischen Gründen geschehen. Denn gegen Ende der 40er Jahre war der Kampf entbrannt gegen das radikale Regiment, und Bitzius war – obwohl auf konservativer Seite stehend, doch ganz mit Unrecht – in den Verdacht gekommen, er bediene fleissig das Oppositionsblatt, den «Oberländer-Anzeiger». Die Vermutung war nicht nur aus der Offenkunde entstanden, dass er mit den Gegnern der Regierung einig gehe, sondern noch mehr daher, dass der Redaktor jenes Blattes in Stil- und Ausdrucksweise auffallende Ähnlichkeit verriet mit der Sprache des Pfarrers von Lützelflüh. Aus jener Zeit stammte denn auch das berühmt und berüchtigt gewordene Brieflein an seinen alten Freund, Pfarrer Bähler in Neueneck: «Ich Kamel an dich Kamel. Sag' nicht, lüg' nicht; aber sage ihnen, Stämpfli wolle uns katholisch machen und die Seelen der Leute durch die Schulmeister verwursten lassen.» Ein geflügeltes Wort, das dann Stämpfli an der Spitze seiner «Bernerzeitung» überreichlich gegen das konservative Regiment von anno 50 verwertete, während das Brieflein doch im Grunde nichts als ein harmloser, burschikoser Scherz gewesen war. Im übrigen bleibe es bei dem, womit der Artikel über Jeremias Gotthelf in Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule schliesst: «Wenn seit den Tagen, wo die Leiden und Freuden eines Schulmeisters geschrieben worden sind, ganz enorme Fortschritte gemacht wurden in der Hebung der Schule und des Lehrerstandes, so verdient J. Gotthelf den Ruhm, an seinem Teil den Anstoss dazu gegeben und seine mutige Stimme erhoben zu haben zu einer Zeit, wo es noch wenig Gunst eintrug, Fürsprecher der Schule und des Lehrers zu sein. Billig darf man sich freuen, dass ein heller Tag über der Schule aufgegangen ist; J. Gotthelf aber gehört zu den Propheten, die, wenn es noch dunkel ist, bereits auf der Warte stehen und nach dem Licht verlangend fragen: «Hüter, ist die Nacht bald hin?»

Im Verkehr mit den Gemeindegenossen war Bitzius ein Muster pastoraler Klugheit. Er war ein leutseliger und wohlmeinender Herr, der sich auf alle Bedürfnisse und Sorgen der Leute gut verstand und mit seiner eminenten Lebensweisheit praktischen Rat erteilen konnte. Auch darin ist er selber der alte Pfarrer, den er sagen lässt: «Niemand als Gott hat eine so grosse Audienzstube, als so ein alter Pfarrer; wo er geht und steht, wird er angesprochen, muss Rede stehen, und er tut es gern, so pressiert er auch ist; er weiss ja nie, ob das Wort, das er sagen könnte, ihm später zu sagen vergönnt ist.»

Auch mit der Tat stand er der Not stets zur Seite, und seine Richtschnur schien das Goethesche Wort zu sein: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.» «Und ihr Armen der Gemeinde» – heisst es in der Leichenrede – «vornehmlich ihr würdigen, verschämten Armen, ihr könntet es sagen, welche Fülle von Wohltaten seit einer Reihe von Jahren aus diesem Segenshaus da oben auf euch geflossen ist – ob ihr je unerhört weggehen musstet. O seit langem ist dieses Zeugnis an den Kirchenvisitationen wiederholt worden, und fürwahr, wenn irgendwo, so gilt hier das Wort des Herrn: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.» In allen Dingen hatte die Gemeinde an ihrem Pfarrer eine Stütze. «In jeder Angelegenheit», sagt der Parentator, «war er gern mit Rat und Tat bei der Hand, wo man ihn suchte. Fiel doch erst vor wenigen Tagen von einem angesehenen hiesigen Manne die Äusserung: Ja, man könne es dann einmal sehen, ob je ein anderer Pfarrer der Gemeinde durch Einfluss und Vermögen so gewichtige Dienste erweisen könne und werde.»

Etwas von der Verehrung, welche die Leser seiner Schriften ihm entgegenbrachten, trug sich auch auf das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Prediger und Seelsorger über. Später bewirkten allerdings die seltsamen Schriften und namentlich die Redaktion des Neuen Berner-Kalenders, dass manche Leute Scheu empfanden, wenn Bitzius bei ihnen ankehrte; denn sie befürchteten, dass sie irgendwo gedruckt erscheinen könnten. Mir selbst hat eine, im übrigen sehr tüchtige und angesehene Bäuerin, die ihr Haus wohl sehen lassen durfte, es einmal erklärt, sie sehe es nicht gern, wenn der Pfarrer von Lützelflüh herüber komme nach Goldbach. Nichts entgehe seinem scharfen Auge, und auf alles achte er, und man müsse immer mit Schrecken denken, dass man bald in einem Buch oder gar im Kalender sich wieder finden werde. Mit den angesehensten Bürgern von Lützelflüh stand der Pfarrer auf besonders gutem Fuss. Regelmässig an Sonntagabenden fand er sich mit einigen von ihnen im Hinterstübchen des Wirtshauses bei einem Schöpplein zusammen, und da diese Freunde ganz aussergewöhnlich gescheute und witzige Leute waren, so ging Bitzius nie heim, ohne für weitere Arbeit angeregt und bereichert worden zu sein. Aber nicht nur dort im Hinterstübchen, sondern auf Weg und Steg, namentlich auch in den Pfarrhäusern ringsumher sammelte er mit Bienenfleiss Honig für neue Schriften, und vermutlich kehrte er nie reichlicher beladen heim, als wenn er im Hause seines alten Freundes zu Wynigen und dessen redseliger Frau Pfarrer zu Gast gewesen war. Viel Lustiges und Ernstes wird auch hin und her geflogen sein an den

Nachmittagen, wo Bitzius mit seinen Intimis, dem Pfarrer Rytz von Utzenstorf und dem schon genannten Dekan Farschon in Wynigen, seine regelmässigen Zusammenkünfte im Stadthaus zu Burgdorf hielt. Von drei Seiten fuhren jeweilen an diesen fröhlichen Tagen die drei Freunde heran, jeder in einem Chaischen oder im Char-à-banc, «dienlich für einen Landpfarrer». Nur ein riesiges Gedächtnis ermöglichte übrigens unserm Dichter-Pfarrer, über das reiche Material, das ihm der Verkehr mit allerlei Volk eintrug, mit souveräner Freiheit zu verfügen. «So zwei Jahre», sagte er selbst einmal zu mir, «behalte ich alles, was ich während dieser Zeit gesehen, gehört oder gelesen habe.»

Ein Heim aber hatte unser Pfarrer, wie man es schöner sich nicht wünschen kann. Wenn uns Albert Bitzius, nachdem er sich einmal als J. Gotthelf entpuppt hatte, das Familienleben mit so lieblichen Farben schildert, so spricht er nicht wie einer, der das Familienglück entbehrt, und der es darum mit den Farben der Phantasie und des Verlangens schmückt, sondern er taucht seinen Pinsel in die helle, schöne Wirklichkeit, er bietet und empfiehlt uns, was er selber hat. Und wenn er über Bedeutung und Wert wackerer Hausfrauen und treuer Mütter so oft und so nachdrücklich sich vernehmen lässt, so hat er innerhalb seiner vier Wände an der sinnigen und trefflichen Gattin selber erfahren, was es sei um das Walten einer guten Mutter und Hauswirtin. In Lützelflüh war damals ein im eminenten Sinne des Wortes gastliches Pfarrhaus, das zur Sommerszeit einem Taubenschlage glich, wo es nur so aus- und einflog von heimischen und immer mehr auch von fremden Gästen. Letztere waren meist Deutsche, wie jener Baron, den das junge Dienstmädchen mit den Worten anmeldete: «Frau Pfarrer, es isch e Fadebund da und wott en Chrüzer.» Nie, man mochte anklopfen, wann es war, hatte man den Eindruck, dass man ungelegen komme. Wer auch nur einmal eintrat in diesen Familienkreis, dem musste unwillkürlich das Wort des Petrus beifallen: «Hier ist gut sein, hier lasst uns Hütten bauen.» Ich habe selber schöne und glückliche Stunden, wie als Knabe schon, so nachmals als Vikar der Nachbarschaft in jenem Hause genossen, und dankbar bin ich der Frau Pfarrer Bitzius, dass sie auch später, als sie verwitwet zu Sumiswald wohnte, mir eine mütterliche Freundin geblieben ist.

«Fast beispiellos glücklich» nennt der Parentator das Leben J. Gotthelfs bis zu jenem Zeitpunkt, wo körperliche Beschwerden mancherlei Art anfingen, den sonnigen Tag zu trüben. Zu diesem aufs Liebliche gefallenen Menschenlos trugen nicht am wenigsten die Kinder bei, die alle, jedes in seiner

Art, der Eltern Freude waren. Des Vaters Liebling war die jüngere Tochter, das einzige noch lebende unter den drei Geschwistern; der Mutter Liebling war der Sohn, während die ältere Tochter unter dem besondern Protektorat stand der Tante Bitzius. Alle drei waren reich begabt und genossen die sorgfältigste Erziehung, die namentlich von der feinsinnigen und hochgebildeten Mutter geleitet wurde. «Die schmerzlichste Züchtigung», schreibt die ältere Tochter, «war für uns, wenn die Mutter einige Tage lang uns nicht «gute Nacht» sagte oder gar Tränen über uns vergoss. Eine Lüge war in den Augen unserer Eltern das höchste Vergehen, und «Lüge» hiess alles, was nicht unbedingte Wahrheit war. Nie vertuschte die Mutter vor dem sehr heftigen und strengen Vater unsere Fehler, nie durften wir hoffen, vor seinem gerechten Zorn bei ihr unsere Zuflucht zu finden. Durch Wort und Vorbild lehrte sie uns die unbedingteste Offenheit und Aufrichtigkeit; auch darf ich nicht unerwähnt lassen, dass sie uns Kinder mit Wort und Beispiel dazu anhielt, die heiligen Namen, Gebete und Lieder nie gedankenlos oder gar scherzweise in den Mund zu nehmen.» Aber auch der Vater war treu besorgt um sein junges Völklein. «Er war», sagt die Tochter, «ein liebender, oft etwas strenger und ernster Vater, der seinen kurzen Befehlen ohne viel Reden Nachdruck zu verschaffen wusste. Mehr als mit Worten strafte er mit dem flammenden Blick seiner Augen, die bei jeder Gemütsbewegung Farbe wechselten.» «Und dann», schreibt er selbst an seinen Freund Burkhalter, «nehmen mir meine Butzen auch viel Zeit weg. Ich muss doch bisweilen hinuntergehen und sehen, ob ihnen nichts Neues beigefallen sei. Der Bub wird, wenn er so fortfährt, ein ganzer Kerl.» Und das ist er bekanntlich auch geworden. Der schüchterne und lindschälige Knabe im Waisenhaus zu Burgdorf, der sich gegen Kameraden, welche die Natur aus gröberem Stoff geschaffen, nicht zu wehren wusste, hat sich zu einem Manne entwickelt, der in manchem Sturme seine Kraft erprobte. Scherzend klagte er wohl, wie schwer es sei, als eines berühmten Vaters Sohn auch seinen eigenen Posten einzunehmen; aber er ist doch mehr geworden als ein Planet, der sein Licht nur bezieht von der väterlichen Sonne. Viel eigenes Licht strahlt noch heute von ihm aus.

Bei dem Pfarrer von Lützelflüh waren Milde und Ernst, Schalkhaftigkeit und sittliche Würde stets aufs schönste gepaart, und so war er denn bei seinen Kollegen im Amt eine allezeit willkommene Erscheinung. Als er starb, hinterliess er auch unter ihnen eine unausfüllbare Lücke. Wohl hatte er auch für ihre Schwächen ein scharfes Auge, aber wenn er sie ans Licht zog, geschah

es meist mit liebenswürdigem Humor; ganz wie seinem Sohn später, ward ihm darum manches geflügelte, mehr oder weniger boshafte Wort zu gut gehalten, das, aus anderem Mund geflossen, einen tiefen Riss gezogen hätte. Seinen Amtsbrüdern bewahrte er Freundschaft und Treue, auch wenn sie politisch andere Wege gingen. Ein tüchtiger, aber durchaus nicht blinder und einseitiger Korpsgeist liess ihn die Differenzen der politischen oder theologischen Anschauung übersehen und das Hauptgewicht legen auf das Gemeinsame und Zusammenhaltende. Lebte er heute, wo die verschiedenen Richtungen sich organisiert haben, er würde weder zur evangelisch-theologischen, noch zur reformerischen Fahne schwören. Wahrscheinlich wäre er ein «Wilder». Denn es gibt keine Schablone für ein Original, und Bitzius ging eigene Wege. – Ganz antipathisch waren ihm die jüngern Geistlichen, welche sich mit ihrer Richtung oder mit ihrer Wissenschaft oder ihrem Amtseifer aufs hohe Ross setzten gegenüber altern Amtsgenossen. Man denke an den Vikar in «Anna Bäbi Jowäger». Gegen solche liess er scharfgespitzte Pfeile der Satire und des Sarkasmus fliegen. Nie hat Bitzius, der jüngere, so sich in Widerspruch gesetzt mit dem Geist des Vaters, als da er in der «Reform» einmal recht geringschätzig von der Beteiligung der ältern Geistlichkeit am Armenwesen und an der Armenpflege schrieb. Dagegen hätte der Vater, so grosse Stücke er hielt auf seinen Albert, gewiss zürnende Verwahrung eingelegt.

«Über alle seine Standes-, ja über alle Vaterlandsgenossen», sagte der Parentator, «erhebt sich Bitzius als Volksdichter. Da steht er unerreicht oder wenigstens unübertroffen – mag auch eine von der Freundschaft nicht bestochene Kritik mancherlei und nicht unbedeutende Gebrechen auszustellen haben. Welchen unberechenbaren Segen der Heimgegangene noch in fernen Zeiten verbreiten muss durch seine Schriften! Denn ihr wisset es wohl, Freunde und Brüder, es sind das nicht bloss eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinweg zu helfen! Wenn die da aufgespeicherten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung schon jetzt gleichsam in das Fleisch und Blut unseres Volkes zur Befolgung übergehen könnten, wie gut würde es um dasselbe stehen!» Dekan Farschon hat ein prophetisches Wort gesprochen. Gotthelfs Schriften erfreuen sich heute, ein gutes halbes Jahrhundert nach ihrem Erscheinen, eines grössern Zuspruches, als damals, als sie noch neu waren. Namentlich gilt dies von der eigentlichen Bauernwelt, die darin gezeichnet wird. Der unmittelbare Einfluss der Werke Gotthelfs auf jene ist nicht gross gewesen, auf jeden Fall geringer, als das deutsche

Lesepublikum sich denken mochte. Unter den Gebildeten deutscher Zunge freilich gewann Bitzius bald Eingang. «Fürsten der Erde», sagte Farschon, der es wissen konnte, «liessen ihm durch ihre Gesandten Beifall zollen; ein berüchtigt gewesener König erzeigte ihm sogar die Ehre, eine seiner Schriften auf den Index zu setzen.» Aber der gleiche Redner fügte bei: «Auch hier freuen wir uns der ihm gewordenen Anerkennung, wenn wir gleich einigermassen an das Wort vom Propheten im Vaterland erinnert werden.» Indessen, diese Anspielung hatte Grund noch im Todesjahre Gotthelfs, heute aber, 100 Jahre nach seiner Geburt, nicht mehr. In steigendem Masse sind seine Schriften Gemeingut des Volkes geworden und stiften reichen Segen. Es wird sich erwahren, dass sie bleibende Bedeutung haben und allen Wechsel der Zeit und des literarischen Geschmackes überdauern.

Was Bitzius zum Schreiben getrieben, ist eine oft aufgeworfene Frage. Wiederholt hat er sich selber ausgesprochen u.a. auch in den Briefen an den mehr genannten «Fluhachersepp». «Es ist merkwürdig», schreibt er da, «dass die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiss mich zum Schriftsteller gemacht, sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen, und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr eigentlich auch niemand übel nehmen. Indessen muss sie mir Platz machen, muss mich gelten lassen – muss mir ein vernünftig Wort zu sprechen vergönnen, wann und zu was ich will. Ist einmal dieses Recht erkämpft, so werde ich sicherlich manierlich werden und sanft wie ein achttägiges Lamm und zuckersüss wie eine Welschlandtochter auf dem Tanzboden.» Auf die Selbstzeugnisse J. Gotthelfs über seine Schriftstellerei mochte ich nicht viel geben. Nicht etwa, als ob es ihm an Wahrheitssinn gebräche, bewahre! Aber er hat sich selber nicht gekannt. Er wollte belehren, bessern, reformieren, das war seine redliche Absicht. Aber als er nun ans Schreiben ging, da platzte die poetische Ader, von der er selbst nichts wusste. Mit dem Pädagogen geht nun immer mehr der Dichter durch; auch wo er belehren will, fängt er an zu schildern, die mächtige Phantasie reisst ihn fort. So ist J. Gotthelf ein Dichter geworden von Gottes Gnaden, und in der Energie der Zeichnung, in der Lebhaftigkeit und Kraft des Kolorits ist Bitzius bisher von keinem Volksschriftsteller, ja in dem Bereich, in dem er sich bewegte, von keinem Dichter übertroffen worden. Deshalb aber, weil er ein Dichter ist, sind seine Werke doch nicht bloss «eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinweg zu helfen», sondern sie bergen an Weisheit, Wahrheit, Belehrung, Trost eine Fundgrube, die noch

lange nicht ausgeschöpft worden ist, noch lange nicht ausgeschöpft sein wird. «Morgenstund hat Gold im Mund» gilt buchstäblich fast von unserm J. Gotthelf. In den Morgenstunden sind so zu sagen alle seine Schriften hingeworfen worden, und der Reichtum darin an echtem Gold übertrifft tausendfach an Wert für das Wohl und Glück der Menschheit alle Goldfelder von Klondyke.

Ich schliesse mit einem kleinen persönlichen Erlebnis. Im Herbst 1853 begann ich meine geistliche Amtstätigkeit als Vikar in J. Gotthelfs Nachbarschaft. Der Pfarrer von Lützelflüh war Visitator meiner Gemeinde. Vor Pfingsten 1854 sollte «grosse» Visitation gehalten werden. Obwohl diese, die sonst am Sonntag stattzufinden pflegte, von Bitzius auf den Freitag des Wochengottesdienstes angesetzt wurde, verlangte er dennoch, dass der Vikar vor ihm predigen solle, vermutlich um so recht sein Herz und seine Nieren zu prüfen. So machte ich mich denn ans Werk und studierte mit grossem Eifer eine Predigt über 1. Kor. 4, 1: «Von einem Haushalter wird nicht mehr gefordert, denn dass er treu erfunden werde». Und mit noch grösserm Eifer ward die Predigt gehalten, ich nahm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz; denn es galt zu rühren des Visitators steinern Herz. Nach der Predigt erwartete ich den Befund und hätte viel um ein gnädig Urteil aus des berühmten Mannes Mund gegeben. Aber in allen Wipfeln blieb Ruhe, kein Wort, weder Lob noch Tadel, kam über seine Lippen. Am folgenden Tag begegnete ich unserm Kirchenvorstands-Präsidenten, welcher mit feinem Lächeln sagte: «Heit er o gseh, Herr Vikari, wie gester der Herr Visitator gschlafe het währed euer Predig?» Das war ein kalter Strahl auf das heisse Verlangen nach des Visitators Lob. – Aber nun erinnerte ich mich, dass er Tags zuvor über dem festlichen Mahl oben am Tisch im Lehnstuhl mitten in heiterer Gesellschaft auch eingeschlafen war. Der Sopor, an dem J. Gotthelf damals bereits litt, war der Vorbote des baldigen Endes. Wenige Monate hernach, am 22. Oktober, kam für ihn die Stunde der letzten Visitation. Er wird sie wohl bestanden haben.

Redaktionelle Nachbemerkung

Johann Ammann (1828–1904) von der «Brüggenweid» bei Madiswil, Pfarrer in Lotzwil von 1861–1904, wurde nach vollendetem Theologiestudium von der Berner Regierung auf das Vikariat Hasle bei Burgdorf ein-

gesetzt. Hier lernte Ammann den berühmten Jeremias Gotthelf persönlich kennen, hatte dieser doch als Dekan die gesetzliche Aufsicht über die Amtsführung der dortigen Geistlichen inne. Siehe auch Friedli «Bärndütsch», Aarwangen.

Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs 1897 schrieb Pfr. Johann Ammann in den «Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich», Heft II: «Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf.»

EIN LANGNAUER TELLER AUS DEM JAHRE 1733

ROBERT L. WYSS

Das West-Berliner Kunstgewerbemuseum im Schloss Charlottenburg kann sich rühmen, einen sehr schönen und auch frühen Teller eines Langnauer Töpfers aus dem Jahre 1733 in seiner Sammlung bewahren zu können. Otto Holenweg hat sehr ausführlich in einem Aufsatz, den er im Jahrbuch des Oberaargaus 1979 veröffentlichte und den er «Rund um einen Keramikteller» nannte, über dessen ehemalige Besitzer geschrieben. Es handelt sich dabei um Fritz Leuenberger und Barbara Wälchly, einen in Lindenholz (Gemeinde Leimiswil, Kirchgemeinde Rohrbach) ansässig gewesenen Müller und dessen Ehefrau. Die vorliegende Arbeit befasst sich ausschliesslich mit dem Teller als Erzeugnis einer namentlich unerkannten, aber begabten Töpfer- und Malerhand, deren originelle Dekorationsweise Anlass zu einigen Überlegungen gibt.

Dass es sich eindeutig um ein keramisches Erzeugnis aus dem Emmentaler Töpfereizentrum Langnau handelt, bezeugt einmal die auf der Rückseite der Tellerwandung eingeritzte Ortsbezeichnung «la . . . ng . . . nau». Der Maler ritzte den Ortsnamen Langnau in kleinen Buchstaben, in drei Blöcke aufgeteilt und mit grossen Zwischenräumen längs des inneren Randes der Tellerwandung ein. Eine derartige Ortsbezeichnung lässt sich bei den Langnauer Tonwaren nur sehr selten finden, denn in der Regel wurde das Langnauer Geschirr nicht mit Signaturen versehen, weder mit derjenigen des Töpfers oder Malers noch mit derjenigen des Ortes. Töpfer und Maler müssen nicht immer identisch sein, denn gelegentlich wurden die Töpferarbeiten auch von Frauen bemalt.

Zu beachten ist auch die Art und Weise, wie der Maler die Namensbezeichnungen eingeritzt hat. Die Jahreszahl «1733» verlegte er in den Spiegel zwischen die Tulpen und Rosetten. Den Namen «FRYTZ LEVWEBÄRGER» ritzte er in grossen Lettern auf den inneren Tellerrand, soweit wenigstens, als er dafür ausreichend Platz fand. Die restlichen vier Buchstaben musste er analog der Datierung im Spiegel plazieren. Den Namen der Ehefrau «Barbra Waelchly» schrieb er in wesentlich kleineren und unauffäl-

ligen Buchstaben an den äusseren Tellerrand. Diese unterschiedliche Schreibweise der beiden Namen lässt die Vermutung aufkommen, dass hierbei Fritz Leuenberger offenbar die grössere Bedeutung zukommt. Wahrscheinlich hat das Ehepaar Leuenberger nicht aus Anlass des 10jährigen Hochzeitstages (28. April 1723) den Auftrag für diesen Teller erteilt. Wenn dies der Fall gewesen wäre, dann würden wahrscheinlich beide Namen gleichwertig nebeneinander stehen. Fritz Leuenberger muss diesen Teller aus irgend einem anderen Grund als Geschenk erhalten haben.

Bevor wir uns mit den Dekorationsmotiven im einzelnen befassen, sei noch kurz auf die Herstellung dieses Tellers eingegangen. Der Töpfer formte diesen Teller aus einem nassen Tonklumpen auf der kreisenden Töpferscheibe. Dann liess er den noch feuchten Teller solange trocknen, bis er den sogenannten lederharten Zustand erreicht hatte. Nun musste dem Teller ein geeigneter Malgrund gegeben werden, indem der Töpfer den Teller in eine Grund-Engobe eintauchte, die aus einem feingeschlemmten Brei aus gelblichem Ton bestand und die er vor der Bemalung vorerst noch etwas antrocknen liess. Dann ritzte er mit einem spitzen Instrument, vermutlich einem grossen Nagel, sorgfältig die pflanzlichen Ornamente und die Namensbezeichnungen in die Engobe. Somit entstanden die dunklen Umrisslinien der einzelnen Rosetten und Tulpen, da der unter der Engobe zum Vorschein kommende Ton eine andere Farbe hat als die Engobe selbst.

Die längs dem äusseren und inneren Tellerrand parallel laufenden Reihen kleiner, dicht nebeneinander gesetzter Punkte, das sogenannte «Hämmerband», bewirkte der Töpfer auf der rotierenden Töpferscheibe durch ein regelmässiges Aufschlagen eines zugespitzten Hammers. Nachdem nun alle dekorativen Elemente vorgezeichnet waren, konnte der Maler längs den geritzten Konturen die Binnenflächen mit Hilfe des Malhorns in brauner und grüner Farbe ausstreichen. Anschliessend wurde der fertig bemalte Teller mit einer Glasur überzogen, damit der vorerst noch poröse Teller eine glatte und glänzende Oberfläche erhalten konnte und somit die Wasserdurchlässigkeit verlor. Diese bestand wiederum aus einem dünnen Brei, der sich aus Wasser und pulverisiertem Quarzsand und Bleimenninge zusammensetzt. Bei einer Temperatur von 900 bis 950 Grad wurde dann der Teller im Brennofen gebrannt, um seine endgültige Fertigkeit und Farbgebung zu erhalten.

Betrachten wir uns nun die Dekorationsweise des Tellers etwas genauer, dann lässt sich auf dem Tellerrand ein im Uhrzeigersinn kreisendes Orna-

ment feststellen, bestehend aus alternierenden Rosetten und Tulpen. Im Tellerspiegel dagegen findet sich eine von einem zentralen Punkt aus radförmig ausgerichtete Rosette, die sich in regelmässig wechselnder Folge wiederum aus Rosetten vor einfachen, herzförmigen Blättern und stilisierten Tulpen vor zweifach übereinander geschichteten Herzblättern zusammensetzt. Die Tulpen wie die Rosetten gehören zu den elementarsten Dekorationsmotiven der Langnauer Töpferware, die während des ganzen 18. Jahrhunderts in mehr oder weniger stilisierter und strenger Formgebung immer wieder zur Anwendung gelangten und somit die Eigenarten der Langnauer Keramik bestimmten. Während die Rosetten des Tellerrandes und des Spiegels gleich sind, variieren die Tulpen. Diejenigen der Umrandung sind freier und naturalistischer, wenigstens was deren Blätter betrifft.

Bei dieser streng symmetrischen Dekorationsweise hat sich der Maler bei allen Einzelformen mit einer Ausnahme konsequent an die Sechszahl gehalten. Zieht man jeweils vom Mittelpunkt einer Rosette auf dem Tellerrand ausgehend von einer Rosette zur anderen eine Verbindungslinie, dann ent-

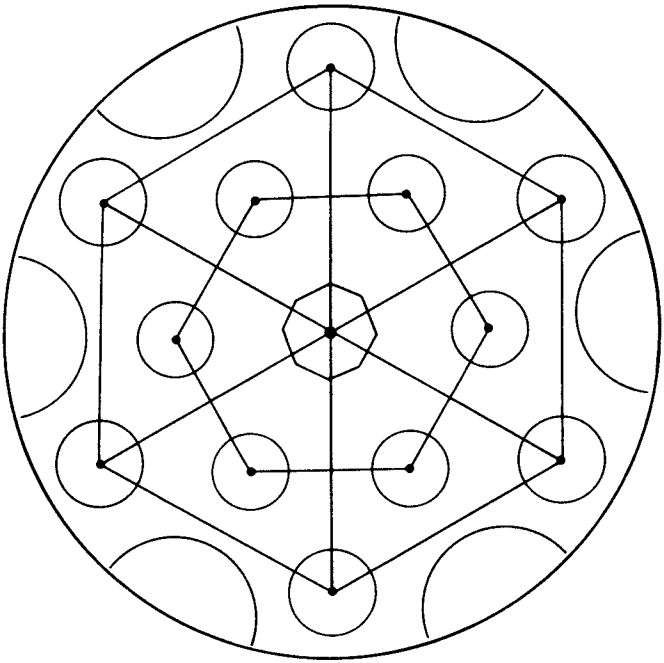


Fig. 1

steht ein regelmässiges Sechseck. Die Verbindungslinie von einer Rosette zur diagonal gegenüberliegenden verläuft somit genau durch die Mitte des Tellerspiegels. In dieser Linie liegen auf der Spiegelfläche die streng symmetrisch gezeichneten Tulpen mit den doppelten Herzblättern. Zwischen diesen Tulpen befinden sich auf dem Spiegel wiederum sechs Rosetten, deren Verbindungslinien ein kleines Sechseck ergeben, wobei die Eckpunkte des kleineren Sechsecks zwischen diejenigen des grossen Randsechsecks zu liegen kommen. Während die Rosetten des Tellerrandes gleich wie diejenigen des Spiegels aus sechs ovalen Blütenblättern bestehen, die sich um ein rundes Zentrumsblatt gruppieren, ist die grosse Rosette im Mittelpunkt des Spiegels jedoch aus acht Blütenblättern gebildet, so dass sich im Zentrum durch das Verbinden der Punkte im Inneren eines Blütenblattes ein Achteck bilden lässt. Verfolgen wir den Verlauf der leicht gekrümmten Tulpenstengel auf dem Tellerrand, dann lassen sich dort wiederum sechs Halbkreise feststellen (Fig. 1).

Auf der Rückseite des Tellers ist nur die leicht ansteigende Wandung, bzw. die Aussenseite des Tellerrandes mit einer Dekoration versehen, die allerdings weniger präzis gezeichnet ist. Der Töpfer verwendete ein umlaufendes Ornament, bestehend aus sechs Blumen, zwei verschiedenen Arten von Tulpen. Auch hier wandte der Maler ein streng geometrisches Prinzip an. Verbindet man jeweils die gleichen Typen miteinander, dann entstehen zwei gegeneinander gerichtete Dreiecke, die als geschlossene Form einem Davidstern gleich sehen (Fig. 2).

Auch bei den Tulpen auf dem Tellerrand hat sich der Maler streng an den Farbenwechsel gehalten. Was bei der einen Tulpe in grün zu finden ist, lässt sich bei der nächstfolgenden in braun erkennen und umgekehrt. Anders verhält es sich dagegen bei den Tulpen im Tellerspiegel, die farblich alle gleich behandelt sind.

Im Berner Historischen Museum befinden sich einige Langnauer Keramiken, Teller und Schüsseln, die ihre Entstehung in den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts der gleichen Töpferwerkstatt und vor allem der gleichen Malerhand verdanken. Diese Teller und Schüsseln, deren Dekorationsornamente ebenfalls auf streng geometrischen Figuren beruhen, ausführlich zu beschreiben, würde den Rahmen unserer Arbeit sprengen. Auch könnten wir sie nicht alle im Bilde wiedergeben. Somit sei nur kurz darauf hingewiesen.

Das gleiche Randmotiv wie beim Berliner Teller nach dem Prinzip der

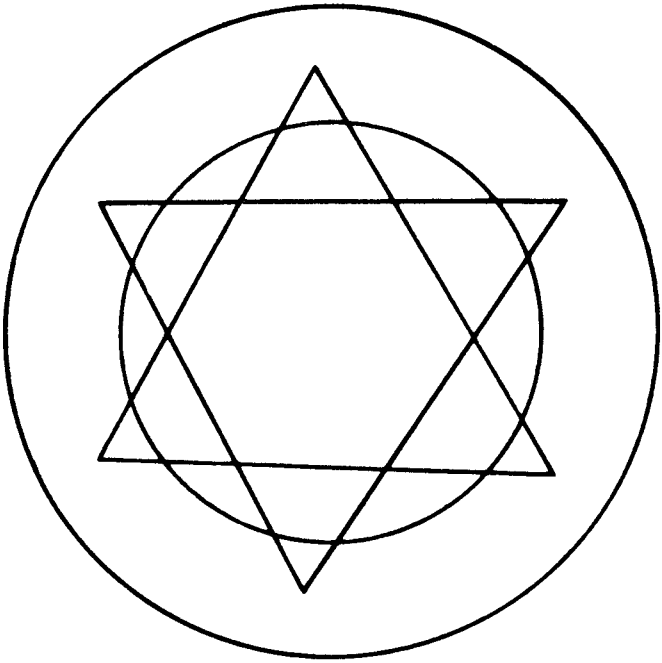


Fig. 2

Sechszahl findet sich auch auf einem 1735 datierten Teller (Inv.-Nr. 5919). Bei einem 1737 entstandenen Teller, der allerdings dem Heimatmuseum Langnau gehört, verwendete der Maler nochmals das gleiche Randornament, diesmal jedoch mit je sieben Rosetten und Tulpen.

Ein weiterer Teller im Berner Historischen Museum (Inv.-Nr. 5926) weist ein Spiegelornament auf, das wie beim Teller in Berlin mit den gleichen Elementen wie Tulpe und Rosette nach dem gleichen Radspeichensystem gegliedert ist, einzig mit dem Unterschied, dass die Anzahl der erwähnten Elemente auf der Fünfzahl beruhen. Das Prinzip der Fünfzahl findet sich auch auf einer Platte (Inv.-Nr. 25452) ohne abgesetzten Rand. Die Plattenmitte umgibt ein Kranz von fünf Rosetten, wovon jede einzelne von einem grünen Band umgeben ist. Längs dem Plattenrand verläuft ein Ornament, das aus fünf Rosetten und fünf Tulpen in wechselnder Folge besteht, wobei die Tulpen in den Radialachsen der Rosetten des inneren Ornamentkranzes liegen. Im Spiegel ergeben die Verbindungslinien der Rosettenmitten sowohl des äusseren wie auch des inneren Ornamentkranzes zwei übereck ge-

stellte Fünfecke. Wenn wir die zwischen den Rosetten liegenden Tulpen noch mit einbeziehen, entsteht ein Zehneck, welches das innere Fünfeck umgibt. Die Zehnteilung wird durch die zehn Spiralgebilde, die zwischen den Tulpen und Rosetten liegen, noch stärker betont.

Eine 1733 datierte Schüssel (Inv.-Nr. 7233) enthält im Inneren der Schüssel ein nach der Vierzahl gerichtetes Ornament, das sich ausschliesslich nur aus zwölf Rosetten zusammensetzt, die geometrisch so angeordnet sind, dass die Verbindungslinien von jeweils vier gleich gestellten Rosetten insgesamt drei verschieden grosse Quadrate ergeben, wobei das mittlere Quadrat sowohl gegenüber dem äusseren wie auch dem inneren übereck gestellt ist.

Ebenfalls auf der Vierzahl beruht ein Ornament im Innern eines Nidelnapfes (Inv.-Nr. 15925), wobei die vier Rosetten und Tulpen wiederum zwei übereck gestellte Vierecke ergeben. Das Innere des Deckels dagegen weist ein Ornament auf, das diese beiden Elemente in der Dreizahl enthält, so dass sich, wie beim Tellerrand des Berliner Tellers, zwei gegeneinander gerichtete Dreiecke ergeben.

Zusammenfassend lässt sich noch folgendes sagen: Bei dem Berliner Teller handelt es sich um eine der frühesten datierten und für Langnau bestätigte Töpferarbeit. Zudem zeugt sie von besonderer Qualität. Sie wurde von einer Malerhand ausgeführt, deren Dekorationsweise ausgeprägt ornamentalen Charakter hat und zur Hauptsache die beiden elementaren Motive der Tulpe und Rosette verwendet. Die einzelnen Ornamente und Blumenmotive der Spiegelflächen sind meist streng symmetrisch gegliedert und beruhen oft sogar auf geometrisch erfassbaren Grundformen. Diese äusserst exakt arbeitende und phantasievolle Malerhand hat in den Jahren 1730–1740 die für Langnau typische Dekorationsweise geprägt, deren Elemente pflanzlicher Natur während mehreren Jahrzehnten bis ins 19. Jahrhundert hinein in zahlreichen Varianten in anderen, später produzierenden Töpfereien Verwendung fanden.

GESCHICHTE DER MÜHLE OBERÖNZ

URS ZAUGG

Die unter Denkmalschutz stehende, charakteristische Gebäudegruppe am Dorfausgang von Oberönz, Richtung Bern, lenkte schon vor mehr als hundert Jahren das Augenmerk auf sich. So steht in Albert Jahns Chronik des Kantons Bern 1857: «Oberönz ist ein mittelmässiges Dorf mit einer aus Solothurner Quadern um 1803[1]: erbauten Getreidemühle … in einem äusserst fruchtbaren, quellreichen Gelände an der Oenz …» und in von Mülinens Beiträgen zur Heimatkunde 1890 lesen wir: «In Oberönz an der grossen Strasse steht ein stattliches Haus, erbaut 1790, dessen Giebel mit Malereien, Tellenschuss u. dgl. versehen ist. Auch alle Fensterladen haben schöne Rococo-Ornamente, die noch jetzt gut erhalten sind.» Urkundlich wird die Mühle Oberönz jedoch schon im 14. Jahrhundert erwähnt.

Der Oenzbach – Lebensader eines Dorfes

Der Oenzbach war von jeher die Lebensader der Ortschaft. Die Wasserkraft diente nicht nur dem Betrieb einer Mühle, sondern auch anderer Wasserwerke, wie Oele, Reibe, Stampfe und Schleife. Die Oenz entspringt in den Wynigenbergen und fliesst nach windungsreichem Lauf bei Graben in die Aare. Der Name Oenz entstammt einem gallischen Ausdruck für Fluss.

Der Bach war von jeher reich an Forellen. Am 27. Mai 1454 erging von der Propstei Herzogenbuchsee folgender Erlass: «Wer im Oenzbache mit dem Angel unerlaubt fischet, bezahlt der Propstey Herzogenbuchsee von jedem Wurf 3 Schilling alter Pfennige Busse. Wer für Kranke oder Schwangere Fische nimmt und auch der Fremde, welcher im Vorbeigehen und ohne am Bach stille zu stehen mit der Rute fischet, wird nicht gebüsst.» Das Oenzwasser wurde nicht nur für den Betrieb von Wasserwerken be-

[1] Bei Jahn wird der Mühlebau unrichtig mit 1830 angegeben.

Abb. 1. Alte Schwelle in der Oenz. Alle Aufnahmen in diesem Artikel von U. Zaugg

nutzt, sondern auch zur Bewässerung der Fluren. Noch heute besteht die typische, schöne Wässermatten-Landschaft zwischen Oberönz und Bollodingen; die Matten werden jedoch nicht mehr bewässert. In der Vergangenheit gab das Wassernutzungsrecht oft zu Streit zwischen dem Müller und den Mattenbesitzern Anlass. Die Mattenbauern hatten auf die Bedürfnisse des Müllers Rücksicht zu nehmen, d.h. das Wässern zu unterlassen, wenn der Müller das Radwerk benutzen wollte. Der unberechtigte Entzug des Mühlewassers sowie die Verwüstung des Mühlegrabens stand unter Strafe. Der bauliche Unterhalt der Wasseranlagen lag bald dem Lehensherrn der

Mühle, bald der Genossame, bald den Wasserwerkern, welche am selben Bache ihre Werke betrieben, ob. Den Mühlegraben musste der Müller anlegen.

Im Gefechtsplan Willading zum Bauernkrieg 1653 findet sich ein Wassergraben eingezeichnet, der beim dreieckigen Dreigerichtestein in «der Sempach Wässerung» abzweigt. Er diente, nebst anderen, zur Berieselung der Oenzmatten, wobei das nötige Wasser mittels Schwellen in die Wässergräben abgeleitet wurde. Die Abzweigstelle wurde kürzlich im Zusammenhang einer Bachbettausbesserung zugedeckt.

Trotz Wässer-Spruchbriefen entbrannten des öftern Streitigkeiten «wegen des Wässerns». Am 9. März 1663 klagten die Besitzerin der Hegen-Mühle, Frau Steiner, und die Oberönzer Hilti und Bind «gegen das Wässern der Gerber und Danner uss dem Mülibach»: zu hoch gelegte «Schwelli» und «gemachte Brütschen» bewirkten bei Hochwasser, dass die Mühleräder gestellt würden; das auf den «neuwmatten» versickernde Wasser walle im Dorf Oberönz wieder auf und verursache Schäden in Baumgärten, Häusern, Tennen und Ställen.

Die Mühle Oberönz im Mittelalter

Seit dem achten und neunten Jahrhundert waren es namentlich die Klöster, welche Wassermühlen errichteten, da nach der Regel des heiligen Benedikt jedes Kloster eine abgeschlossene Wirtschaftseinheit bilden musste.

1108 vermachte die Gattin Herzog Berchtolds II. von Zähringen, Frau Agnes, ihre Güter der Abtei St. Peter im Schwarzwald. Das Gotteshaus entsandte einen seiner Brüder nach Herzogenbuchsee, der die Verwaltung der oberaargauischen Klostergüter übernahm. Ein um 1400 angelegter Rodel nennt Rechte und Einkünfte der Propstei Herzogenbuchsee. Zu den Zinspflichtigen gehörte auch «hugo de molendino» (Hugo von der Mühle) in Oberönz. Er war Lehenmüller und hatte jährlich auf Lichtmess, St. Martins- und St. Andreastag den Lehenzins, vorwiegend in Naturalien, zu entrichten.

Verschiedenes Gotteshausgut befand sich im 15. Jahrhundert in freiem Handel. So erwarb am 24. April 1426 Hans Cun von Niederhuttwil von Uli Hurst in Langenthal um 60 Gulden die Hälfte von Mühle und Bleue zu Oberönz. Das Kloster St. Peter verkaufte am 16. November 1496 seinem Gotteshausammann, Hermann Bürgi in Buchsi, Einkünfte von 2 Vierteln Dinkel von der Mühle Oberönz, und im gleichen Jahr veräusserte die Props-

tei Herzogenbuchsee 30 Viertel Dinkel von den Hofgütern und der Mühle Oberönz. Diese Verkäufe geben uns nicht den besten Eindruck von der Verwaltung. Den spärlich überlieferten Angaben entnehmen wir ferner, dass Heini, der Müller von Oberönz, «20 Mäss Mülikorn» zinste (Propstei-Rechnung 1528). Mehr Einzelheiten vermitteln die Urbarien (Zinsrodel) 1533, resp. 1553, gemäss denen der Lehenmüller Jörg Gundelfinger folgende Zinsabgabe leistete:

An Pfennigen	10 Schilling
An Kämen	1 Mütt 4 kl. Mass
An Mülikorn	1 Mütt 8 kl. Mass
Dinkel	1 Viertel

Das Viertel Dinkel wurde ihm ab 1533 erlassen: «Uff 7. July 1553 geraten, disers vierthel Dinckel zehnten durchzethuend, von wegen das(s) min g(nädigen) her(re)n dem Müller ungevarlich by 20 Jarn säm(t)liches an der Müli buw ze stür geschenkt, sider nie inzogen worden und im Jnzüch Rodel ouch durchthan, und aber hie durchzethun vergessen worden.»

Bedingt durch die Reformation wurde Ende März 1528 der Propst von Herzogenbuchsee nach St. Peter abberufen und kehrte nicht mehr zurück. Die Abtei St. Peter trat am 21. Brachmonat 1557 Güter und Rechte der Propstei Herzogenbuchsee für 5000 Gulden an Bern ab. Vorübergehend wurden sie von einem besondern Schaffner verwaltet und Ende des 16. Jahrhunderts dem Landvogt von Wangen übertragen, der 1607/08 erstmals darüber Rechnung ablegte.

Über Rechte und Pflichten der Mühlen

Der grösste Teil der Mühlen wurde von Lehenmüllern betrieben. Kam ein Lehenmüller seinen Verpflichtungen nicht nach (schlechter Unterhalt des Werkes oder Zinsschuld usw.), hatte er von Seiten des Lehensherrn die Kündigung zu erwarten. Da jedoch die Lehensherren Mühe hatten, neue Lehensleute zu finden, wurden viele Mühlen den Lehenmüllern auf Lebzeit überlassen. So wurden die Lehenmühlen zu Erblehen. Seit dem 16. Jahrhundert konnten die Müller über ihre Lehen frei verfügen; sie traten auch nach aussen als Partei auf und waren rechts- und prozessfähig.

Im alten Bern gehörten die Mühlen zu den bevorzugten und geschützten Gewerbebetrieben, in Anbetracht der Vorsorge für das tägliche Leben der Untertanen.

Als staatlich konzessionierte Betriebe bedurfte es für jeden Mahlgang und jedes neue Wasserrad einer Bewilligung. Erst nach obrigkeitlicher Erteilung derselben war die Mühle eine «Ehehafte».

Unter «*Ehehaften* verstand man ein Nutzungsrecht, das an einem bestimmten Grundstück haftete. Der Eigentümer hatte das Recht, sein Gewerbe ausschliesslich auszuüben. Der Lehenmüller entrichtete den jährlichen Bodenzins in natura oder Geld. Das Baurecht haftete an der sog. Mühlestatt.

Die Erblehenmüller zahlten bei jeder Handänderung, die durch den Tod oder ein Rechtsgeschäft auf Seite des Lehenträgers eintrat, eine bestimmte Summe, den sog. *Ehrschatz* (Handänderungsgebühr; vgl. die Streitigkeiten darüber 1522 und 1626.)

Nach der bernischen «Müllerordnung» von 1520 durfte ein Müller höchstens zwei Pferde (für Kehrfahrten) «und sust wäder Schwin, hüner, gänns, noch ander vich erziechen», da man befürchtete, diese würden auf Kosten der Kunden gefüttert. 1521 bewilligte man noch «zwoy küli» und ab 1601 «ein hanen und zwei hüner und nit mehr».

Der *Mühlebann* bedeutete, dass der Eigentümer einer Mühle in seinem Bezirk fremde Konkurrenz ausschalten und seiner Mühle einen festen Kundenkreis sichern konnte. Der *Mühlezwang* verpflichtete die Bewohner des Bannbezirks, ihr Getreide in der Twingmühle und nicht anderswo mahlen zu lassen. Weiter spielte das *Kehrfahrtsrecht* eine wichtige Rolle. Der Müller war befugt, bei den Bauern seines Gebietes das «z'Mühli» abzuholen, ein Recht, das zum Gedeihen einer Mühle sehr viel beitrug. Wer jedoch auf verbotener Fahrt (Gebietsübertretung) ertappt wurde, erhielt hohe Strafen oder Busse.

Für Oberönz galt die Mühlefahrtsordnung der Ämter Wangen, Aarwangen und Bipp von 1677. Dem Müller von Oberönz war es u.a. verboten, im nahen Kanton Solothurn Mahlgut abzuholen. Die Versuchung mochte gross sein, denn vielfach lockte hoher Gewinn.

Mit dem Ende der alten Eidgenossenschaft wurden die Kehrfahrtsrechte aufgehoben, nach 1803 jedoch wieder erneuert. Die Löschung aller Zehnten, Bodenzinse und übrigen Gefälle erfolgte endgültig anno 1846.

Die *Mühlehofstatt* war des Müllers Besitzung und oft abgesondert von den übrigen Hofstätten. Sie bestand aus dem Mühlewerk und der Wohnung des

Müllers. In der Regel gehörten dazu noch ein Stall für Zugtiere, Schweine, Geflügel und die zu einem landwirtschaftlichen Betrieb notwendigen Grundstücke. Um erforderliche Reparaturen an der Mühle vornehmen zu können, hatte der Müller auch das Holzrecht, d.h. er durfte das nötige Holz selber schlagen.

Die Mahltechnik im 18. und 19. Jahrhundert

In Oberönz wurde das Wasser von unten an die Schaufeln des Wasserrades geführt. Beim Neubau der Mühle 1803 wurden drei Wasserräder nebeneinander auf einem Wellbaum angebracht. Mittels Schieber und Kennel konnte das Wasser jedem Rad einzeln zugeführt werden, je nach der benötigten Kraft. Auf der sog. «Rolle» befreite der Müller das Korn von der Spreue. Dieses gelangte anschliessend durch das Rumpfzeug ins eigentliche Mahlwerk. Das Rumpfzeug bestand aus einem trichterförmigen Rumpf, der «Gosse», und aus einem darunter angebrachten offenen Kasten, dem «Rüttelschuh», dessen Abstand von der Gosse beliebig verstellbar war, womit der Zustrom des Korns auf die Mühlsteine reguliert werden konnte Durch einen Rührnagel erhielt der Schuh dauernd eine rüttelnde Bewegung, wodurch ein gleichmässiges Ausfliessen des Getreides aus der Gosse bewirkt wurde.

Der Mahlgang bestand aus zwei Mühlsteinen. Der untere, der «Bodenstein», war unbeweglich, der obere Stein rotierte und hiess daher «Läufer». Zwischen den Steinen, wo die eigentliche Vermahlung stattfand, waren zu diesem Zwecke Kerben in die Mahlflächen eingehauen. Diese «Schärfen» zerrieben die dazwischengebrachten Körner. Durch die Zentrifugalkraft des sich drehenden Steins wurde das Mahlprodukt seitlich durch eine Öffnung, das «Mehlloch», nach aussen zum Sortierapparat gestossen.

Nach der Vermahlung folgte die Beutelung. Das «Gabelzeug» bewirkte ein fortwährendes Rütteln des Mehlbeutels. Die Sichterwelle besass einen kurzen Arm, der bei jeder Umdrehung des Steins dreimal einen Stoss erhielt und diesen auf den Beutel übertrug, ihn rüttelte. Dieser Dreischlag rief das vielbesungene Klappern der Mühlen hervor. Im Beutel wurden die gröberen Bestandteile zurückbehalten und gelangten nun in den «Sauberer», in dem sie je nach ihrer Feinheit durch verschiedene Siebe fielen und so sortiert wurden, was ebenfalls mittels Schütteln geschah. Das gewon-

nene Mehl hiess «gebeuteltes» Mehl, im Gegensatz zum «Schrotmehl». Bei diesem bestand der Mahlprozess in einer groben Zerkleinerung des Korns ohne Kleienabtrennung.

Die Lehenmüller zu Oberönz

Von all den Müllern, die auf der Mühle Oberönz tätig waren, sind uns nur wenig Dokumente erhalten geblieben. Wie schon erwähnt, waren es im 14. Jahrhundert «hugo de molendino», 1528 «Heini der Müller», nach 1533 Jörg Gundelfinger.

Eine Eintragung im Urbar der Propstei Herzogenbuchsee vom 7. Februar 1541 berichtet uns über den Totschlag an Jörg Gundelfinger (d. Älteren), Müller zu Oberönz: «… alls es sich zutragen das der müller Arbogaste Bruner zu Herzoge Buchse by nacht und nebell stillschweygend zu sin Hus gange, und dahin kommen das gemelter Arbogast, ine (Gundelfinger) domalen vom Leben zum Tod gebracht.» Der Täter Arbogast Brunner hatte sich vor «offenem Landtgricht zu Herzogenbuchsee» zu verantworten und gab zu verstehen, «er hab ine mit einem streich zeichnen wellen, dass er in harnach verkante». Brunner wurde erstlich von den gnädigen Herren des Landgerichts als «ledig» erkannt, weil «im von Hertzen leyd seye», aber dennoch zu acht Tagen Haft verurteilt und aus dem Landgericht Wangen verbannt. Dem Protokoll entnehmen wir, dass Brunner sich in Bern beklagte. Dort habe er «sovil grett» und die Anwesenden hätten «ine vor dem Schultheissen tröstet». Der Fall kam vor die zweite Instanz. Das Landgericht tagte in der Kirche zu Wangen und bestätigte das erste Urteil. Arbogast Brunner «sölle des müllers früntschafft myden und wychen und uss disem Landtgricht ziechen».

Wie den Zinsrödeln von 1574/1584 zu entnehmen ist, war es dann Jörg Gundelfinger (d. Jüngere), der jährlich der Schaffnerei Herzogenbuchsee Bodenzins zu entrichten hatte:

«An pfennig	10 Schilling
An kärnnen	1 Mut 4 Mass
An Müllikorn	1 Mut 4 Mass».

Zehntfrei war u.a. «syn Spycher uff dem Bach oben ann der Mülli ge-

lägenn». Diesen Speicher, der direkt über die Oenz gebaut war, finden wir auch noch im Ortsplan von 1765.

Als Lehenmüller tritt 1703 ein gewisser Hans Kopp in Erscheinung. – Erstmals begegnen wir im Wässerungs-Spruchbrief vom 25. August 1710 Hans Jakob Güntner. Als Besitzer der Güter war er jedoch eher in der Landwirtschaft tätig, den Mühlebetrieb besorgte Müller Jakob Lüthi, dessen Initialen noch heute über dem Kellereingang seiner einstigen Wohnung, dem Mühlestöckli, zu sehen sind (YL 1755).

Der Zinsrodel von Wangen 1765 enthält die Beschreibung der zehnten-, lehen- und bodenzinspflichtigen Güter des «Hanns Jakob Güntner, des Müllers zu Ober-Öntz». Dieser war zugleich Einzieher für Abgaben anderer Leute.

Für den zehntfreien Teil, bestehend aus «einer Mühle samt Zugehörd, ein Haus, Ofenhaus, Speicher, Garten, Schwein-Hof und Matten, Bleuwmatten genannt, durch die Land-Straass von einander abgeschnitten», hatte Güntner allein 2 Mütt und 8 Mäss Kernen, 3 Mütt Mühle-Korn und 8 Mäss Dinkel aufzubringen.

Die Oele und Reibe in «der Niederen Matten», die ebenfalls zu Güntners Besitz gehörten, waren mit 1 Pfund 10 Schilling belastet. Er bebaute zudem 2 Maad Mattland und 4¼ Jucharten Ackerland auf den drei Dorfzelgen. Als angesehener Mann in Oberönz war Hans Jakob Güntner auch Gerichtsäss.

1778 erwarben die Gebrüder Hans und Andreas Hofer von Bettenhausen, vermutlich nach dem Ableben Güntners, Mühle und Mühlehof zu Oberönz. Dem Erwerb ging ein langwieriger Prozess voraus, die sog. «Schwelli-Procedur», den die Gebrüder Hofer mit den Müllern Lüthi von Oberönz, Roth von Niederönz und Witschi von Wanzwil von 1772 bis 1775 ausfochten. (Ein ausführlicher Bericht darüber erfolgt später.)

Einem handschriftlichen Dokument, betitelt «Kurze Erzehlungen und Geschichten», um 1810 verfasst, entnehmen wir: «Um eben diese Zeit (1803) wurde die Mühle (Oberönz) neu erbaut, welche der sel. verstorbene Johannes Hofer zu Bettenhausen, und sein Bruder Andreas Hofer nach errungenem Sieg eines Prozesses, den sie mit etwelchen Müllern wegen des Wässerens hatten, endlich die Mühle im Jahr 1778 kauften. Der ältere Bruder Andreas starbe ledig ab; der Johannes hingegen hat zwey Söhne, welche die Vermögenschaft mit einander theilten. Dem Jakob fiele des Vaters Sässhaus (in Bettenhausen) und dem Johanes die Mühle (in Oberönz) zu. Der letztere verehelichte sich mit der ehrsamen Elisabeth Bögli von Loch. Weilen aber

Abb. 2. Wilhelm Rudolf Hofer und Verena Hofer-Roth
Abb. 3. Wilhelm Rudolf Hofer, 1838–1903

diese obbemelte Mühle unbequem, und insonderheit die Wasserstuben sehr baufällig war, so hat sich der Müller endlich entschlossen diese Mühle neu zu erbauen. Auf derselben fand man in dem Knopf eine Schrift, darin der Preis der Lebens-Mitlen beschrieben war: Der Kärnen galten 16 bz., R(o)ggen 12 bz., Mühlegut 13 bz., Wike 14 bz., Ärbs 15 bz., der Landwein 4 bz., welche Früchte gegenwärtig ohngefehr im gleichen Preise sind. An Geträide ware das 1778ste Jahr sehr gesegnet, aber fürchterliche Donnerwätter entstunden vorzüglich im Juli und Augst beynahe alle Tage, so dass man 70 Feuersbrunst zählte, worunder auch die schöne Mühle zu Wanzwil begriffe ware.»

Abb. 4. Rudolf Traugott Hofer und Lina Frieda Hofer-Rufer

Soweit aus dieser Niederschrift. Hans Hofer, der den Mühlehof bewohnte, war wie Güntner als Landwirt tätig. Die Arbeit auf der Mühle verrichteten vorerst Friedrich Wiedmer und der Mahlknecht Samuel Gygax.

Die Dynastie Hofer

Mit dem Einzug der Hofer begann eine neue Zeit im Oberönzer Mühlengewerbe. Einer reichen Bettenhausener Bauernfamilie entstammend, liess *Hans Hofer* seinen Wohlstand auch nach aussen erkennen, indem er u.a. den Mühlehof 1790 bemalen liess. Seine Lebensdaten sind leider unbekannt, ausser, dass er sich am «1. Junius 1761» zu Wynigen mit Anna Käser von Käsershaus verehelichte. Nach dem Ableben Hans Hofers ging der Besitz an dessen Sohn *Johannes Hofer* (9. 1. 1774–23. 6. 1847) über. Dieser verheiratete sich am 26. Juni 1798 mit Elisabeth Bögli von Loch. In den spärlich erhalten

Abb. 5. Türsturz der 1803 erbauten Mühle.
(Der Türsturz wurde im Februar 1979 vom Schreibenden unter Beihilfe hinter dem Gebäude ausgegraben, wo er 1933, nach erfolgter Türverbreiterung hingelegt worden war. In Solothurner Stein sind die Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, links und rechts eines Mühlerades, nebst dem Erbauungsdatum, eingehauen.)

gebliebenen Dokumenten wird er als der Erbauer der (neuen) Mühle genannt. Er liess 1803 das alte, baufällige Haus abreissen und an dessen Stelle das noch heute erhaltene Steingebäude errichten.

Als Erbkauf gingen die Liegenschaften nach dem Tod der Witwe Hofer-Bögli 1857 an den Sohn *Johannes Hofer* (20. 9. 1801–9. 11. 1867) über. Er war verheiratet mit Anna Maria Vogel von Wangen und war u.a. auch Gemeindepräsident von Oberönz.

1868 übernimmt den Besitz die 4. Generation: *Wilhelm Rudolf Hofer* (3. 6. 1838–14. 1. 1903). Wilhelm Rudolf holte seine Frau, Verena Roth, in Niederönz; die Ehe wurde am 26. August 1864 geschlossen. Er war die überragende Erscheinung der Hofer-Generationen. Von Mülinen nennt ihn «eine wahre Andreas-Hofer-Figur[1]», im Äusseren etwas rauh erscheinend, jedoch freundlich, mit mächtigem Vollbart. Geprägt vom Geist altbernischen Bauernstandes hat er seiner Gemeinde als Gemeindepräsident während mehrerer

[1] Andreas Hofer = Südtiroler Freiheitskämpfer

Abb. 6. Mühle Oberönz 1903

Abb. 7. Mühlehof Oberönz 1903

Jahrzehnte vorzügliche Dienste geleistet; aber auch als Präsident der Schulgemeinde an der Oenz galt er als verständnisvoller Freund der Jugend, der Lehrerschaft und der Schule. Er gehörte auch dem Verwaltungsrat der Ersparniskasse Wangen von 1895 bis 1903 an. In den lebhaften Wahlkämpfen des Jahres 1886 wählte ihn der Wahlkreis Herzogenbuchsee zum Mitglied des Grossen Rates, dem er während zwei Amtsperioden angehörte. Gleichzeitig wurde übrigens auch der Buchser Politiker und Redaktor Ulrich Dürrenmatt zum Grossrat gewählt. Rudolf Hofer war ein charakterfester und einsichtiger Vertreter der konservativen Volkspartei. Seiner aufrichtigen Bauernnatur entsprechend waren ihm alle diplomatischen Schliche zuwider; es fehlte ihm deshalb auch nicht an Feindschaft. Er war der Anführer der imposanten Burgerschar, welche den Burgergutsstürmern in Grasswil eine politische Niederlage bereitete.

Von Haus aus war Hofer ein eifriger Jäger. Ein Unglücksfall, bei welchem ihm in jungen Jahren eine Flintenkugel die Schulter durchbohrte, vermochte ihm die Lust am Waidwerk nicht zu nehmen. – Noch heute lesen wir seinen und seiner Frau Namen über dem Eingang des von ihm 1888 (anstelle des alten) neu erbauten Ofenhauses.

Am Mittwoch, 14. Januar 1903 abends, begab sich Hofer wie gewohnt ins benachbarte «Kreuz» zu seinem Feierabendschoppen. Beim Verlassen der Wirtschaft kurz vor Mitternacht glitt er auf dem vereisten Treppenaufgang aus und stürzte 2,5 m kopfvoran über das Geländer auf das Steinpflaster. Eine Gehirnblutung hatte seinen Tod zur Folge. Der Hof und die Mühle gingen nun an *Rudolf Traugott Hofer* (18. 8. 1876–2. 2. 1904). Dieser besass nicht die charakterlichen Vorzüge seines Vaters. Er war ein Feuerkopf, zeitweise stürmisch und aufbrausend, worunter besonders seine zarte Ehefrau, Lina Frieda Rufer, öfters zu leiden hatte. Mit der Schützengesellschaft fühlte er sich stark verbunden. Dies beweist ein Füllhorn, das er ihr 1898 schenkte. Im blühenden Alter von 27 Jahren starb er nach schwerer Krankheit, ein Jahr nach seinem Vater. Eine Bauern- und Müllerdynastie hatte ihr Ende gefunden. Der Witwe Hofer war es nun überlassen, die Betriebe weiterzuführen. Allein stand sie da mit ihrer Tochter Klärli und zwölf Bediensteten. Diese Bürde trug sie bis 1907, wo sie von Oberönz wegzog.

Nur wer weiss, was Bauernadel bedeutet, kann sich vorstellen, welche Gefühle diese Frau bewegten, wenn sie als ehemalige Mühlenbesitzerin ab und zu besuchsweise nach Oberönz kam.

Abb. 8. Ründi Mühlehof Oberönz

Die weiteren Mühlenbesitzer in Oberönz

In den Kauf der Liegenschaft teilten sich Friedrich Schneeberger von Ochlenberg, Ernst Gygax, «Löwen»-Wirt in Thörigen, und Johann von Gunten-Friedli, Ziegeleibesitzer von Bettenhausen. Doch bereits nach zwei Jahren erfolgte wieder ein Handwechsel. Die neuen Inhaber hiessen Friedrich Jakob und Gottfried Schärer. Jakob Schärer liess zwischen dem Mühlengebäude und dem kleinen Wohnstöckli, wo grosse Kastanienbäume standen,

einen Wagenschopf errichten. An diesen Bäumen wurden jeweils die Mühlepferde angebunden. Derweil diese aus dem angehängten Hafersack frassen, hielt sich ihr Besitzer vielfach im nahen «Kreuz» auf. Übrigens treffen wir beinahe regelmässig in der Nähe von Mühlen ein Wirtshaus an. Den Mahlgästen und Kunden bot dies eine willkommene Einkehrgelegenheit.

Den Landwirtschaftsbetrieb «Mühlehof» erwarb 1924 Karl Aeberhard, dessen Nachkommen ihn noch heute führen. Die Mühle aber ging andere Wege: Eine neue Zeit war angebrochen. Bedeutende Neuerungen in der

Mühlentechnik kamen in Aufschwung, mit denen das alte Mühlengewerbe nicht mehr mitzuhalten vermochte.

1928 übernahm die Kantonalbank von Bern die Mühle nach schlechtem Geschäftsgang und liess sie in eine Schmiede umbauen. Die drei Mühleräder wurden entfernt und eine Turbine installiert, welche die nötige Energie für Licht und Antrieb im Schmiede- und Schlossereibetrieb noch heute abgibt. So eröffnete der Schmiede- und Schlossermeister Hans Grossenbacher, aus Aeschi zugezogen, sein Gewerbe in Oberönz.

Die Ründimalerei am Mühlestock

Auf die Malereien am Mühlehof (heute im Besitz der Geschwister Aeberhard), ein besonders schützenswertes Stück alter Volkskunst in unserem Dorf, möchte ich hier näher eingehen.

Nur aufmerksame Passanten bemerken die schmucke Ründimalerei, die Hans Hofer 1790 als stolzer Besitzer von Mühle und Hof, anbringen liess. Es stellt sich die Frage nach dem Maler und seiner Herkunft. War es vielleicht ein Einheimischer oder war es ein auf Wanderschaft Vorüberziehender, der die Ründi auf der Stör bemalte, gegen Kost und Logis und um ein Entgelt; wir wissen es nicht. Die Volksmaler jener Zeit hinterliessen keine Signaturen, und es wird daher kaum möglich sein, diesen zu ermitteln. Wie dem auch sei, jedenfalls scheint mir die Version, Johann Jakob Trösch aus Thunstetten (1767–1824) könnte die Ründi bemalt haben, unglaubwürdig, hatte er doch in seiner Jugendzeit den rechten Arm verloren. Man kann sich daher schwer vorstellen, wie der einarmige Linkshänder auf hohem Gerüst solch überdimensionierte Ornamente gemalt haben könnte. Höchstens ein Entwurf dazu wäre möglich gewesen.

Die Malereien sind im Stil des Rokoko. Links und rechts der Ründi finden wir die charakteristischen, asymmetrischen Zierelemente wie Muscheln, Akanthus-Ornamentik und Blumenstrauss. Dann folgen auf halber Höhe zwei Engel, die Trompete blasend. Hoch in der Ründi-Mitte, in reicher Kartuschen-Einfassung, das Wappen der Hofer von Bettenhausen, die Jahrzahl 1790 und die Initialen HH für Hans Hofer.

Auf dem Stotztäfer ist eine Tellenschuss-Szene dargestellt: Rechts Wilhelm Teil mit angeschlagener Armbrust, zwei Knaben und einige Bäume. Links Walter Tell mit dem Apfel auf dem Kopf, im Hintergrund Häuser und

Abb. 9–12. Details der Ründimalerei, Mühlehof Oberönz. Links das Mühlerad als stolzes Berufssymbol. Rechts das Familienwappen der Hofer von Bettenhausen mit reicher Kartuschen-Einfassung. Unten: Charakteristische Zierelemente des Rokoko.

Bäume. Typische Symbole der Helvetik für die damals so laut gepriesene Idee: Freiheit und Gleichheit!

Auch die Ründi an der Nordseite des Hauses wurde bemalt. Anstelle des Familienwappens finden wir hier über einem Dreiberg ein Mühlerad: Symbole für Beruf und Grundbesitz. Seitlich wieder die Initialen HH für Hans Hofer und AK für Anna Käser, seine Lebensgefährtin. Ebenso zieren zwei Engel die rechte und linke Seite, jedoch ohne Trompeten. Innen- und Aussenkanten der Ründi sind begrenzt durch marmorierte Bänder.

Sämtliche Fensterläden weisen fein gemalte Akanthus-Verzierungen mit Muscheln auf. Beachtenswert sind ausserdem auch die schön proportionierte Rieg-Fassade und die elegant geschwungenen, hölzernen Fensterstürze mit den geschnitzten Muscheln.

Mit Hilfe des Berner Heimatschutzes wurde 1946 die südliche Ründi sowie die Süd- und West-Fassade durch Walter Soom, Heimiswil, fachgerecht restauriert. Leider hat die Malerei in den vergangenen Jahren stark gelitten (vor allem durch die Abgase der Motorfahrzeuge) und ist heute wieder renovationsbedürftig.

Von Oberönzer Mühlesäcken

Alte, kunstvoll bedruckte Mühlesäcke aus Oberönz sind nur noch wenige erhalten geblieben. Sie befinden sich heute alle in Privatbesitz. Der älteste stammt aus dem Jahre 1852 und gehörte Johann Ulrich Staub «BIM BRUNEN». Ein Exemplar aus dem Jahre 1854 ist rückseitig mit dem Brunnen-Dreieck von Oberönz versehen, das sich auch auf der alten Feuerspritze (Jahrgang 1848) findet.

Bedruckt wurden die aus Leinentuch oder Jute hergestellten Säcke im Limpachtal, unweit von Messen. Das Druckverfahren war sehr einfach: In einem Dreibeinpfänni wurde ein Gemisch von Kienruss, Bleiglätte und Leinöl unter Umrühren langsam erhitzt. Nach dem Abkühlen wurde Sikkativ zugegossen und kräftig verrührt. Die Druckschwärze war fertig. In Setzkästen setzte man die Druckstöcke aus Birnbaumholz zusammen, Namen, Ort, Jahrzahl, Ornamente usw. Mit einem Stempel schwärzte man nun die erhöhten Flächen der im Setzkasten bereitgestellten Schrift- und Zahlenbilder sorgfältig und gleichmässig ein. Der zu bedruckende Sack wurde unter eine Presse gelegt, der Setzkasten auf den Sack gestülpt und mit Hilfe der Schraubenpresse auf den Sack gepresst.

Man kann vier Grössen von gezeichneten Mühlesäcken unterscheiden:

den Maltersack	zu	$8^1/_3$ Bernermäss (1 Mäss = 12 kg)
den Müttsack	zu	10 Bernermäss
den Mehlsack	zu	70 Pfund
den Zentnersack	zu	100 Pfund.

«Champagner-Steine»

Es mag von Interesse sein, dass die zum Mahlen benötigten Boden- und Läufersteine in Steinbrüchen aus Quarzitbrocken gehauen wurden. Ein Bodenstein hatte einen Durchmesser von meist 150 cm und eine Dicke bis zu 115 cm. Die kleineren Läufersteine massen 140 cm im Durchmesser und waren etwa 45 cm dick. Ein Bodenstein wog bis zu 4260 kg, ein Läuferstein 1450 kg.

Südlich von Schnottwil befindet sich noch ein heute überwachsener Steinbruch, der seine Blütezeit von 1763 bis 1867 hatte.

Mitte des 19. Jahrhunderts eroberten die Kunststeine aus Süsswasserquarz von La Ferté sous Jouarre in der französischen Champagne (daher «Champagner-Steine») auch den schweizerischen Markt. Sie waren wohl viel teurer, doch konnte das Mehl besser ausgemahlen werden.

Wie die Steine um die Jahrhundertwende gehandelt wurden, verrät uns ein Dokument vom 27. November 1905. Die Witwe Hofer-Rufer zur Mühle Oberönz kaufte bei der Firma Johann Lanz' Wwe. in Bern «1 paar Champagnersteine 1.20 diam II. Qual, nach links bestrahlt, für Roggen und Mais etc. zu mahlen zum Preise von Frs. 680.– franco verzollt nach Station Herzogenbuchsee geliefert und ausgeschafft und montirt in Oberönz. Kosten für Verpflegung (Kost und Logis) des Arbeiters zu Lasten der Käuferin, dagegen Arbeitslohn zu Lasten der Verkäuferin. Die Zahlung hat in 2 Raten von je 340 frs.– nach Verlauf von 3. bez. 6. Monaten zu erfolgen. Fals die Steine dem Zwecke nicht entsprechen sollten, so verpflichtet sich die Verkäuferin, solche auf eigne Rechnung zurückzunehmen. Garantie 1 Jahr.» Mit einiger Sicherheit können wir annehmen, dass es sich hier um jene Steine handelt, die heute noch hinter dem einstigen Mühlengebäude liegen.

Anmerkungen:

Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle all denen zu danken, die mir bei meiner langjährigen Kleinarbeit durch ihr Wohlwollen und ihre Unterstützung geholfen haben, ein Stück Oberönzer Vergangenheit aufzuhellen.

Besonderer Dank gilt den Herren des Staatsarchivs Bern, Hans Henzi, Herzogenbuchsee, Dr. Karl H. Flatt, Solothurn, Walter Soom sel., Heimiswil, Walter Ingold, Zivilstandsamt, Herzogenbuchsee, Willi Hug, Burgerschreiber und kant. Fischereiaufseher, Bettenhausen, Hermann Tschumi, Grundbuchamt, Wangen a.A. sowie den Familien Fritz Langenegger, Hasle-Rüegsau, Aeberhard und Grossenbacher, Oberönz.

Uns und kommenden Generationen bleibt die Verpflichtung, zur Gebäudegruppe als Ganzes Sorge zu tragen, um sie als wertvolles Kulturgut in unserem Dorf zu erhalten.

Oberönz, Dezember 1979

Quellennachweis

Staatsarchiv Bern: Fontes rerum Bernensium Bd. 1/411. Urkunde 24. 4. 1426. Urkunde 27. 5. 1454. Urbarien Amt Wangen 1529, 1530, 1531, 1533, 1553, 1580, 1584, 1663, 1664, 1765, 1789, 1824. Wangen Contracten Protokolle 1790, 1794, 1796. Ämterbücher Wangen F 387, E 421, K 463, M 412, i/68, 1/75, 1/79. Ämterbuch Burgdorf B 960. Atlanten Wangen 1765 113/38, 113/29, 276. Mandatenbuch 9/292. Amtsrechnungen Wangen B IIV 2115. Bernische Müllerordnung vom 30. 11. 1520 (nach Hallers Ratsmanual). Bernische Müllerordnung vom 19. 3. 1601 (Polizeibuch 2/155–157).

Gemeindearchiv Oberönz: Urkunden Nr. 43 und 44. Dorfurbar 1787. Sitzungsprotokoll des Gemeinderates vom 15. 1. 1903. Ortsprospekt 1974.

Zivilstandsamt Herzogenbuchsee: Eherodel 1/192. Taufrodel 9/42.

Grundbuchamt Wangen: Bände 35/613, 48/434. 102/228, 107/127, 110/404.

Berner Volkszeitung vom 17. 1. 1903 und 6. 2. 1904.

Fritz Bühlmann, Die Mühle zu Landshut. 1932.

Karl H. Flatt, Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, 1969. Schriftliche Mitteilungen an den Schreibenden.

Hans Henzi, Die Kirche der Bergpredigt. 1978.

Der Hochwächter, Blätter für heimatliche Art und Kunst 1947. Beitrag von E. Flückiger, Messen.

J. Howald, Ulrich Dürrenmatt, Bd. 1. 1926.

Albert Jahn, Chronik des Kantons Bern. 1857.

Jubiläumsbroschüre 150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen. 1974.

Robert Keller, Die wirtschaftliche Entwicklung des Schweiz. Mühlen-Gewerbes aus ältester Zeit bis ca. 1830.

Arnold Kümmerli, Heimatbuch von Thunstetten, Bd. 2, 1952.

E. F. von Mülinen, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern. Heft 5, Oberaargau. 1890.

Rudolf Wälchli, Die Mühle zu Kirchberg und ihre Besitzer. 1976.

Siehe auch Beiträge des Verfassers: «Berner Spiegel» (Wochenzeitschrift der BN) 26. 11. 1977 und «Der Bund» 19. 1. 1979.

URSENBACH UM DIE MITTE DES 18. JAHRHUNDERTS

OTTO HOLENWEG

Prädikant Heinrich Fröhlich zu Ursenbach[1] war offenbar ein alter «Herr» geworden, weshalb die Obrigkeit ihm im Lauf der Jahre mehrere Helfer verordnete.

In den «Kapitelsakten» von 1763 lesen wir: «Johann Heinrich Föhlich, Pfarrer zu Ursenbach, Alters wegen abwesend, dessen Vicarius David Luttstorf.» Heinrich Fröhlich konnte demnach das «Kapitel» in Langenthal, die Versammlung der Pfarrer, nicht persönlich besuchen.

Im Brachmonat 1764 dürfte Pfarrer Fröhlich froh gewesen sein, dass er die eben eingegangene Post seinem Vikar Samuel Steinegger[2] überlassen konnte; denn der Läufer von Wangen hatte viel Arbeit ins Pfrundhaus gebracht.

Diesmal mochte sogar der Helfer die Weisungen der Regierung mit gemischten Gefühlen durchgangen haben. Da waren nämlich nicht bloss elf Fragen zu beantworten, sondern es fand sich auch ein «Cahier» vor, das Tabellen für eine ausgeklügelte Volkszählung enthielt.

«Wie billich ist es, dass wir Prediger bei jeder Gelegenheit die weise und unermüdete Fürsorg unserer hohen Obrigkeit auf das allgemeine Wohlseyn unseren Zuhörern zu Gemüthe führen, auch jetz Ihr hohes Verlangen erfüllen, vorgeschriebene Arbeit fleissig und genau auszuführen.»

So leitet Samuel Steinegger seine Antwort an die Regierung ein; die Obrigkeit war seine Wahlbehörde.

Um die Fragen beantworten zu können, wäre zwar «mehr Kenntnuss und längere Erfahrung der Gemeinds Sachen» erforderlich gewesen. Doch auf «vorgegangene fleissige Nachforschung und Wahrnemmung» hin will Vikar Steinegger die elf Fragen beantworten.

[1] Johann Heinrich Fröhlich war anno 1725 Helfer in Saanen, kam 1733 nach Grindelwald und von dort im Jahr 1755 als Pfarrer nach Ursenbach; † 1769 in Ursenbach.

[2] Samuel Steinegger, geb. 1741, war 1766 «Candidat» in Diessbach bei Büren und kam 1792 als Pfarrer nach Twann, resignierte 1800; starb 1814 in Bern.

Das aber sei bereits hier gesagt, er tat es in vorzüglicher Art, so dass sein «Pfarrbericht» uns wertvollen Einblick gewährt in die Verhältnisse, wie sie vor 200 Jahren in der Kirchhöre Ursenbach bestanden haben.

Die Antworten auf die elf Fragen, die von den Prädikanten zu geben waren, sind unter dem Namen «Pfarrbericht» in die bernische Geschichte eingegangen. Sie liegen denn auch wohl verwahrt im Staatsarchiv des Kantons Bern; einige davon sind in den Jahrbüchern 1959, 1960, 1961 und 1962 veröffentlicht.

Von Ursenbachs «Pfarrbericht» aber soll nun die Rede sein.

Doch zunächst zum

Cahier, zur Volkszählung

In diesen vorgedruckten Tabellen sollten festgehalten werden:

– die Zahl der Getauften und der Gestorbenen von 1701 bis Martini 1764
– der «Zustand» der gegenwärtigen Bevölkerung in «Mannsbilder» und «Weibsbilder» getrennt und nach Altersklassen geschieden,
– das Verhältnis der Ehen zu der Zahl der Getauften und Gestorbenen, sowie die Zahl der Weggezogenen und der Zurückgekommenen in 10 Jahren, von 1753 bis 1763,
– die neuangenommenen Einwohner der letzten 10 Jahre,
– das Verhältnis der Burger zu den übrigen Einwohnern,
– «der Zustand des Armuths.» Er belegt 2 Seiten und ist in mehrere Abteilungen unterteilt
– und endlich «die Summ der Armen, die bloss eine Handreichung bedörfen und deren, die gänzlich vom Allmosen leben müssen».

Fürwahr, eine ausgeklügelte Angelegenheit, die nicht bloss weitgehende Nachschlagungen in den Kirchenbüchern verlangte, sondern auch eine gute Kenntnis der Bevölkerung voraussetzte.

Aus dem Viel der Angaben möchte hier festgehalten werden, dass 6 Männer in Kriegsdienste gezogen und 3 daraus heimgekehrt waren. Im ganzen Kirchspiel wohnten 400 Burger; ihrer 130 waren «abwesend». Sie wohnten offenbar auswärts, mussten aber, wenn sie armengenössig geworden waren, von Ursenbach, von der Heimatgemeinde aus betreut werden. Bis zum Jahr 1846 war dem so. Damals «verpflichtete die Verfassung den Staat zur Armenpflege, die den Gemeinden obgelegen hatte.» (Feller, S. 371)

Zu den Burgern gesellten sich 189 Hintersassen («Nichtburger»), dazu kam ein «Heimatloser», ein Landsasse.

Die Zahl der Feuerstätten in der ganzen Kirchgemeinde ist mit 154 angegeben. Es lässt sich errechnen, dass im Weinmonat 1764 im Kirchspiel Ursenbach 706 Menschen wohnten.

Das Heft weist die nachstehende Anschrift auf: «Cahier von dem Kirchspiel Ursenbach davon im Landvogtey-Amt Wangen drey Viertel Ursenbach, Oberdorf, Hofen, im Landvogtey-Amt Trachselwald ein Viertel, Hubberg, sich befindet.» Mit diesen knappen Worten erzählt Vikar Steinegger ein gutes Stück Ortsgeschichte.

Auch sei daraufhingewiesen, dass *die 4 Viertel* in den Tabellen stets unter der Rubrik «Namen der Dorfgemeinden» aufgeführt sind. Dies aber schreibt jedem Viertel doch wohl eine Eigenständigkeit zu. Und wenn der «Allmosner» das Tischgeld für die «Umgänger» dem Viertel, und nicht den einzelnen Bauern bezahlte, so könnte dies dafür sprechen, dass jeder Viertel über eine eigene Verwaltung verfügte. Waren die Viertel Nutzungskorporationen?

Noch vor 50 Jahren hatten die drei Viertel, ob dem Bach, unter dem Bach und Hirsern und Höfen je eine eigene Anzeigerverträgerin. Im Gemeindereglement vom Juli 1980 sind die Viertel immer noch verankert. «Zu solchen Sachen muss man Sorge tragen, deshalb habe ich einfach abgeschrieben», sagte mir dieser Tage Gemeindeschreiber Morgenthaler.

In der Praxis aber sind die letzten Spuren alten Herkommens heute am Verschwinden. Bloss bei den Wahlen der Mitglieder des Gemeinderates und der Kommissionen wird noch auf die verschiedenen «Landesteile» gebührend Rücksicht genommen.

Über die Landwirtschaft

In zwei der elf Fragen, die Samuel Steinegger zu beantworten hatte, erkundigt sich die Obrigkeit nach dem Stand der Landwirtschaft. Im «Pfarrbericht» lesen wir:

«Der Bezirk dess grössten Theils der Gemeind Ursenbach haltet in sich der Länge nach bey 3 Viertel Stunden und macht ein wasserreiches Kleines Thal auss, welches auf beyden Seiten seine fruchtbare Hügel hat. Das Thalland wird bewässert; das Wasser ist zum wässeren tauglich, indemme es meistentheils Brunnwasser ist und einen fetten Schlamm hinderlasst. In *der Zeit* des Wässerns aber geht man hier nicht wohl zu raht: Da an Wasser ein

Überfluss ist, und sich die Leüthe einbilden, es komme nur auf vieles Wässeren an, wenn ihre Wiesen viel Gras hervorbringen sollen, so lassen sie das Wasser auf ihre Wiesen lauffen, so offt sie nur können; obschon der Boden oft vom Regenwasser angefüllt ist, so wässeren sie nichts destoweniger, und so stark, dass man an vielen Ohrten keinen Wasen mehr sichet. Ferners missfallet, dass viele ihren Herd wässeren wenige Tage vor dem Heuet und Emdet; wenn ein starker Regen um diese Zeit einfallet, und die Wiesen das Regenwasser nicht verschlucken können, von wegen der vielen Feuchtigkeit, die sie durch das unzeitige wässeren erlanget, dass alsdann Sand und Staub sich an das Gras hänget, unwüssens eingesammlet und mit dem Fueter von dem Vieh verschlungen wird, welches oft Krankheiten unter dem Viehe nach sich ziehet, das Fueter nicht seinen behörigen angenemmen Geschmack hat und vieles von seiner Kraft verliert (zumahlen in diesem fall das Thau auch nicht seine sonst vortreffliche Wirkung thun kann) grobe Stengel, anstatt reines Gras und Klee zeuget und sogar der Heüstok dadurch kleiner wird. *Die Manier des Wässerns* ist auch nicht wohl ausgesonnen: Sie ziehen hier tieffe schmale Gräben; sie machen wenig Nebendgräblein und keine Abzuggräblein, auss Grund sie möchten zu viel von ihrem Herd verderben, woraus dieser Schaden entsteht, dass ein Theil dess Erdreichs zu viel, und der andere nicht sein behöriges Mass Wasser bekommt.

Was die Pflanzung des Getreids betrifft, so glaubt man mit verstand darinn zu arbeiten, zumahlen man auf vorgegangenen Probierstuk erwehlet hat, nur Korn und Haber zu pflanzen; zu dem Roggen ist es, wie man insgemein darfür haltet zu kalt und für die Wike ist der Boden zu lättig und zu feucht; man hat auch nicht geruhetes Erdreich, welches zur Pflanzung des Roggens erforderet wird. Die welche wenig Wässerland haben, pflanzen zweymahl Haber und einmahl Korn; die, welche wenig Akerland haben, pflanzen aus Mangels dess Strohes zweymahl Korn und zweymahl Haber, danach lassen sie es 3 biss 4 Jahr zu Gras liegen. Dass sie sich aber hier dess Landbaues mit mehrerem Verstand befleissen als ehemahlen, beweist offenbahr der Zehnden, der seit 15 Jahren namhaft gestiegen ist. Sie wurden noch mehr Getreyd bekommen, wenn sie besser wüssten mit dem Dünger umzugehen und den Saamen betreffend die alte Meynung, das spytze, liechte und schlechte Korn seye das beste zum Säyen, fahren liessen, mehr Zeit zum Butzen und zurüsten des Saamens wurden anwenden, und einer weisen Anweisung folgen wurden. In dieser Gemeind wachset kaum so viel Korn, das zureichend ist, seine Einwohner zu erhalten.»

Kirche Ursenbach. Foto Hans Zaugg, Langenthal

Über «das Verhältnis des gebauten Landes zu den *Allmenden*» berichtet der Vikar zunächst, dass «eint und andere» Bauern eigene Weiden besitzen. Der Dorfgemeinde Ursenbach gehörten indessen drei Weiden oder Allmenden, die zusammen bei 150 Jucharten umfassten. Davon könnten 90 Juch-

arten bewässert, die übrigen 60 Jucharten zu Ackerland umgewandelt werden. Bisher habe man auf den Allmenden den Armen «Beünten und Rütenen» ausgeteilt, damit sie «einiches Getreyd und Herdspeisen» anpflanzen könnten. Der grösste Teil der Allmenden werde «durch den Weydgang des Viehes abgenutzet».

Ob mit den «Herdspeisen» wohl die Kartoffel gemeint ist? Sie jedenfalls war in jenen Jahren im Kommen.

Auch im Hubbergviertel gebe es eine Allmend. Sie sei etwa 100 Jucharten gross, und vier Gemeinden hätten Anteil an ihr. Das dürften Affoltern, Dürrenroth, Ursenbach und Walterswil gewesen sein. – Diese gemeine Weide sei mit 50 Stücken Vieh bestossen. «Man könnte darvon ohngefehr 30 Jucharten zu gutem Wässerland machen, doch nit anders als mit Anwendung grosser Mühe und Kösten.»

Mehr als 200 Jahre liegen zwischen der von Samuel Steinegger geschilderten Landwirtschaft und uns. In dieser Zeitspanne hat sich manches geändert. So haben die «Rütti» und der «Waldhof», die beiden landwirtschaftlichen Bildungszentren, die jungen Bauern in Fruchtwechsel und Saatgut, aber auch in der Buchhaltung geschult. Der Motor und die Technik haben auch auf dem Bauernhof Einzug gehalten.

Manche Wässermatten sind zu Ackerland geworden. In den Dürrejahren 1947 und 1949 war man indessen froh, dass das Land bewässert werden konnte; ja, das Wasser war damals so rar, dass in Ursenbach einzelne Inhaber von Wässerrechten auf den «Schwelliläden» übernachtet haben sollen.

Als Speisungsfaktor des Grundwasserstromes aber haben die Wässermatten in jüngster Zeit wiederum an Bedeutung gewonnen. Zu ihnen sollte deshalb gebührend Sorge getragen werden. Die Wässermatten geben zudem dem Oberaargau ein ganz bestimmtes Gepräge. Es wäre schade, wenn sie aus unserer schönen Landschaft verschwinden sollten.

Ein gutes Zeugnis

In den Antworten der andern Fragen gewährt uns der Pfarrbericht Einblick in die Lebensweise der Bewohner und in die sozialen Verhältnisse der Kirchhöre Ursenbach. Da vernehmen wir zunächst:

«Von den Gemeinds-Angehörigen überhaubt kann man rühmen, dass sie in gegenwärthiger Zeit nicht dem Laster der Trunkenheit ergeben sind. Wir

haben ein einziges Exempel, dass um dieses Lasters willen vor etlichen Jahren ein Ehemann bevogtet worden. Die Ursachen dessen sind nicht allein diese: dass in hiesigem Kirchspiel nur ein Wirtshauss, und die Vorgesetzten insgesamt hierinn allen übrigen mit einem guten Exempel vorgehen, sondern Manns und Weibspersohnen (wenige ausgenommen) sind ungemein häusslich, von Jugend auf zur Arbeit gewendt; sie haben das Gelt lieb und streben mächtig nach demselben. In der Kleidung sieht man wenig Underschied zwüschen den Reichen und den Armen, daher hiesige Gmeind sowohl Reiche als bemittelte Einwohner hat.»

Dem «gemeinen Kiltlauff» sollte indessen gesteuert werden. «Wenn diesem Laster könnte vorgebogen werden, so wurden sich die jungen Leüthe mehr bequemen zu heürathen, und die Bevölkerung der Gemeind wurde dadurch nicht wenig befürderet.»

Von allerlei Handwerk und von der Erziehung der Kinder

Im Kirchspiel Ursenbach seien die «Eltern überhaupt nicht mit vielen Kindern beladen. Sind die Eltern bey ansehnlichen Mittlen, dergleichen verschiedene gezehlt worden, haben sie zwey oder mehr Söhne, so kommt dem jüngsten der Hoof zu under einer geringen Schazung, neben dem, dass er nach altem Gebrauch den 4ten Batzen[1] von allem befindlichen Herd vorausnimmt, die übrigen Söhne werden meistentheils zu einer Profession erzogen, man macht aus ihnen Schärer oder Landärzte, dergleichen 7 in dieser Gmeind sind (mit 2en verständigen wäre es genug) Rothgerber, Schlosser, Schmieden, Zimmerleüthe etc. welche sich alle von ihrer Profession jedoch mit Unterschied wohl erhalten können.

Sind die Eltern bey mittelmässigem oder noch minderem Vermögen, so lehret der Vatter einen oft 2 Söhne sein Handwerk, welches er treibet, als Seiler, Maurer, Schumacher, Wagner, Kueffer, Tischmacher etc. Wir haben aber etliche Exempel, weilen mehr als 2 von gleichem Handwerk hier nicht bestehen können, dass sie sich anderst wohin begeben, ihrem Verdienst obliegen, davon viele ein müssiges Leben führen, in die Armuth gerathen und hernach die Gmeind beschwären. Aus diesem und anderen Gründen habe ich

[1] Der vierte Batzen: Vom Vermögen erbte der jüngste Sohn vorweg den vierten Teil; in den Rest teilten sich *alle* Geschwister zu gleichen Teilen.

der Ehrbarkeit und vielen Eltern angerathen, da von den Bauern die begründete Klag geführt wird, dass bey den gestigenen Tag und Jahrlohn, sie dennoch nicht genug Dienste und Taglöhner finden ihren Herd zu bearbeiten, sondern sie selbsten müssen fast über ihr Vermögen Hand anlegen, dass sie bey der Auferziehung der Kinder hinfüro nicht mehr so sehr auf die Erlernung einer Profession dringen sollten, zumahlen deren gar kein Mangel ist, sondern aus ihren Kindern, absonderlich den armen aus denselben gute Knechte und Mägde machen sollen, die beyzeiten die Landarbeit lehrnen verstehen, als welches sie in einen besseren Stand sezen wird; sie werden bessere Nahrung und einen stärkeren Leib erlangen und dem Landbau werde dadurch wieder aufgehulffen werden.»

Kaum ein Haus ohne Webstuhl

«Die Anzahl der Armen ist hier in Vergleichung anderer Gemeinden nicht gross. Man bringt keine Klägden für, dass die hiesigen Armen die Bauern beschwären mit bätteln oder in andere Dörfer lauffen, und den Nachbahrsleüthen beschwerlich seien. Bisher haben sich die Armen beschäftiget mit Bäsen und Bändelmachen, Schaubhüetlen (flechten von Strohhüten), Spinnen etc. wormit sie sich so gut als möglich durchgebracht. Die einträglichste Arbeit für die Armen allhier ist das Wäben und Zubereitung der leinigen und wollenen Tüecheren. Sogar eine Weibsperson, wenn sie anfänglich schon so arm ist, dass sie keinen Wäbstuhl vermag an sich zu kauffen, kann durch fleissige, doch unübertriebene Arbeit, auf dem Wäbstuhl ein ehrliches Tischgelt für sich 10 bz. per Wuchen bezahlen und sich noch wohl kleiden; eine geübte fleissige Wäberin verdienet biss auf 50 Kronen[1] per Jahr. Es ist allhier kaum ein Hauss, darinnen nicht ein Wäbstuhl gefunden wird, die weder Sommer noch Winter müessig stehen von wegen der Leinwandhandlung, welche stark getrieben wird. Wir haben eint und andere Ehepartheyen, die, obschon sie anfänglich mittellos waren, sich durch Wäben einiche Mittel erworben und ihre Kinder ohne Beschwärd der Gemeind ehrlich erziehen können, daher auch Bemittelte sich durch den Winter mit dieser Arbeit beschäftigen.»

[1] Sind es heute 3000 Franken?

Freilich, manche Webkeller sind feucht. «Es ist anzumerken, dass fast alle Wäber, Manns und Weibspersonen, schlecht aussehen, oft krank sind und selten zu einem hochen Alter kommen von wegen ihren feuchten und kalten Gemacheren, darinnen sie arbeiten.» Im Heuet, in der Ernte und in der «Säyzeit» sollten sie den Webkeller verlassen und den Bauern helfen. Die Weber würden dabei «frösche Luft schöpfen und sich ohnstreitig gesünder und stärker befinden.» Die Bauern aber würden dann auch lieber Hand anlegen, wenn ein Weber etwas zu fuhrwerken, ein Haus zu bauen oder auszubessern hätte. Auf diese Weise könnte ein der Gemeinde wohl anstehendes Einanderhelfen entstehen.

Hier darf angebracht werden, dass von den 217 Bürgern, die am 17. August 1798 in der Kirche zu Ursenbach den Eid auf die helvetische Verfassung leisteten, ihrer 35 den Weberberuf ausübten. In diesem «Register» sind 36 Bürger mit «Landmann» und 19 mit «Bauer» aufgeführt. Einen Unterschied zwischen Landmann und Bauer kenne ich nicht. 16 «Knechte» figurieren ebenfalls im Verzeichnis.

Im Mai 1826 stellte die Kirchgemeinde das «bittliche Ansuchen» an die Regierung, es «möchte in ihrer Gemeinde die Stelle eines obrigkeitlichen Tuchmessers errichtet werden. Weil in dieser Gegend viel Leinwand gewoben wird, und die dortigen Weber beynahe 2 Stund von dem obrigkeitlichen Messer zu Hermiswyl entfernt sind, so hat der Commercien-Rath» diesem Ansuchen entsprochen. Jakob Andreas Güdel wurde zum Tuchmesser gewählt und von Oberamtmann Effinger von Wildegg zu Wangen vereidigt. Wann die Tuchmesserstelle aufgehoben wurde, konnte ich bis heute nicht ermitteln.

Peter Borner, Direktor der Borner AG Bunt- und Leinenweberei in Kleindietwil, berichtet: «Unsere Lohnbücher gehen zurück auf das Jahr 1868. Aus Ursenbach schaffen heute 6 Arbeitskräfte bei uns; darunter ein Türke. 3 Frauen machen Heimarbeit.»

Von den Armen und von der Armenfürsorge

Von den elf Fragen, die im «Pfarrbericht» zu beantworten waren, befassen sich ihrer sechs mit dem «Fürsorgewesen», um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen. Über das Ergehen der Armen wollte sich die Regierung offenbar in erster Linie berichten lassen, ja es könnte Triebfeder zu dieser Erhebung gewesen sein. Vikar Samuel Steinegger schreibt:

«Man muss einen dreifachen Unterschied der hiesigen Armen machen:

1. Deren die noch kein Almusen oder Handreichung empfahen; diese Anzahl ist ziemlich gross.
2. Deren, die etwas von Handreichung geniessen; diese Anzahl ist gering.
3. Deren, die gänzlich von Almusen leben; diese Zahl belauft sich nicht über 8 Personen.

Wir haben aber viele Arme äussert der Gemeind, sowohl in Ihr Gnaden Teütschen als welschen Landen, welche, wenn sie junge und alte in ihr hiesiges Heymath zurückkämen, die Anzahl der Armen wahrhaft vermehren wurden, die wir jedoch täglich müssen erwarten seyn.»

Wegen «Müssigganges, Wollebens und schlechter Erziehung der Kinderen» schicken wir den Armen ausserhalb der Gemeinde keine Unterstützung mehr, Krankheiten und Notfälle ausgenommen. Wir verlangen, dass die Armen, die sich an fremdem Ort nicht durchzubringen wissen, hieher, in ihre Heimat zurückkehren. Denn einerseits belästigen sie dann die Leute nicht mit ihrem Betteln, und andererseits können wir ein wachsames Auge auf sie haben. Die Jungen aber halten wir an zur Landarbeit oder zu den in der Gemeinde notwendigen «Professionen.» Den Erwachsenen und Alten verheissen wir beizuspringen. «Je nach Beschaffenheit ihrer Leibs und Gemüths Kräfften» sollen sie gleich gehalten werden wie die in hiesiger Gemeinde wohnenden Armen.

Unterstützung der Armen durch die Gemeinde und durch den Staat

Von der Gemeinde wird den Armen, die des Almosens würdig sind, der Hauszins bezahlt, oder der Zins erlassen, wenn sie dem Armengut ein Darlehen schulden. Kleider werden ihnen ebenfalls angeschafft. Auf der Allmend wird den Armen ein Stücklein Land überlassen. Darauf können sie «einiches Getreyd und Garten Gewächs» pflanzen. Immer im April findet eine «Einteilung» statt. Zu dieser «Armengemeinde» werden die Bedürftigen eingeladen. Hier können sie ihre Anliegen vorbringen; die Ehrbahrkeit aber schenkt ihnen Gehör.

«Von der hohen Obrigkeit oder Allmussen Kammer empfahet man keine Beysteuer für die hiesigen Armen.» Von der Gemeinde aus wurde seit vielen Jahren um keine Unterstützung gebeten, trotzdem das Armengut nicht mehr als 3000 Pfund (das sind 900 Kronen) betrage. «Weilen die Armen

sich ehemahlen auf das jährliche Allmussen der Hochen Kammer verlassen haben, trotzig worden und verschiedene, obschon bey noch guten Kräfften, der Arbeit nicht gebührender Weise obligen wollen.»

Es mögen aber einige Armen ausserhalb unserer Gemeinde wohnen – etwa «in Ihr Gnaden Hauptstadt» oder anderswo – «die von der hochen Kammer Allmussen und Handreichung empfahen, aber nicht durch unsere Empfählungs Schreiben».

«Wie werden die gantz elenden Leuthe und dürfftigen Greise verpflegt?»

«Diese werden also verpfleget: Man thut sie in die Kehr; doch ist dies nicht zu verstehen, als ob sie von einem Ort zu dem anderen wandlen und nicht länger als einen Tag und Nacht in einem Hauss bleiben konnten, sondern sie werden in die 4 Viertel oder Dorfgemeinden abgetheilt, da sie 6 Wuchen und darüber bey einem Bauer in der Kehr erlosset werden. Man speist sie gleich den Diensten im Hause und liegen in einem Bette. Man bezahlt auch aus dem Allmussen Sekel ein Tischgelt für sie von 2 biss 5 Kreuzer dess Tags, je nachdem sie eine mehrere oder mindere Verpflegung bedörffen. An Kleideren haben sie auch keinen Mangel, und im Winter werden sie in der warmen Stuben gelitten. Da hier kein Spithal ist, wie in eint und anderen Dörferen, so wüsste nicht auf welche Weise diese Armen, Elende und Alte besser könnten besorget werden. Sie treffen oft barmhertzige Gemüther an, welche ihnen recht Gutes thun. Werden sie krank, so bleiben sie am gleichen Ort wo sie erkrankt sind; man kommt ihnen zu Hülff mit Arzneymittlen und liegen auf einem Bette in einem Kämmerlein, so dass von dergleichen Armen der diesfälligen Verpflegung halber keine Klag vorgebracht worden.»

Ob es den Armen an Lust oder Gelegenheit zur Arbeit fehle?

Die Beantwortung dieser Frage sei dem «Pfarrbericht» ebenfalls wörtlich entnommen.

«Wir können von unseren Armen rühmen, was die *Lust* zur Arbeit anlanget, dass sie (wenige ausgenommen) von Nathur arbeitsam sind. Sie sind bekümmeret um die Arbeit, sie lauffen derselben nach, und in der Arbeit

selbst sind sie fleissig. Die Ursach dessen ist eine seltsame Schamhaftigkeit bey der Ehrbarkeit ohne dringende Noth um Beysteüer anzuhalten, oder lauffende Bättler zu heissen, welches von hier aus gar nicht gestattet wird.

An *Gelegenheit zur Arbeit* ist hier kein Mangel. Da die Leinwath Handlung in der Gemeind und in der Nachbarschafft blühet, so finden die Armen neben der Landarbeit ihren täglichen Underhalt mit Spinnen und Bändelmachen, und fürnehmlich mit dem wäben, welche Arbeit ihren beständigen Fortgang hat. Das Schaubhüetmachen[1] wird von den hiesigen Armen stark getrieben, doch ist hiebey zu bemerken, dass sie es mit dieser Handarbeit nicht weiters bringen können, als ihre Hausshaltung, wenn sie nicht gross ist, durchzubringen, indem wegen der Vielheit der hierinnen Arbeitenden ihre Arbeit wenig Gewinn bringet. Erkranken sie nur etwelche Wuchen, dass sie äussert Stand sind zu arbeiten, so ist schon Mangel in dem Hause, weilen sie ohngeachtet alles fleisses nichts fürsparen können.»

Andere Verdienstmöglichkeiten?

Weil der Landbau ständig verbessert wird, sollte man in Ursenbach bei der Landwirtschaft bleiben; denn diese Arbeit entspricht «ihren Tallenten» am besten.

Diejenigen aber, die sich mit Leinwand-, Tuch- und Garnhandel befassen, bewähren sich nicht alle, denn das Marktfahren ist eine gefährliche Sache, weil «man gar leicht zu einer wollüstigen Lebensart verführt werden kann».

Benutzte Quellen

Almosnerrechnungen im Archiv der Kirchgemeinde Ursenbach.
«Cahier» Tabellen zur Volkszählung von 1764, Staatsarchiv Bern.
Feller, Berns Verfassungskämpfe 1846.
Lohner, Bernische Pfarrer 16. bis Anfang des 19. Jahrhunderts, Staatsarchiv Bern.
Kapitelsakten im Staatsarchiv Bern.

[1] Das «Schaubhüetlen» scheint nach 1764 rasch in Abgang gekommen zu sein. Im Bürgerverzeichnis von 1798 figuriert Johannes Leuenberger als einziger «Schinnhütler». Ob «Schaub» und «Schinn» wohl das gleiche ist?

VERSTEINERUNGEN IM OBERAARGAU

WERNER BÜHLER, HANS HUBER UND VALENTIN BINGGELI

Einführung

Als erdgeschichtliche Zeugen liefern Versteinerungen wesentliche Angaben zur geografisch-geologischen Landschaftskunde. Die Paläontologie oder Versteinerungskunde ist zudem ein besonders reizvolles Fachgebiet zwischen Ästhetik und Wissenschaft, zwischen Staunen und Verstehen. Vielfalt und Schönheit in Farbe und Form der Versteinerungen lassen auch den «einfachen Mann aus dem Volke» zum erfolgreichen Sammler werden, wobei Bruchteile von Fossilien ebenso wertvolle Funde sein können wie Stücke aus Sternstunden.

Ohne gewisse Kenntnisse über Schichtenbau, Anstehendes (der sog. gewachsene Felsuntergrund) und Orte, wo das anstehende Gestein zutage tritt (Aufschlüsse), kommt auch der Laie bald nicht mehr aus – obwohl reine Zufallsfunde mithin besonders glückhaft empfunden werden. Sehr zu empfehlende Requisiten des Fossiliensammlers sind neben einem währschaften Hammer topografische und geologische Karte. Letztlich aber wird über den Erfolg stets ein gewisser beharrlicher Spürsinn entscheiden, wie ihn Kinder und andere findige Leute besitzen. Bei offenem Auge und Sinn kann er sich zu einer besonderen persönlichen Fähigkeit entwickeln, und es ist bezeichnend, dass diese gerade oft bei einfachen, naturverbundenen Menschen, in die der zündende Funke fiel, zu finden ist.

Die theoretischen Kapitel des vorliegenden Aufsatzes basieren auf einem Vortrag, den W. Bühler im Anschluss an die Jahresversammlung 1979 der Jahrbuchvereinigung Oberaargau in Bleienbach hielt. Über lokale Funde und Fundstellen orientierten H. Huber und V. Binggeli. Für die vorliegende Veröffentlichung beschlossen wir eine Beschränkung auf das Gebiet von Molasse und Jura des Oberaargaus (vergleiche dazu die erdgeschichtliche Übersicht in Tab. 1). Praktisch nur in diesen Formationen kann der Laiensammler in unserer Gegend «fündig» werden.

In den «Langenthaler Heimatblättern» 1937 hat Fritz Brönnimann auch

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20, 1977

Abb. 1. Grosser Steinbruch Linden, Ochlenberg. Sandsteinbänke.
Foto D. Schärer, Langenthal

Abb. 2. Muschelsandstein von Linden, Ochlenberg. ½ natürliche Grösse. Fund H. Frautschi; Grundlage zum Titelbild Jahrbuch 1977 von Peter Käser.
Foto Dr. H. Scheidiger, Langenthal

die eiszeitlichen Funde des Oberaargaus dargestellt, wie sie im Heimat museum Langenthal ausgestellt sind (z.B. Wollhaar-Nashorn, Mammut, Rentier, Wildpferd und Wildrind). In der selben Schrift – wie in den Oberaargauer Jahrbüchern 1958 und 1966 – besprach er insbesondere auch die berühmt gewordenen Aquitanfunde aus den «Wischberg-Schichten» von Langenthal (z.B. «Langenthaler Nashorn», Brönnimannscher Tapir, Schildkröte und Fächerpalme).

Eine grundlegende geologische. Beschreibung gab Martin Ed. Gerber in seinem Artikel über die Buchsiberge im Jahrbuch Oberaargau 1978, und Walter Bieri ging im Jahrbuch 1977 dem speziellen Fund der «Glanzmannschen Kugeln» nach. Was weitere Literatur zu unserem Thema betrifft, verweisen wir auf die Verzeichnisse bei Brönnimann und Gerber.

1. Erdaufbau

Der geologisch überschaubare Teil der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten begann mit der Bildung der ersten Erstarrungskruste. Die heute mehr als 3,5 Milliarden Jahre alten Gesteine haben keine direkte Beziehung mehr zu der ersten Erstarrungskruste. Diese erlitt in den Jungferntagen der Erde vielerlei Umwandlungen, und der Weg bis zur heutigen Bodenbeschaffenheit war lang und wechselvoll.

Die Erdkruste, ein gigantisches Museum längst hinter uns liegender geologischer und biologischer Vorgänge, besteht vorwiegend aus zwei Schichten: Dem SIMA, der unteren, aus Basalt zusammengesetzten Schicht, und der oberen, als SIAL bezeichneten und vorwiegend aus gefalteten Graniten die Kontinente aufbauenden Schicht. Darüber breiten sich weltweit die verschiedensten Sedimente, die im Laufe der Erdgeschichte aus den Verwitterungs- und Ablagerungsprodukten früher Gebirge und Böden entstanden sind. Die Erdkruste, die eine Dicke von 10 bis 60 km aufweist, stellt eigentlich nur eine dünne «Erstarrungshaut» über dem inneren und äusseren Kern und dem diesen umfassenden, plastischen, 3000 km dicken Erdmantel dar.

Auch mit den neuzeitlichsten technischen Hilfsmitteln gelang es dem Menschen nicht, in sehr grosse Tiefen dieser Erdkruste vorzudringen. In abgestuften Bohrungen erreichte er in den obersten Sedimenten bloss eine Tiefe von mehreren Kilometern und nur ca. 1,5 km in die darunter liegenden Granit- und Basaltdecken.

Tabelle 1: Erdgeschichtlicher Überblick

Zeitalter (Ära)	Formation	Epochen, besondere Vorkommnisse		Alter in Mio Jahren
Neo- oder Känozoikum Erdneuzeit	Quartiär	Holozän Alluvium	Nacheiszeit	0,01
		Pleistozän Diluvium	Eiszeiten Nordhalbkugel	1
	Tertiär	Pliozän Miozän Oligozän Eozän Paläozän	Jurafaltung Alpine Gebirgsbildung Mittelland-Molasse	70
Mesozoikum Erdmittelalter	Kreide	Beginn der alpinen Faltung	Herausbildung der heutigen Meer- und Landgrenzen	140
	Jura	Weisser J.: Malm Brauner J.: Dogger Schwarzer J.: Lias	Ergüsse von Basaltlava auf die Festländer	180
	Trias	Keuper Muschelkalk Buntsandstein	Nur geringe Krustenbewegung	220
Paläozoikum Erdaltertum	Perm	Vereisung Südhalbkugel		260
	Karbon	Variskische Gebirgsfaltung		350
	Devon	Starker Vulkanismus		400
	Silur	Kaledonische Faltung		500
	Kambrium	Ausdehnung der Flachmeere		600
Präkambrium Erdfrühzeit		Gebirgsbildungen Gesteinsmetamorphose		1200
Archaikum Erdurzeit		Schiefer magmatischer und sedimentärer Herkunft (Erdrindenbildung)		5000

Pflanzenwelt	Tierwelt	Typische Lebewesen
Wie heute	Wie heute Rückgang der grossen Säugetiere (Menschwerdung?)	
Wie heute *Blutenpflanzen* Braunkohlewälder	Niedere Tiere: wie heute Entfaltung der höheren Säugetiere und der Vögel und Insekten	
Erste bedecktsamige Blütenpflanzen (Laubhölzer)	Knochenfische Früheste höhere Säugetiere Aussterben der grossen Saurier	
Höhere Nadelhölzer	Blüte der *Saurier:* Meeressaurier Riesige Landsaurier, Flugsaurier	
Nadelhölzer u.a. Gymnospermen	Früheste niedere Säugetiere Ammoniten	
Erste Nadelhölzer	Entfaltung der Saurier *Altamphibien* (Blüte)	
Steinkohlewälder (Farne, Schachtelhalme)	Erste Reptilien (Saurier) Urinsekten (Riesenformen)	
Früheste *Land*pflanzen *Niedere Gefässpflanzen*	Früheste Landwirbeltiere (Amphibien). Erste höhere Fische	
Erste Gefässpflanzen	Älteste *Wirbel*tiere (Panzerfische)	
Algen	Wirbellose Meerestiere	
Algen	Spärliche, niedere Meerestiere (Kieselschwämme, Radiolarien)	
Entstehung des Lebens ? Undeutliche Spuren		

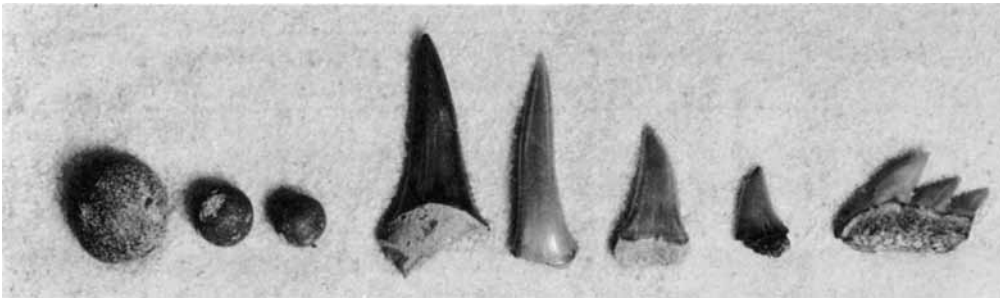


Abb. 3. Haifischzähne und «Schwarze Perlen» (Glanzmann-Grübli, Loch Oschwand).
Foto H. Scheidiger Langenthal

An natürlichen Rissen in der Erdkruste kann deren Aufbau besonders gut beobachtet werden. Eines dieser «Fenster» in die oberste Erdrinde ist der Gran Canyon in den USA. Die Länge dieser Erosionsfurche beträgt 350 km und die Breite schwankt zwischen 6,5 bis 29 km. Der Colorado River fliesst in einer Tiefe von 1400 bis 1700 m und transportiert täglich bei 500 000 Tonnen Verwitterungs- und Abtragungsmaterial. Dank dieser immensen Erosionsnarbe erblickt man Gesteine, die ein Alter von 2 Milliarden Jahren aufweisen!

2. Ablagerung, Sedimentation

Über die allseits wirksame, landschaftsverändernde Erosion befördert die Schwerkraft, unterstützt durch Wasser, Wind, Schnee und Eis die Stoffe in Vertiefungen der Erdoberfläche, wo sie wieder abgelagert, d.h. sedimentiert werden. In den meisten Fällen geschieht dies im Meer, doch können die Verwitterungsprodukte auch schon unterwegs in Senken, in Süsswasserseen, in Tälern abgelagert werden.

Alle Sedimente sind zunächst locker. Der Weg zum verfestigten Gestein führt über die sog. Diagenese. Dazu gehören die Auspressung von Wasser, Kristallisation, Ausfüllung der Poren mit Bindemittel (z.B. Calziumkarbonat, Tonerdeminerale, Kieselsäure usw.), und diese Umwandlung oder Metamorphose geschah und geschieht bei hohen Temperaturen, unter riesigem Druck in unvorstellbaren Zeiträumen. Tektonische Vorgänge, wie Hebungen und Senkungen, Vulkanismus, seismische Vorgänge, können die Dia-

genese wesentlich beeinflussen. In vielen Fällen erwirken erst endogene Kräfte wie Faltungen und Aufstauchungen die Verfestigung des Gesteins. Es gibt heute noch kambrische Tone, die infolge Fehlens tektonischer Kräfte unverfestigt geblieben sind.

Sedimente und Sedimentgesteine sind geschichtet. Die Schichtung bedeutet Wechsel in der Stoffzufuhr, z.B. von gröberem zu feinerem Korn. Schwankungen in der Strömungsgeschwindigkeit, Rhythmik der Ablagerung, Klimaänderungen, tektonische Bewegungen führen zu Materialwechsel.

Jede Schicht wird durch eine Schichtfuge durch eben diese Wechselfolgen von der nächsten getrennt. Rhythmische Sedimentation ist bei fast allen Sedimenten sichtbar. Die Schichten oder Lagen können nur wenige Millimeter mächtig sein, sie können aber auch mehrere Meter betragen.

Sedimentation ist nie zufällig, die Ursachen liegen im Wechsel der Bedingungen von Land und Meer, des Klimas, der Tektonik im engeren oder auch im weiteren Bereich.

Die meisten und mächtigsten Sedimente birgt die Flachsee, der Bereich der Küstennähe und Schelfe, wo ein ständiges Einschwemmen vom Festland her erfolgt. Dazu kommt ein kontinuierliches Einsedimentieren von Faunengesellschaften. Wo bestimmte Faunen vorherrschend sind, verbinden sich die tierischen Rückstände mit Bindemittel und es kommt dabei zur Bildung organogener Sedimente wie z.B. von Foraminiferenkalken, Korallenkalken, Muschelkalken, Belemnitenmergeln usw.

Aus der Schichtung und Lagerung lassen sich im Sediment auch Schüttungsrichtungen, Driftspuren, Einregelungen in Strömungen und alle mechanischen und chemischen Vorgänge herauslesen.

Je nach Entstehung unterscheidet man drei grosse Hauptgruppen von Sedimenten:

– klastische Sedimente oder Trümmergesteine
– chemische Sedimente
– organogene Sedimente

Die ersteren bestehen, wie der Name sagt, aus Trümmern von kleinstem bis zu grossem Korn, die durch Bindemittel, z.B. Kalk oder Kieselsäure, zusammengekittet sind. Bei der zweiten Gruppe der chemischen Sedimente erfolgt eine Ausfällung auf chemischem Wege, z.B. Kalksandstein, Gips, Steinsalz. Die organogenen Sedimente bestehen zu einem überwiegenden Prozentsatz aus tierischen oder pflanzlichen Rückständen plus Bindemittel. Sedimente können sich in Meeren, Seen, Flüssen oder auf dem Festland bil-

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

Abb. 4. Ehemaliger Steinbruch Schrännen, Aarwangen/Oberwynau. Sandstein mit Knauerbildungen. Foto Val. Binggeli, Langenthal

Abb. 5. Blättermolasse von Wolfwil. Fund W. Multerer, Langenthal.
Foto Hans Zaugg, Langenthal

den. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Salz-, Brack- oder Süsswasser handelt. Die Leichen der Tiere oder die Überbleibsel von Pflanzen können gewaltsam eingebettet oder erst nach ihrem natürlichen Tode sedimentiert worden sein. Dabei ist es möglich, dass sie an ihrem Aufenthaltsort oder weitab davon eingebettet werden. Entscheidend sind oft Strömungen, die die Schalen oder sonstigen Teile des Organismus mitführen und an ruhigen Stellen deponieren.

3. Fossilien und Facies

Im Verlaufe der Jahrmillionen kam Schicht um Schicht auf die organischen Überreste, die verschiedenartigsten Formationen verfestigten sich und mechanische Einflüsse des Erdinnern und des Erdmantels führten zu Hebungen und Senkungen, zu Trockenlegungen und zum Wiedereintauchen von eben erst noch trockengelegenen Landmassen. Diese Wechselfolge führte zur Fossilisation der eingeschlossenen Faunen und Floren, und wir können heute auf Grund dieser Fossilien Auskunft über damalige Land- und Wasserverteilung, Klima, tektonische und biologische Vorgänge geben. Anhand dieser alten Zeugen können wir ebenfalls die Entwicklung des Lebens, die Evolution verfolgen.

Je jünger die Versteinerungen sind, desto vertrauter kommen uns ihre Formen vor, je älter die Überreste sind, desto fremder werden sie uns. Tiergruppen treten auf, können sogar Jahrmillionen dominieren und sterben wieder aus. Andere, neue Gruppen erscheinen und können, sofern sie ihren Organismus an neue geographische, klimatologische oder biologische Situationen anpassen, viele Zeitalter, bis zum heutigen Tage überdauern. Bestimmte Gesteinsserien und Schichten enthalten bestimmte Fossilien, weil sie weltweit zur gleichen Zeit abgelagert worden sein können.

Bevor irgend ein lebendiger Organismus die *feste* Erde zu seinem Aufenthaltsort erkor, war das Urmeer vor Hunderten von Millionen Jahren bereits bevölkert. Die Wissenschaft beweist, dass das Leben überhaupt im Wasser seinen Ursprung hat. Wie und wo es jedoch begann, wird wohl nie ergründet werden können.

Wenn wir also frühe Lebensspuren finden wollen, müssen wir die damals entstandenen Ablagerungen, die Sedimente, untersuchen.

Mit dem Begriff Fazies bezeichnet man die unterschiedliche Ausbildung der Sedimente und ihres Lebensinhaltes. Wir unterscheiden dabei zwischen

mariner Fazies und kontinentaler Fazies, je nachdem die Sedimentierung auf den Festländern oder in den Meeren erfolgte. Dabei gibt es zahllose Übergänge und Verzahnungen. So ist z.B. die Sedimentation in einem offenen Meer nicht die gleiche wie in einem Meerbecken. Strandfazies und Beckenfazies sind wohl zeitlich miteinander verknüpft, können aber dennoch grosse Unterschiede in ihrem Lebensinhalt aufweisen. Wir wissen aus eigener Anschauung, dass sowohl das Sedimentationsmaterial strukturell, chemisch und von Ort zu Ort, von Küste zu Küste verschiedenartig ausgebildet sein kann. Dabei ist entscheidend, woher die Schwemmprodukte herangeführt werden, welche Sedimente sie ihrerseits durchfliessen und wie sie am Ende ihres Weges wieder zu neuen Sedimenten abgelagert und aufgebaut werden.

Die Beschaffenheit der Küste, der Buchten, der in sie einmündenden Gewässer ihrerseits bestimmen die Art und Bevölkerung ihrer Lebensgemeinschaften, der Biotope. So verschieden die rezenten Lebensbereiche sein können, so unterschiedlich sind auch fossile Biofazies. Auf Grund des jeweiligen Fossilinhaltes kann jedoch die Gleichzeitigkeit der Entstehung angenommen werden.

Die Fazies, also das *Sediment mit seinem Fossilinhalt*, erteilt wichtige Auskunft über die damaligen Sedimentationsbedingungen und ermöglicht die Rekonstruktion klimatologischer, morphologischer und biologischer Vorgänge. Paläogeographische Zustände, wie Verteilung von Festland und Meer, der Verlauf von Flüssen, die Lage der Küsten, die Lage von Untiefen, das Vorhandensein von Riffen, können aus diesen Beweisstücken herausgelesen werden. Je nach den vorhandenen Fossilresten kann der Lebensraum, der Salzgehalt und die Lebensgemeinschaft, die Biozönose, rekonstruiert werden. Die Biofazies wurde sehr stark durch die Temperatur der Meeresströmungen beeinflusst. Wo heisse Quellen in einen See oder in ein Meer austraten, entwickelte sich örtlich eine äusserst reiche Fauna.

Rezente Beispiele zeigen, dass eine Anhäufung von Fossilien nicht unbedingt gleichbedeutend mit einer Anhäufung von Tieren im gleichen Lebensraum sein muss. Nur festsitzende Formen finden sich in ihrem wirklichen Lebensraum, während z.B. freischwimmende oder treibende oder fortschreitende Formen von Wasserströmungen zu einem Massengrab zusammengeschwemmt worden sein können. Lebensraum, Sterberaum und Begräbnisraum müssen nicht zusammenfallen.

Fossilien (lat. fossilis = ausgegraben) sind versteinerte Überreste von Pflanzen und Tieren aus früheren Erdepochen. Soll ein Fossil oder ein Fos-

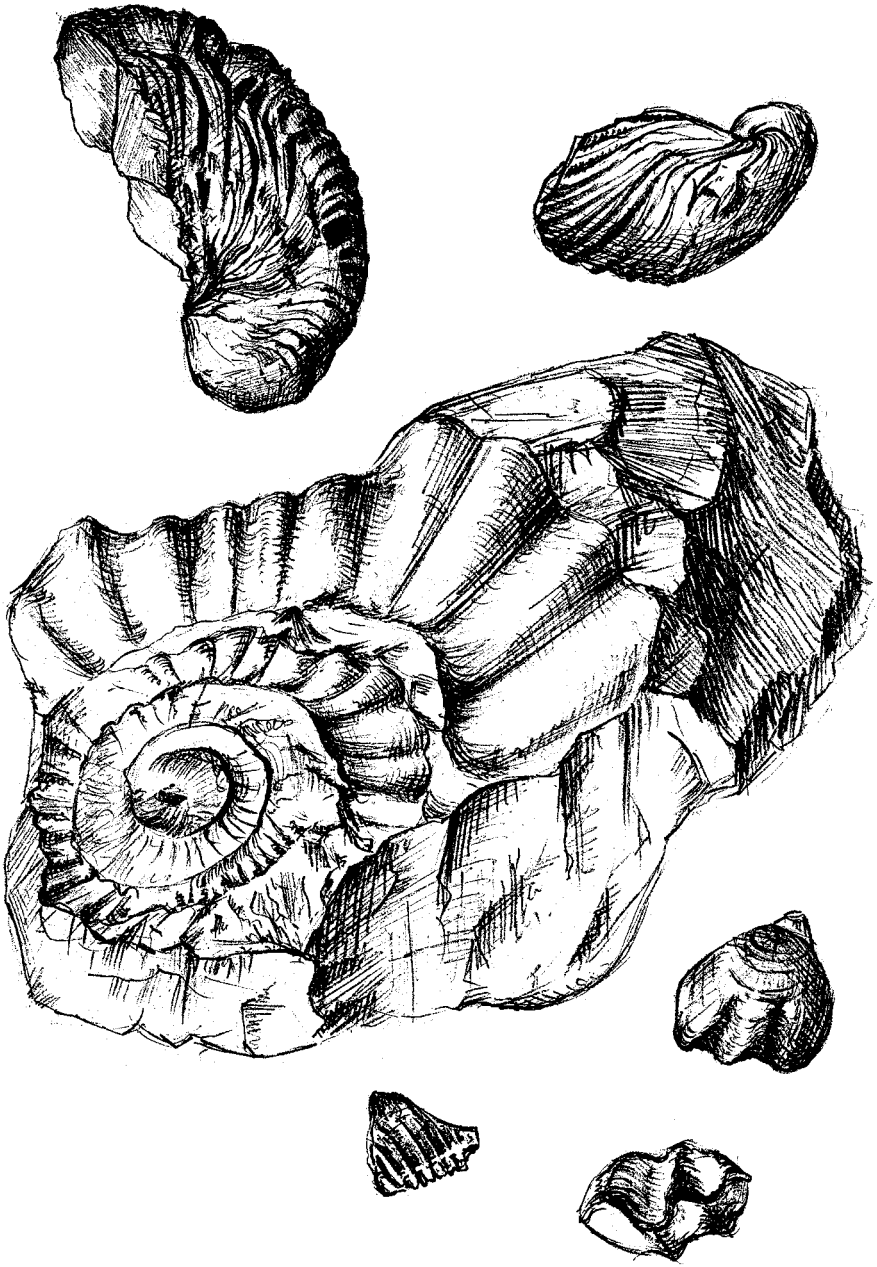


Abb. 6. Funde von Teuffelenweid und Waidenalp: Gryphäenmuschel, Ammonit (Negativ) und Armfüssler. Zeichnung von Rolf Bär, Langenthal

silfragment interpretiert, klassiert und im Tierreich an richtiger Stelle eingestuft werden, ist die Kenntnis der rezenten, heutigen Fauna unumgänglich. Wer je eine Tauchexpedition im Meer oder auch nur Badeferien am Meer mitgemacht hat, ist fasziniert von der Vielgestaltigkeit der Formen- und Farbenfülle marinen Lebens. Tiere in ihrer natürlichen Umgebung, in ihrem Biotop zu beobachten, ist – sofern man für die Kreatur etwas übrig hat – beglückend und lehrreich zugleich. Sporttaucher und Tierliebhaber sind in der Welt der Fossilien bald einmal zu Hause, haben sie es doch hier mit den Vorfahren der heutigen Tierwelt zu tun.

Fossile Überreste können die verschiedensten Formen aufweisen: Sie kommen vor als Steinkerne und Ausgüsse von Schalen und Gehäusen, als Abdrücke und Umrisse ihrer Form, als Negative und Positive, als Schalen- und Panzerexemplare, deren Substanz sich während der Fossilisationsperiode chemisch umgewandelt hat, in der Form aber so erhalten geblieben sind, dass wir die Überreste in die richtigen Tierklassen oder Tiergruppen einstufen können.

4. Entstehung der Versteinerungen

Die wenigsten Organismen wurden als Fossilien erhalten, denn in der Regel werden Lebewesen nach ihrem Tod rasch vernichtet. Besonders Weichkörper verwesen bald. Günstige Erhaltungsbedingungen ergaben sich, wenn die Organismen nach ihrem Tod sofort von Sedimenten, z.B. Meerschlamm, vulkanische Asche oder Eis abgedeckt wurden. Je schneller der Abschluss von Luft erfolgte, um so besser waren die Voraussetzungen zur Fossilisation. Darum erwiesen sich die Bedingungen im Wasser weit besser als auf dem Land. Aus diesem Grunde ergibt sich, dass mehr Fossilien von Meeresbewohnern als solche in Landablagerungen enthalten sind.

Im folgenden zitieren wir zum komplizierten Fachgebiet der Fossilisation einige Abschnitte aus dem Buche «Der Fossiliensammler» von *H. Wegner* (Ott, Thun 1965).

«Werden und Vergehen folgen im Naturgeschehen unablässig aufeinander. Dieser unveränderlichen Gesetzmässigkeit unterliegen alle Organismen. Der Tod innerhalb der Art wird kompensiert durch die Vorsorge für eine Nachkommenschaft und erregt kaum Aufsehen. Nur wenn heute Vertreter seltener Arten vor dem Aussterben stehen, horchen wir auf.

In neuerer Zeit ist es vor allem der Mensch, der Tiere und Pflanzen aus

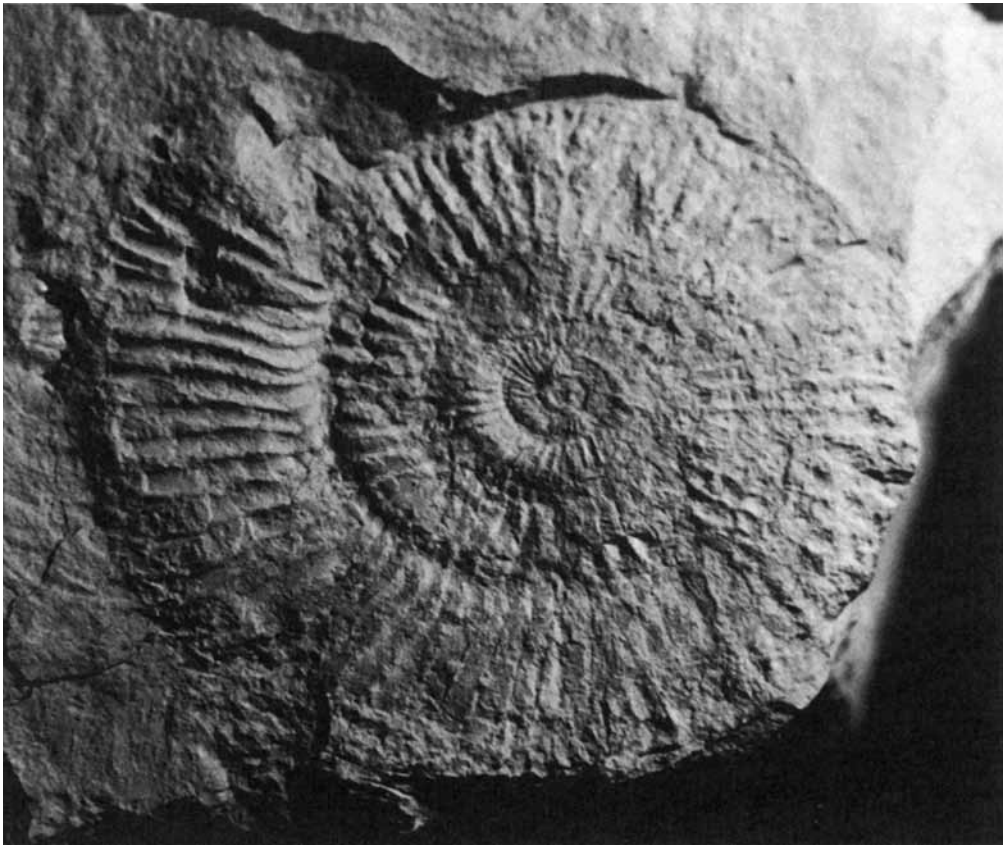
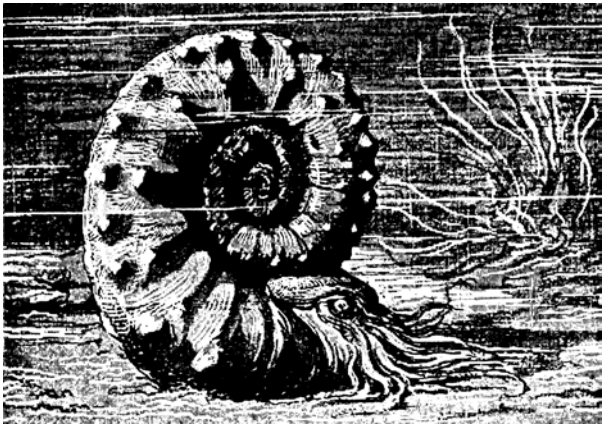


Abb. 7. Ammonit vom Hofbergli. Abb. 7 bis 10 von H. Scheidiger, Langenthal

ihrem bisherigen Lebensraum verdrängt und zum Aussterben verurteilt. Aber nicht nur die Verbreitung des Menschen verdrängt viele Tierarten und führt zu ihrer Vernichtung, sondern auch klimatische und geologische Faktoren zwangen und zwingen einzelne Arten zur Auswanderung oder Umstellung ihrer Lebensweise.

Dieser Vorgang vollzieht sich seit dem Bestehen der Erde ständig, wobei sich einige Arten als sehr widerstandsfähig (anpassungsfähig), andere als entwicklungsfähig erweisen. Wir wüssten davon nichts, wenn die einstigen Lebewesen nach ihrem Tode vollständig zerfallen und aufgelöst würden. In



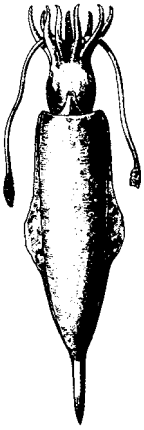


Abb. 8, 9. Tintenfische (Ammonit und Belemnit). Rekonstruktionen.

der Regel ist das durchaus der Fall, doch gibt es viele Beispiele verhinderter Verwesung und Zerstörung organischer Substanzen. Unterliegt der Abbau diesen bestimmten Gesetzmässigkeiten, so kann gleiches auch von deren Verhinderung gesagt werden. Die Vorgänge des Abbaues und seiner Verhinderung müssen dem Fossiliensammler bekannt sein. Er sucht ja nicht den Normalfall, sondern die *Ausnahme* im Zerstörungsprozess, die wir als *Fossilisation* bezeichnen.

Die Versteinerungen liegen im Normalfall in einer Einbettungsmasse, die sie mehr oder weniger fest umgibt. *Einbettung* und *Erhaltungszustand* sind somit eng miteinander verknüpft. Erst der möglichst schnelle Einbettungsprozess ergibt eine ausreichende Fossilisation, da der Sauerstoff, den viele Bakterien, aber auch Aasfresser benötigen, vom Fossil abgehalten wird. Jedes Fossil stellt somit eine Ausnahme dar, das der Zersetzung, Verwitterung und dem ständigen Umbildungsprozess der Erde entgangen ist. Zwischen Gestein und Fossil bestehen also weitgehende innere und äussere Zusammenhänge. Seien wir also nicht böse, wenn unser Fund häufig nur aus Teilen eines Tieres besteht. Meist werden es nur *Hartteile* sein, in besonders günstigen Fällen auch Weichteile.

Die *Hartteile* ergeben die zahlreichsten Fossilien. Der Grad der Erhaltung ist von ihrer stammesgeschichtlichen wie auch ihrer ontogenetischen Entwicklungsstufe abhängig. Die Entwicklung der Hartteile geht über das

embryonale Entwicklungsstadium mit weichen, nicht erhaltungsfähigen Zellen und Geweben, über die geformten Ausscheidungen (elastische Stützskelette) bis zur Einlagerung von Mineralsalzen in diese und dadurch zu verhärteten Schalen, Panzern und Skeletten.

Durch Kalziumkarbonatablagerung entstehen die Schalen der *Muscheln*. Ihr Schalenbau ist dreigeteilt (Epidermis, Prismenschicht, Perlmutterschicht) und zeigt beide Kristallformen des Kalziumkarbonats ($CaCO_3$), Kalkspat und Aragonit. Die Perlmutterschicht besteht bei vielen Gattungen aus Aragonit, ausser zum Beispiel bei *Pecten* und *Ostrea*, wo sie aus Kalkspat ist; die Prismenschicht besteht mit einigen Ausnahmen dagegen aus Kalkspat.

Aus Aragonit besteht die Schale der *Schnecken*. Die gute Erhaltbarkeit der Schnecken- und Muschelschalen ist bekannt, sie ist aber meist auf die unten beschriebene diagenetische Veränderung zurückzuführen.

Weichteile sind fast ausschliesslich, falls überhaupt, nur als *Abdrücke* erhalten. Sie unterliegen zuerst dem Angriff der Bakterien und Aasfresser. Entfallen letztere, so ergeben sie einen günstigen Nährboden für Bakterien. So schnell wie eine Scheibe Wurst verwest, so schnell zerstören die Bakterien überall auf der Erde Muskeln und Bindegewebe, wenn sie nicht konservierend eingebettet sind.

Dennoch sind wohlkonservierte Weichteilfossilien bekannt, die aber nur unter günstigen Bedingungen im Eis, in Salzsümpfen und Erdwachsansammlungen erhalten blieben. In den ariden Gebieten können Mumien entstehen. Bekannt sind welche von der Jurazeit bis zur Jetztzeit. Aus der Jura- und Kreidezeit sehen sie anders aus als solche aus dem Tertiär und Pleistozän.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewannen die Fossiljäger Sternberg sen. und jun. im Staate Wyoming aus der Oberen Kreide Mumien von *Dinosauriern*, die scheinbar sämtliche Kadaverteile im besten Erhaltungszustand zeigten. Genauere Untersuchungen ergaben jedoch, dass eine umfassende *Diagenese* stattgefunden hatte. Sämtliche Körperteile waren durch feinste Sandpartikel unter Beibehaltung des ursprünglichen Baues nachgebildet; so fein, dass sogar die Struktur der Muskeln erhalten blieb.

Die Diagenese: Nicht nur die Weichteile unterliegen der Zerstörung nach dem Tode, sondern auch die Hartteile erfahren trotz günstiger Einbettung eine mehr oder weniger starke Veränderung. Zuerst werden die organischen Bestandteile (Chitin, Chondrin usw.) herausgelöst und nur die später ein-

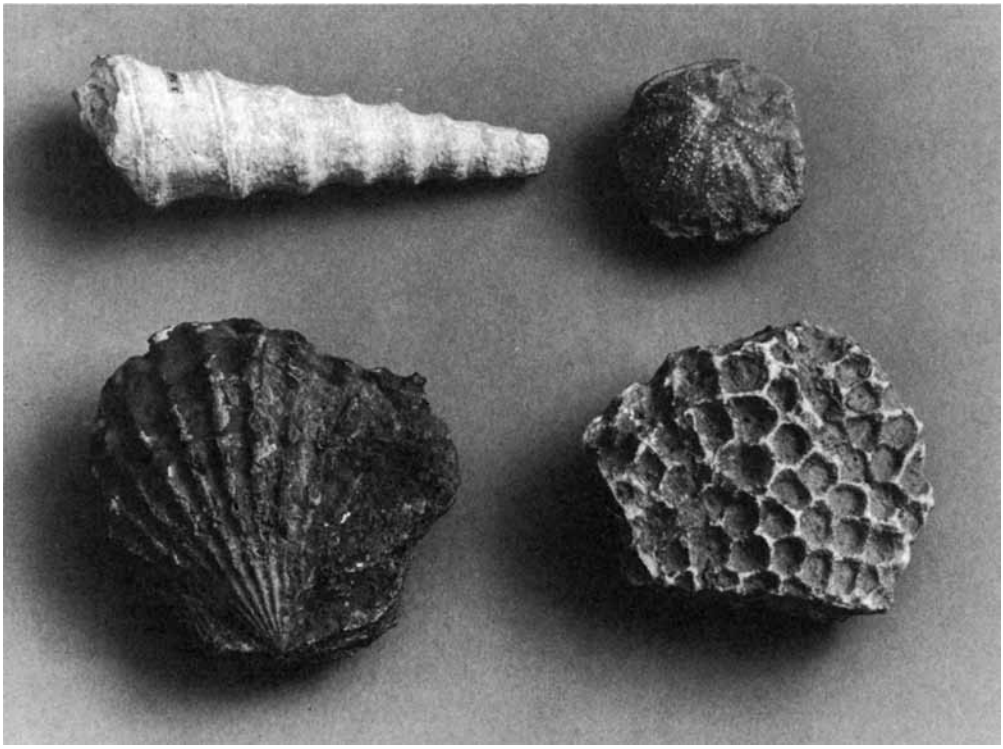


Abb. 10. Turmschnecke, Seeigel, Muschel und Koralle von Hofbergli – Schmiedenmatt.

gelagerten anorganischen Mineralsalze bleiben zurück. Dieser Abbau ist mit einem tiefgreifenden molekularen Umbau verbunden.

Mit der Stärke der Ablagerung steigt die Temperatur, entsprechend der geothermischen Tiefenstufe durchschnittlich um 3 Grad Celsius bei 100 Metern Tiefe. Dadurch erhöht sich die Temperatur des Grundwassers, das verstärkt auslaugend wirkt. Besonders die im Tonschiefer oder Quarzit eingeschlossenen Kalkfossilien, aber auch jüngere Ablagerungen, werden sehr bald aufgelöst, wobei nur der Steinkern, der aus dem Einbettungsmaterial als Hohlraumausfüllung besteht, aber auch der Aussenabdruck des Tieres im Gestein übrigbleiben.»

5. Versteinerungen aus der Molasse

Als Molasse bezeichnen wir Gesteine, die aus den Ablagerungen von Urflüssen entstanden sind, so Nagelfluh (aus verkittetem Geröll), Sandstein (aus Sand) und Mergel oder Lehm (aus Schlamm). Solche Gesteine bauen den Untergrund des Mittellandes auf. Unter ihnen wurden durch Bohrungen die mesozoischen Schichten, so die der Juraformation, festgestellt; über ihnen lagern die eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Bildungen.

Tabelle 2: Molasse-Epochen und ihre Vorkommen im Oberaargau

Mittleres Tertiär	Miozän	Obere Süsswasser-Molasse	Tortonien	Napf (südlich von Huttwil)
		Obere Meeres-Molasse	Helvétien	Mühleweg, Walterswil, Leimiswil, Rohrbach
			Burdigalien	Oschwand Ochlenberg Madiswil, Melchnau
	Oligozän	Untere Süsswasser-Molasse	Aquitanien	Seeberg, Herzogenbuchsee, Langenthal, St. Urban
			ob. Stampien	Aarwangen, Obermurgenthal, Wynau, Murgenthal
		Untere Meeres-Molasse	unt. Stampien	Oensingen

Im Oberaargau kommen praktisch alle Molasseschichten vor, wie sie Tab. 1 und 2 zeigen, doch bieten allgemein nur untere Süsswasser- und obere Meeresmolasse «sichere» Fossilfundstellen. (Über Schichtfolge und Alter vergleiche die eben genannten Tabellen.) In der folgenden Besprechung einiger Hauptfundstellen – zahlreiche weitere sind den Arbeiten von Brönnimann 1937 und 1966 und Gerber 1978 zu entnehmen – wird in umgekehrter geologischer Folge vom Jüngeren zum Älteren vorgegangen. Über die versteinerungsreichen Muschelsandstein-Horizonte gibt Tab. 3 Auskunft.

Tabelle 3. Die fossilreichen Muschelsandstein-Horizonte des Oberaargaus

	Wynigen Lueg	Riedtwil Schmidigen	Thörigen Ochlenberg Leimiswil	Langenthal Ursenbach
HELVÉTIEN				
Muschelsandstein III	Gizigraben nördl. Lueg	Kappelenbad	Linden	Ursenbach
OB. BURDIGALIEN				
Muschelsandstein II	Kohlholzgraben Känerichgraben	Loch im Mutzgraben	Ochlenberg	Bisegg Lindenholz
UNT. BURDIGALIEN				
Muschelsandstein I	Rebhalde bei Wynigen	Riedtwil östl. Mühle	Südl. u. südöstl. Thörigen	
AQUITANIEN				

Fundstelle Linden, Ochlenberg/Leimiswil

Örtlichkeiten siehe Kartenskizze Abb. 11. Alte, grosse Steinbrüche im Wald oberhalb von Neuhaus, gut zugänglich (Abb. 1 und 2), Koordinaten 623 700/222 200. Dazu verschiedene kleine Gruben und Anriss-Aufschlüsse in der nahen Umgebung des Weilers Linden. Obere Meeresmolasse, Helvétien, nach Gerber 1978.

Fundstelle Loch, Oschwand

Kartenskizze Abb. 12. Glanzmann-Steinbruch der «Schwarzen Perlen von Oschwand» (Abb. 3); am Waldrand beim Weiler Loch, halb verwach

sen, doch gut zugänglich. Koordinaten 620 225/220 425. Obere Meeresmolasse, Burdigalien. Besprechung und Profile in Büchi und Wiener 1967, Bieri 1978 und Gerber 1978.

Ähnlich der Fundstelle Loch sind diejenigen von Stauffenbach, nahe der Käserei. Koordinaten 622 375/222 050. Profil in Büchi/Wiener 1967 und Gerber 1978.

Fundstelle Bisig, Madiswil

Alte Steinbrüche und Erosionsrand, vor allem im Gumpele-Tälchen südlich von Oberi Bisig. 200 m lange Bänke. «Typlokalität» des in der Gegend

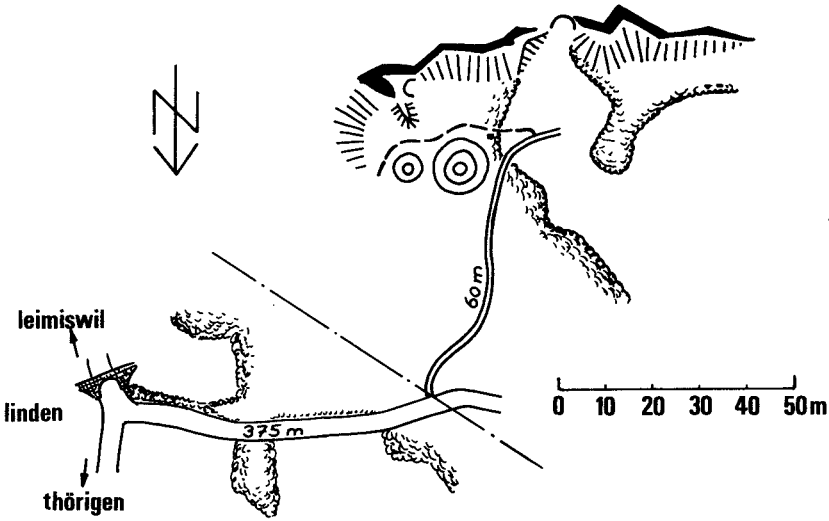


Abb. 11. Kartenskizze der Fossilfundstelle Linden, Ochlenberg. Zeichnungen Abb. 11 bis 13 von Nicola Russi, Herzogenbuchsee.

namengebenden Sandsteins «Bisigstei» (ehemals häufiger Baustein). Koordinaten 626 000/223 450. Weitere Angaben wie zu Loch, Oschwand.

Fundstelle Färech, Madiswil

Sandstein-Bruch im Wald östlich von Madiswil, unterhalb des Weilers Ghürn; in Landeskarte der Schweiz, 1:25 000, Blatt 1128 Langenthal als Felsstufe kartiert. Über Weg ab Strasse Färech-Ghürn gut zugänglich. Der abgebaute Muschelsandstein wird lokal als «Hirserestei» bezeichnet (Binggeli 1976). Koordinaten 628 900/224 500. Weitere Angaben wie zu Loch, Oschwand.

Fossilfunde

Versteinerungen aus der Molasse sind sowohl in den grossen Naturhistorischen Museen (z.B. Basel, Bern, Zürich) ausgestellt, wie auch im Heimatmuseum Langenthal und in der Schulsammlung des Seminars Langenthal. In den oben angeführten Aufschlüssen sind im allgemeinen die folgenden Versteinerungen anzutreffen, wobei die Muschelsandsteine als «individuenreich aber artenarm» gekennzeichnet werden (Tab. 3 und Abb. 1 bis 3): Haifische:

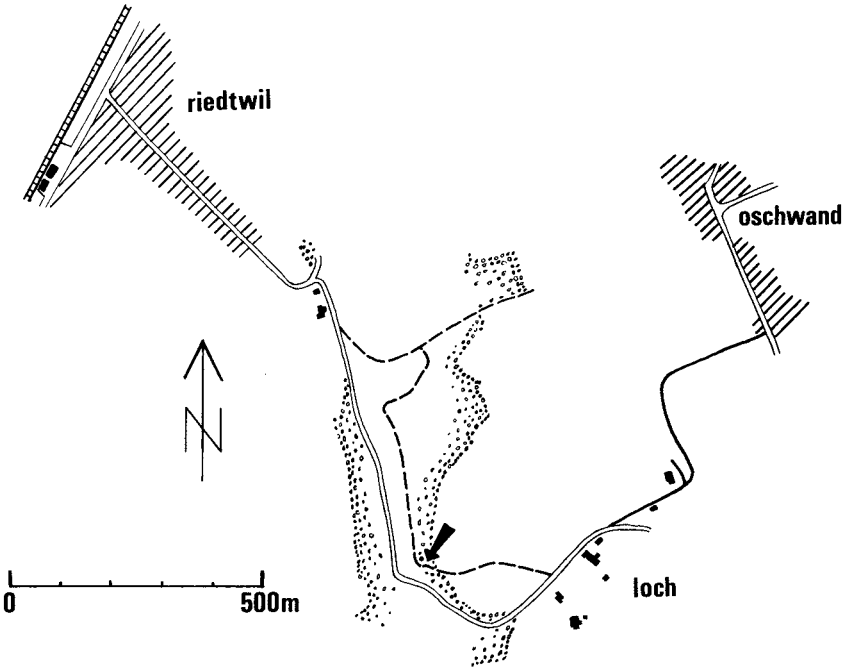


Abb. 12. Kartenskizze der Fossilfundstelle Loch, Oschwand.

Zähne und Wirbel von Spitzzahnhai und Sägehai; von Carcharodon (in Äscherengrube Melchnau, heute fast vollständig verwachsen, wo nach Brönnimann (1937) 12 Haifischarten festgestellt wurden).
Rochen: Zahnfragmente vom Pflastergebiss.
Muscheln: Herzmuscheln (Cardium), Kammuscheln (Pecten), Teppichmuscheln, Venusmuscheln.
Austern.
Schnecke: Natica sp.
Seeigel, Scutellen.
Glanzmannsche Kugeln («Schwarze Perlen von Oschwand»): Koprolite, d.h. versteinerte Seeigelexkremente; bisher in der Schweiz nur an wenigen Orten gefunden, so eben um Oschwand (siehe Büchi und Wiener 1967).
Braunkohle in cm- bis dm-mächtigen Lagen (Flöze und Taschen).

Es sei betont, dass diese Fundliste (wie auch die folgenden) unsystematische und unvollständige Zusammenstellungen darstellen, die für den Laiensammler gedacht sind.

Fundstellen an der Aare

Steinbrüche und Erosionsanschnitte am Terrassenabfall zur Aare, nord- und südseits, heute vor allem noch aufgeschlossen im Wald bei Schrännen, Oberwynau, als typische Knauer-Molasse (Koordinaten 625 900/233 200) und im Kellenboden, Wynau, unterhalb von Birch, teils direkt am Aareufer (nur bei Niederwasser zu begehen). Dies gilt ebenso für das nordseitige Wolfwiler Ufer, vis-à-vis von Birch. Weitere Fundstellen siehe bei Brönnimann 1966. Stufe: Untere Süsswassermolasse, Stampien.

Als Funde aus dieser «Blättermolasse» (Abb. 4, 5), in der geologischen Literatur unter «Aarwangerschichten» bekannt, kommen vor allem Blattabdrücke auf Sandsteinplatten in Frage. Nach Brönnimann 1937 konnten an der Aare zwischen Aarwangen und Murgenthal, vor allem aber in der ehemaligen Mülibüelgrube (Aarwangen) 28 verschiedene Pflanzenarten nachgewiesen werden, so Eiche, Fichte, Zimtbaum, Kampferbaum, Lorbeer, Ahorn, Hagebuche und Weiden.

Brönnimann erwähnt 1937 auch den Fund eines Kohlentiers Anthracotherium von der Mülibüelgrube und solche der Landschnecke Helix oxystoma bei Birch, Wynau.

6. Versteinerungen aus dem Bipper Jura

Der Name Jura wird in doppeltem Sinne gebraucht, für das Gebirge und für die Formation; der Zeitbegriff wurde von dem ersteren abgeleitet. Versteinerungen aus dem Juragebirge sind weltberühmt geworden durch ihre Zahl, Vielfalt und Schönheit, sie zieren die grossen Museen in aller Welt. Hinweise für den lokalen Sammler geben mit ebenfalls sehr schönen Stücken die Nünlist-Sammlung auf Schloss Alt Falkenstein, Balsthal, das Heimatmuseum Langenthal und die Schulsammlungen der Sekundarschule Wiedlisbach (Bütikofer-Sammlung) und des Seminars Langenthal. Sozusagen überall am Bipper Jura zwischen Hofbergli-Schmiedenmatt und der Klus von Balsthal sind Fossilfunde zu machen. Die folgenden Stellen erachten wir als besonders empfehlenswert.

Fundstelle Hofbergli, Günsberg SO

Kartenskizze Abb. 13. Erosionskessel (ähnlich einem Wildbach-Einzugstrichter) unterhalb des Weges Balmberg–Gasthaus Hofbergli (Willi-Ritschard-Weg)–Schmiedenmatt. Zugang von der östlichen Seite gut; vom Wege herab gefährlich, da mit steilen Felsbändern durchsetzt! Kalkbänke und Schutthalden (Steinschlaggefahr). Koordinaten 609 500/235 400. Kalke, Kalkbrekzien (Felsen aus Trümmern zusammengesetzt, zum Teil aus Fossiltrümmern) und Mergel von Malm (vor allem Argovien) und Dogger.

Fundstelle Teuffelenweid, Farneren

Kartenskizze Abb. 13. Felswand im Wald östlich des Weidhofes Teuffelen, unterhalb Bättlerchuchi (Zugang vom Brunnen am östlichen Weidgatter über Fussweg aufwärts). 10 bis 20 m hohe Austernbank, gespickt mit Gryphäen-Muscheln (Abb. 6). Koordinaten 612 300/235 400. Kalke des Doggers und vor allem des Lias.

Fundstelle Schorenweid, Rumisberg

Kartenskizze Abb. 13. Felsband unterhalb Hinteregg-Strässchen, von dort und von unten her (ab alte Gipsgrube in der Trias (!) zwischen den Höfen Schorenweid und Lucheren) mit etwas Mühe erreichbar, starke Verwachsung. Koordinaten 614 500/236 000. Kalke und Mergel von Dogger und Lias.

Fundstelle Walden, Wolfisberg

Kartenskizze Abb. 13. Kleine Felsbänder, Bachanrisse und vor allem Aufschlüsse an neuem Weg oberhalb Walden. Koordinaten 617 600/236 500. Kalke und Mergel von Dogger und Lias.

Fossilfunde

Durchwegs lassen sich an den genannten Stellen die folgenden Versteinerungen als häufigste Vertreter aufheben oder herausschlagen (Abb. 6 bis 10):
Ammoniten oder Ammonshörner: Tintenfische (Kopffüssler).
Belemniten oder «Donnerkeile»: Hartteile von langgestreckten Tintenfischen.
Muscheln: ähnliche Arten wie unter Molassefossilien erwähnt, dazu besonders die Auster Gryphäa arcuata (Leitfossil des Lias).
Schnecken: vor allem Turittellen (Turmschnecken).

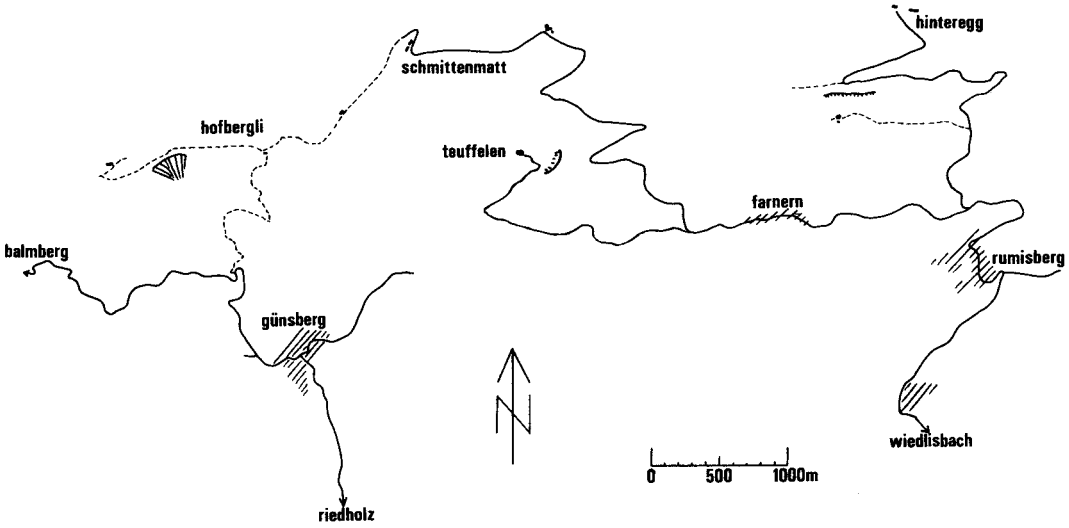


Abb. 13. Kartenskizze des Bipper Juras mit verschiedenen Fossilfundstellen.

Seeigel (vor allem Stacheln von solchen) und Seelilien: Stengelglieder, Wurzel- und Kelchfragmente (Echinodermen).
Korallen, z.B. Becherkorallen.
Brachiopoden: (Armfüssler) Rhynchonellen und Terebrateln.
Wurmröhren von Borstenwürmern u.a.

Literatur

Bieri W. (1974): Erdgeschichtliche und historische Objekte und Stellen in der Gemeinde Langenthal. Langenthaler Heimatblätter.
– (1978): Die Glanzmannschen Kugeln. Jahrbuch Oberaargau.
Binggeli V. (1962): Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau. Jahrbuch Oberaargau.
– (1976): Der Oberaargau. Solothurn.
– (1977): Fritz Brönnimann als Paläontologe. Jahrbuch Oberaargau.
Brönimann F. (1957): Tier- und Pflanzenreste der Tertiär- und Quartärzeit in der Umgebung von Langenthal. Langenthaler Heimatblätter.
– (1958): Aus der Urwelt des Oberaargaus. Jahrbuch Oberaargau.
– (1966): Von den ältesten Säugetieren des Oberaargaus. Jahrbuch Oberaargau.
Büchi U. P., Wiener G. und Hofmann F. (1967): Phosphatkugeln im Muschelsandstein des Oberaargaus. Bull. Ver. Schweiz. Petroleum-Geol. u. -Ing 34.

Erni A. (1910): Feldbücher und Kartierungen zu Blatt Ursenbach. Unveröffentlicht. Erniarchiv Uni. Basel.

Erni A. und Kelterborn P. (1948): Erdölgeschichtliche Untersuchungen in der Schweiz. Ölgeologische Untersuchungen im Molassegebiet südlich Wangen a.d.A.–Aarburg. Beitr. geol. Karte Schweiz. Geotech. Serie 26/2.

Gerber Ed. (1932), Andeutung von Sedimentationszyklen in der Molasse des bernischen Mittellandes. Eclogae geol. Helv. 25/2.

Gerber M. Ed. (1978): Geologische Untersuchung des Gebietes südlich von Herzogenbuchsee. Lizentiatsarbeit Uni. Bern.

– (1978): Zur Geologie der Buchsiberge. Jahrbuch Oberaargau.

Kopp J. (1935): Zur Geologie von Langenthal. Langenthaler Heimatblätter. Landeskarte der Schweiz 1:25 000: Blätter 1107 Balsthal, 1108 Murgenthal, 1127 Solothurn, 1128 Langenthal.

Ledermann H. (1977): Geologischer Atlas der Schweiz, 1:25 000, Blatt 72: Solothurn. Schweiz. Geol. Komm. (Probedruck).

Martin R. (1906): Die USM in der Umgebung von Aarwangen. Eclogae geol. Helv. 9.

Rutsch R. (1951): Das Typusprofil des Aquitanien. Eclogae geol. Helv. 44/2.

– (1958): Das Typusprofil des Helvétien. Eclogae geol. Helv. 51/1.

Schmied K. (1933): Der Mammut-Fund bei Wynigshus. Fundprotokoll Nat. hist. Museum Bern.

Wanner J. (1977): Geologische Untersuchung des Gebietes südlich Oschwand. Lizentiatsarbeit Uni Bern.

DIE VERBREITUNG DES HAUSSPERLINGS IM NAPFGEBIET

WALTER BIERI

Der Haussperling zählt zu den Siedlungsvögeln. Er kommt nur in Lebensgemeinschaft mit dem Menschen vor. Alle Ortschaften im schweizerischen Mittelland werden von ihm bewohnt. Im Gebirge geht die Art bis 1800 m ü.M. Über ihre Verbreitung in unserem Hügelland ist noch wenig bekannt. Der Verfasser machte sich zur Aufgabe, die Verbreitung dieses Vogels im Napfgebiet zu ermitteln.

Das Napfgebiet besteht aus Nagelfluh, Sandsteinen und Mergel. Diese Materialien sind leicht erodierbar. Deshalb sind von den Bächen von der höchsten Erhebung aus in allen Richtungen tiefe Täler ausgefressen. Die diese Erosion besorgenden Bäche fliessen im Osten in die Kleine Emme, im Norden in die Wigger und in die Langete, im Westen in die Emme und im Süden in die Ilfis. Die Täler im Norden, Westen und Süden haben teilweise ziemlich breite und fruchtbare Talsohlen, auf denen Dörfer entstanden. Gegen Osten sind dagegen die Täler schluchtartig eng und deshalb vom Menschen nicht besiedelt. In den ebenen Talsohlen und an den Halden mit fruchtbarem Boden wird Landwirtschaft betrieben. An den steilsten Hängen steht Wald, und auf den höhern Gräten und Flanken finden sich Alpweiden. Im östlichen Teil, wo die Täler schmal sind, treffen wir dafür Hochplateaus mit Dörfern und Weilern, ebenfalls mit Ackerbau. Solche Dörfer sind Doppleschwand, Romoos und Menzberg. Zwischen den Tälern über die Höhen verteilt finden sich im ganzen Gebiet zerstreut die typischen emmentalischen und luzernischen Weiler und Einzelhöfe.

Um die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet zu erfassen, wurde vorerst eine Fahrt um das Massiv herum (Huttwil–Wolhusen–Langnau i.E.–Sumiswald–Huttwil) durchgeführt. Dabei konnte festgestellt werden, dass die Art in diesen Tälern in allen Dörfern zahlreich vertreten ist. Anschliessend wurden alle ins Innere des Napfmassives eindringenden Täler von der Peripherie aus begangen, bis in den menschlichen Siedlungen keine Haussperlinge mehr gefunden wurden. Auch die drei «Hochdörfer» im luzernischen Teil, Doppleschwand, Romoos und Menzberg, wurden besucht. Auf

Verbreitung des Haussperlings m Napfgebiet (schraffiert).

Sperling. Zeichnung von Peter Käser, Langenthal

ausgedehnten Wanderungen kreuz und quer durch das eigentliche Napfmassiv wurden auch viele der isolierten Weiler nach Haussperlingen durchforscht. Das Ergebnis ist anschaulich in der beigegebenen Karte niedergelegt und kann folgendermassen zusammengefasst werden:

Im *Norden* sind die Haussperlinge von Willisau aus bis Hergiswil, von Hüswil–Zell aus bis Luthern und von Huttwil aus bis Eriswil und Wyssachen vorgedrungen.

Im *Westen* gelangte die Art von Sumiswald aus bis Lugenbach, östlich Wasen; im *Süden* wurde von Trubschachen aus Trub erreicht. Im *Osten* fehlen, wie oben gesagt, die Dörfer in den Tälern.

Aber der Haussperling fand alle drei «Hochdörfer». Doppleschwand, 750 m ü.M., das auf dem ersten Bergrücken liegt, war leicht vom Entlebuch her zu erreichen. Aber auch das in der Luftlinie von hier aus drei Kilometer entfernte und jenseits des tief eingeschnittenen Tales der Grossen Fontannen, 790 m ü.M. gelegene Romoos wurde von unserer Art gefunden und besiedelt. Sogar das von Romoos aus in der Luftlinie vier, von Wolhusen und Menznau sogar sechs Kilometer entfernte, 1025 m hoch liegende Menzberg, nördlich der tief eingeschnittenen Kleinen Fontannen, hat eine kleine Population von Haussperlingen. Romoos und Menzberg können deshalb als isolierte Kolonien aufgefasst werden.

Der Haussperling bewohnt also im ganzen Napfgebiet alle eigentlichen Dörfer und viele Weiler. Warum aber einige Weiler in den Tälern, wie z.B. Fritzenhaus und Bösigershaus östlich Wasen, und Luthernbad, südlich Luthern, sperlingfrei sind, ist nicht ersichtlich. Pferde und Getreidebau, die Grundlagen für das Vorkommen unseres Vogels auf dem Land, wären an allen drei Orten vorhanden. Sind es vielleicht die engen Täler und die Waldnähe, die diesem ursprünglichen Steppenvogel nicht passen? In entlegenen Weilern, die aus einigen Bauernhöfen bestehen, ist unsere Art zeitweise in kleiner Zahl anwesend und verschwindet dann wieder.

Mit der Besiedelung der Dörfer Eriswil und Wyssachen reicht mithin das Verbreitungsareal der Haussperlinge, das alle Dorfschaften des Oberaargaus und Unteremmentals umfasst, an zwei Stellen gegen Norden hin zungenförmig in das Napfmassiv hinein. Dort können sie gelegentlich dem Urhahn und dem Steinadler begegnen, die ihnen ziemlich «gförchig» vorkommen dürften.

SAGEN AUS DEM OBERAARGAU IV

KARL STETTLER

Das Galgenlölitier

Der Wanderer, der das Langetetal aufwärtsziehend die Gemeinde Gutenburg gestreift hat, sieht linkerhand über langsam ansteigenden Äckern einen dunkel bewaldeten Hügel thronen mit dem seltsamen Namen «Galgelöliwald». «Galgelöli» heisst lt. Siegfriedatlas, Blatt 178, Langenthal, auch der Hang, der sich südlich des Hügels gegen Madiswil zu senkt.

Zu «Galge» bemerkt Fritz Ramseyer im «Berner Wanderbuch Oberaargau»: «Im Mittelalter besass fast jedes Dorf einen Galgen; beschloss doch um 1400 die Tagsatzung: Wer so viel stiehlt, als ein Strick wert ist, soll gehängt werden.» – Zu «Loh» schreibt Paul Zinsli in «Ortsnamen, Strukturen und Schichten in den Siedlungs- und Flurnamen der deutschen Schweiz» 1971: «Früher aus dem Wortschatz der Alltagssprache verschwunden sein dürfte (als z.B. Rüti, K. St.) der altdeutsche Ausdruck lóh m. n. (masculin, neutrum) für ein ‹niedriges Gehölz, Buschwerk›, der noch heute in zahlreichen, längst nicht mehr nach ihrem einstigen Sinn verstandenen Flurnamen als Loh, Lohn und als meist abschätzig missverstandenes Löhli nachlebt.» Soweit zur Lokalisierung der Galgenlölitier-Sagen.

Melchior Sooder schreibt über dieses geheimnisvolle, schreckliche Sagenwesen: «Das Galgelölitier entspricht in der Erzählung gar nicht dem Wesen des tierischen Dämons, wie er in andern Sagen in Erscheinung tritt. Das Tier ist lang wie ein Bindbaum und speit Feuer aus dem Rachen. So aber zeichnet die Sage den Drachen. Eine Naturerscheinung, vielleicht ein fernes Wetterleuchten oder Sternschnuppen, deutet der nächtliche Wanderer als tierisches Wesen, das einer erregten Phantasie entspringt.» Ebenso Melchior Sooder: «Im Volksglauben treten geheimnisvolle Tiere auf; mit dem Menschen haben sie nichts zu tun. Man schreibt ihnen übernatürliche Kräfte zu. Ihr Auftreten jagt Furcht und Schrecken ein.» – Und derselbe: «Das Galgenlölitier ist kein wirkliches Tier; tiergestaltige Tote fragen und antworten. Es wohnt allerdings in der Erde; aber die Seelen der Toten gehen auch in die

Blick von Westen über die Matten zwischen Lotzwil und Madiswil auf das Galgelöli
Foto Hans Zaugg, Langenthal

Höhlen der Berge hinein und weilen in der Erde, und von der Erde aus erhebt das Galgenlölitier sich in die Luft, im Sturm braust es einher.»

Die Galgenlölitiersagen aus der Feder von Melchior Sooder:

Dür's Tenn düre!

E Bur het mer erzellt, 's Galgelölitier sig ihm gäng dür's Tenn düre. Das sig gange, nid sufer! Heig er nid ufto, so sig es cho u heig sälber d'Töri usenangeregschrisse, bis es heig Witi gnue gha.

Wie's Galgelölitier chunnt

Äs isch usgähnds Summer gsi. Uf dr Grossmatt isch Wärch gspreitet gsi. Du isch über d'Matte 's Galgelölitier cho, 's Wärch nimmt's uf! Chilchturmshöch treit's es dür d'Luft us. Hingerem Dorf isch es umen abe. Hie isch es Zatter gsi, dert eis, do es Hüfli u do umen eis. – Jetz si d'Wiber cho u hei afo zsämeläse. En jederi het gchiflet u's Mul gschüttlet, was sie het möge. Ob em Tsämeläse isch es nid sufer gange; keni isch zrugghanget u het welle hingerab näh. 'S hätt nid viel gfählt, sie wären enangere no i d'Hoor grote.

Dür d'Luft us!

Bim Galgelöli hei d'Burger ihrer Ächer. Düre Summer düre isch de albe öppe Heu, Ämd, Gwächs, oder was gwachsen isch, am Bode gläge. De isch de albe 's Galgelölitier cho u mit dür d'Luft us. D'Lüt hei de albe no chönne luege, wie im Hunze a de Tanne Schüble ebhanget si. Mis Müetti het mängisch gseit, früeher heige am Galgelöli d'Acher a de Steigerige fascht nüt gulte, vowäge, mi heig Forcht vor em Galgelölitier gha.

's Galgelölitier

a. Z'Madiswil nieden isch es Wäldli, 's Galgelöli. Z'mitts über Tag, we si süscht kes Blettli a de Bäume rüehrt un es-n-jedersch Lüftli dehinge bliebt, fot's dert i de Tannen a ruschen u tose, u de geiht's gleitig wie-n-es Windspiel ubere Hunzerügge düruehe bis uf Rohrbech. Das isch 's Galgelölitier. Äs isch es Unghüür; sälte gseht me's; eine seit, es sig gross wie-n-es Ross, en angere, öppe wie-n-es jährigs Chalb. Meischtes nimmt es dr Wäg gäge d'Bisig ubere. Wär ihm im Wäg steiht, uberchunnt e gschwullne Chopf u wird chrank.

Einischt si ihrere zwe amene Charfriti i 's Galgelöli go dachse. Sie hei vor ne Höhli e Sack gspannet u es Tierli drigjagt. Derno hei si flingg verbunge u hei de deheime druber welle. Eine het dr Sack über d'Achsle gschlängget un isch süferli derdürab. Dr anger isch hingernohe. Dä isch froh gsi, dass es nid gäng gheisse het: Viel jages u weni fos. Drum isch ne 's Güegi acho; vor Ubersüünigi het er brüelet: «Galgelöli, wo bischt?» «Galgelöli i Hämelersch Sack inne», tönt's us em Sack use. Aber wohl, das het ne Bei gmacht; jetz hei sie gmerkt, wodüre dass haget; äine het dr Sack lo gheie u beid si, was gischt, was hescht, gäge 's Dorf zue. Sie hei später sälber nümme gwüsst, wie sie derdürab cho si.

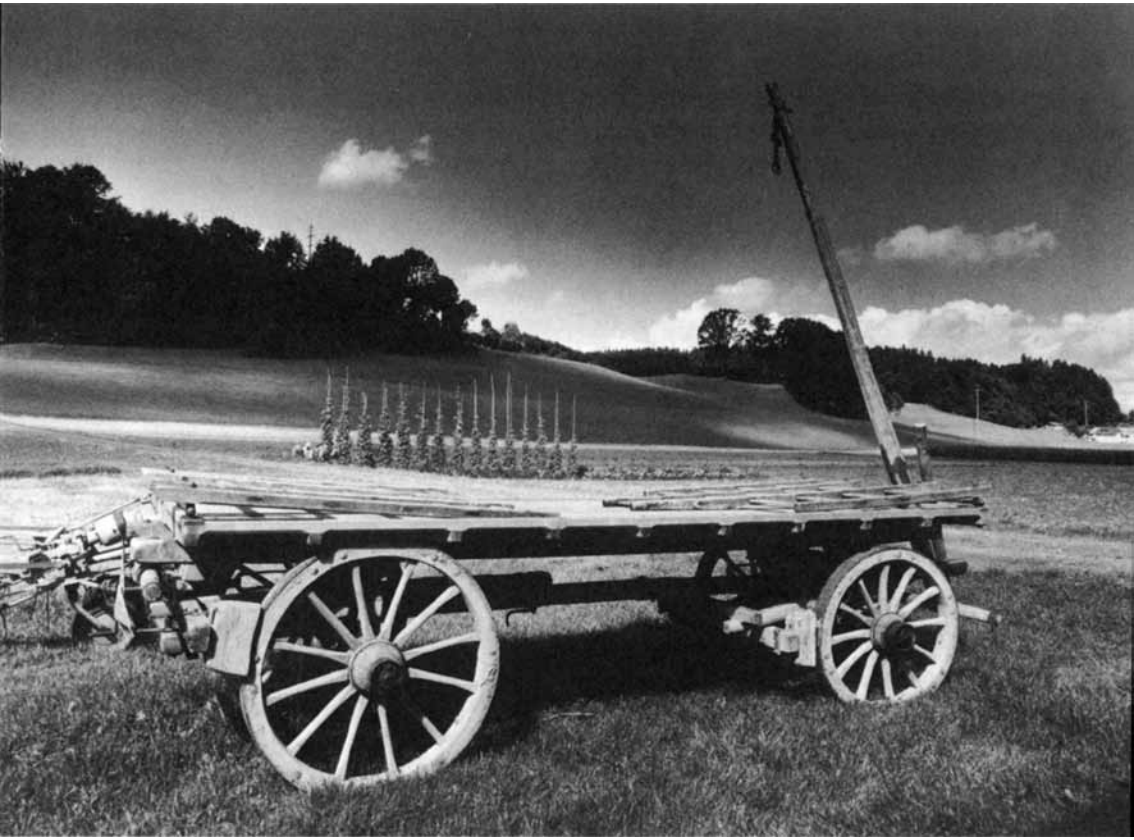
b. E Schelm het i dr Nacht Gstohlnigs imene Sack heitreit. Du rüeft e Stimm us dr Luft: «Galgelöli, wo bisch?» «Galgelöli i Hämelersch Sack inne», git's us em Sack use Antwort. Im glichen Augeblick het si öppis drinne afo rüehre u zable, u d'Burdi isch schwär worde wie Blei. Du lot dr Schelm dr Sack gheie, satzet dervo u luegt nümm ume.

c. Zwe Jeger hei bire Fuchsehöhli es Tier in e Sack ine gjagt u si drufabe in e Wirtschaft. Eismols geiht d'Tür uf un öpper rüeft: «Galgelöli, wo bisch?» «I Hämelersch Sack inne!» Im Hangumdräie isch dr Sack grösser worde; d'Schnuer het glo, us em Sack use springt es Tier, wie me süsch kes gseih. Die einte hei welle ha, es heig emel sächs oder siebe Gringe gha.

Auch *Georg Küffer* führt ein Beispiel auf in: *«Sagen aus dem Bernerland»* (Verlag A. Francke AG, Bern 1925):

Das Galgenlölitier

Drei Madiswiler Frauen jäteten einmal auf dem Rübchenpflanzplätz in der Nähe des Galgenlöli. Die Sonne brannte. Schweissnasse Haarsträhnen hingen den Frauen ins Gesicht, und die Hitze bedrängte sie so, dass sie aus ihren Röcken schlüpften und sie am Bord ausbreiteten. Dem Galgenlölitier stach dieser Anblick in die Augen. Wild sprang es über Feld und schnaubte so wuchtig, dass die Röcke wie Papierfetzen hoch in die Luft wirbelten und wie Tauben davonflogen. Die Weiber zeterten. – Am nächsten Morgen machten sie sich auf, und in der Nähe von Herzogenbuchsee fanden sie ihre Kleider wie Spinnweb über Gestrüpp geworfen.



Die Hohliebi (Lotzwil/Rütschelen) vom Mattenhof aus Foto Hans Zaugg

Der Hohliebi-Schimmel

Wer von der Galgelöli-Anhöhe die Roschbachmatt und die Langete überquert, stösst auf den währschaften Bauernbetrieb Mattehof. Westlich davon steigen breitgelagert die Wiesen der Hohliebi rütschelenwärts. «Hohliebi» ist ein seltener Gast unter den Flurnamen des Oberaargaus. Wiederum Paul Zinsli klärt uns im oben erwähnten Buch seine Bedeutung: «Nicht so weit zurück – nur bis ins ausgehende Hochmittelalter – lässt sich mit einem ersten Beleg de Holibon von 1316 für eine noch heute Holiebi genannte Ört-

lichkeit bei Mühleberg im Berner Amtsbezirk Laupen bei der weniger günstigen urkundlichen Überlieferung in diesem Landesteil die typisch westliche Namenfügung Ho (h) lieba/-liebi f. (f = feminin, K. St.) für schön gelegene Anhöhen verfolgen. Ihr toponomastisches Zentrum (Toponomastik = Ortsnamenbestand, Gesamtheit der Ortsnamen in einer bestimmten Region, K. St.) ist, wie das Kartenbild verrät, der oberste Aareraum vom bernischen Wangenamt bis hinauf an den Brienzersee. Von hier strahlen aber einzelne derartige Namengebilde weiter durchs Mittelland ostwärts bis an den Rand des Kantons Zürich. Dass dieser seltsame Flurname alt sein muss, lässt schon die umlautlose Form des ersten Gliedes ho(ch)-erkennen; denn jüngere Namen haben wie die heutige Mundart dieser Gegenden die Lautung hoch-, z.B. in Höchstetten, Höchmatt usw. Unser Name schien sich zuerst als Entwicklung aus dem althochdeutschen Wort (h) léo, -wes ‹Grabhügel› erklären zu lassen. Nachdem wir aber in einigen altertümlichen untern Walliser Mundartgebieten dieses Holiebi noch heute als ein lebendiges Wort gefunden haben, glauben wir es doch mit der frühern Bedeutung von mhd. liebe f. als «Freude» in Zusammenhang bringen zu müssen.»

Seltsam wie der Flurname ist auch die Sagengestalt, die in Matte und Hohliebi beheimatet ist: «Dr Hohliebischümu». Da er meines Wissens in der Literatur nicht erwähnt wird, ziehen wir die spärlich gewordene mündliche Überlieferung zu Rate.

Dr Hohliebischümu

Ou we me dr Hohliebischümu säuber nie gseh het, so cha me sech ds Bild vo däm uheimelige Tier vor d'Ouge stöue, wenn me wott. Silberig glänzt sis Fääli im Mondschin, wenn er us em Studehaag vo der Hohliebi use z'satze chunnt. Er trabet lutlos über die toufüechte Höimatte i, sini riesegrosse Huef chöme gar nüt z'Bode. Wenn eim das Wäse i d'Nöchi chäm, würd me sicher e chaute Tschuder gspüre, me gsuuch nämlech, dass das gspängsterhafte Ross ohni Chopf (Gring) umenang galoppiert.

D'Warnig vor em Hohliebischümu het ihri Würkig nie verfäut. E fule Höier oder e müedi Nochelegere hei gmacht, dass si doch no vor em Inachte mit ihrer Arbeit fertig worde si, wenns gheisse het: Wart, wenns afoht feischtere, chunnt de der Hohliebischümu!

(G. Schrag-Buchmüller, Lotzwil)

Der Mattenschimmel

Um die Jahrhundertwende wurde von vielen Leuten vom sogenannten Mattenschimmel gesprochen. Dieser soll von der Fabrikschwelle über den Mattenweg nach der Hohliebi und den Rütschelenberg gewandert sein, und zwar hauptsächlich in Mondnächten. Es soll sich um ein Geschöpf von weisser Farbe gehandelt haben. Mein Grossonkel und der Urgrossvater sind wohl zu jeder Nachtstunde in ihr Heim in die Matte gewandert, ganz besonders in den Jahren 1900–1918, allein oder selbzweit. Sie sind aber nie einer solchen Erscheinung begegnet. Die Leute machten sie immer darauf aufmerksam, wenn sie abends in der Wirtschaft noch einen Trunk nahmen: «Du wirst dann heute abend dem Mattenschimmel begegnen!» Meine Urgrossmutter erzählte uns auch etwa von diesem Pferd.

(Marianne Jufer, Schülerin, Mattenhof, Lotzwil)

Dass das Pferd der Sage ein Schimmel ist, mag nicht sonderlich verwundern, ist doch das gespensterhafte, geheimnisumwitterte weisse Ross auffallend häufig in Sagen verwoben. Der Ritter in Sooders Sage «Vom wysse Ritter im Längwäg», der vom Galgelöli bis zum Dorniggütsch sprengt, ist ein Schimmel. Der Führer der wilden Jagd, der wilde Jäger, der Durst, reitet ein weisses Pferd. Und nun ist es gar ein Schimmel ohne Kopf, der aus dem Staudenhag der Hohliebi hervorbricht.

Sollte das kopflose Pferd Zusammenhänge aufdecken mit dem Brauch, den Melchior Sooder erwähnt? «Um Gewittern, Flüchen und bösen Geistern zu wehren, hängten die Bauern in Schwaben und Franken Ross- und Rinderschädel an die First.» Auch A. Jahn erwähnt den Brauch mehrmals (Der Kt. Bern, Bern und Zürich 1850). Nach der Überlieferung sollten die Köpfe Feuer und Blitz, oder als ein Tieropfer, wie Jahn beifügt, Viehseuchen abwehren.

P. Herrmann, Altdeutsche Kultbräuche, deutet den Brauch als Rest einer alten Kulthandlung. «Die Alamannen schnitten Pferden, Rindern und andern Tieren die Köpfe ab und riefen die Götter an.» Das Fleisch der getöteten Tiere diente als Opferschmaus; die Köpfe wurden aufgehängt. Wenn diese Ansicht richtig ist, so zeigt uns der Brauch, welchen Gang die Entwicklung nahm: Im Anfang, auf einer niedrigen Stufe, war die Zauberhandlung des einzelnen Menschen. Aus der Zauberhandlung ging der Kult, der höhere Gottesdienst, der mit reichen Mitteln arbeitet, hervor, wie er von einem Verband oder einem Volk ausgeübt wurde. Aber im Verlaufe der Zeit sank die

Kulthandlung wieder zur blossen Zauberhandlung herab, wie sie der Bauer vollbringt, um dem Dämon zu wehren. Der Gedanke, dass die Handlung wohl bezweckt, mit einem Sühneopfer eine schädigende Macht zu versöhnen, mag ihm fernliegen, oder doch nur dunkel und unbewusst in ihm schlummern.»

Könnte also auch beim Hohliebi-Schimmel uralter Abwehrzauber gegen Feuer und Blitz und Viehseuche, gegen Gewitter und böse Geister mitspielen?

DER FREUNDSCHAFTSBECHER DER LANDVÖGTE VON AARWANGEN, BIPP UND WANGEN

Goldschmiedearbeit von Hans Peter Staffelbach, 1707

ROBERT L. WYSS

Das Bernische Historische Museum besitzt in seiner vielseitigen und reichhaltigen Sammlung von Goldschmiedearbeiten, die zum grössten Teil mit dem bernischen Zunftwesen und der Geschichte Berns in Verbindung stehen, u.a. auch einen silbervergoldeten Deckelpokal (Abb. 1), den Hans Peter Staffelbach, Goldschmied in Sursee, im Jahre 1707 im Auftrage der drei Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen herstellte. (Anm. 1) Dieses kunstvolle Trinkgefäss ist mit verschiedenen, in Treibarbeit entstandenen Bildmotiven und mehreren gravierten Inschriften versehen, die Geschichte, Sinn und Zweck des Bechers in Wort und Bildern erklären. (Anm. 2) Die hohe Cuppa ist am Lippenrand von einem glatten Band umgeben und durch ein gleichartiges einschnürendes Band in eine kleinere und eine grössere obere Wölbung unterteilt. Auf dem Band zwischen den beiden Becherwölbungen lesen wir folgenden Text:

«So lang alss mein AARWANGEN, BIPP und WANGEN
in treuer Lieb einander vest umbfangen
Wird ich mit Lust ihr Bundes Bächer seyn,
Daraus man trinkt den Freund- und Freudenwein.»

Ein weiterer Spruch steht auf dem Lippenrand geschrieben:

«Ich geh herum in Dreier Freunden Händen,
und wechsle ab, wie ihre Jahre enden.
Der Aeltest mich forthin in seiner Hand
Behaltet als ein Treu und Liebe Pfand.
Fundiert anno 1630 und renoviert anno 1707.»

Im Inneren der Cuppa enthält ein silbernes, rundes Medaillon noch einen dritten Vers:

Abb. 1
Freundschaftsbecher
der Landvögte
von Aarwangen, Bipp
und Wangen.
Arbeit von
Hans Peter Staffelbach,
1707.

«Was weder Macht noch Kunst zu wegen bringen kann,
das hat ein Freudentrunk gar oft mit Lieb getan.»

Aus dem unteren Teil der Cuppa hat Staffelbach die drei Wappen der bernischen Landvogteien Aarwangen, Bipp und Wangen getrieben. Den oberen Teil hat er in alternierender Folge mit den Wappen der drei im Jahre 1630 an den erwähnten Orten amtierenden Landvögten versehen, sowie mit den Wappen derjenigen, die 1707 die gleichen Ämter innehatten. Diese sechs Wappen befinden sich in annähernd runden, nach unten leicht zugespitzten und leicht bombierten Medaillons. Darüber entfalten sich längs der Rundung je ein Schriftband mit dem Namen des betreffenden Landvogtes. So finden wir nebeneinander:

«Hans Rudolf Willading Fundator» – «Hieronymus Thormann Renovator»
(Landvögte von Aarwangen)
«Christoph Fellenberg Fundator» – «Niklaus Stärler Renovator»
(Landvögte von Bipp)
«Hans Jürg Im Hoof Fundator» – «Abraham Freudenreich Renovator»
(Landvögte von Wangen)

Nach dem Text auf dem Lippenrand der Cuppa und nach den Wappen und Namensbezeichnungen der *Fundatoren* zu schliessen, müssen offenbar Hans Rudolf Willading (in Aarwangen von 1626–1630), Christoph Fellenberg (in Bipp von 1624–1630) und Hans Jürg Im Hoof (in Wangen von 1629–1635) im Jahre 1630 einen Freundschaftsbund geschlossen und als Zeichen der gegenseitigen Verbundenheit gemeinsam einen Becher gestiftet haben. Dieses Trinkgefäss ist leider nicht mehr erhalten, und wir haben auch keine Anhaltspunkte, welcher Goldschmiedewerkstatt er seine Entstehung zu verdanken hat, auch nicht wie er ausgesehen haben könnte. Es ist durchaus möglich, dass die drei bereits erwähnten Sprüche sowie das Wappen der drei Landvögte aus dem Jahre 1630 (Fundatoren) bereits auf diesem Becher vorhanden waren. Nach den Inschriften zu schliessen, waren nicht nur die drei Landvögte miteinander befreundet, sondern auch die drei Vogteien Aarwangen, Bipp und Wangen scheinen miteinander in gutem Einvernehmen gestanden zu haben.

Interessant ist auch die Tatsache, dass der Freundesbund im Jahre 1630 geschlossen wurde und somit auch die Stiftung des Bechers in dem Jahre

Abb. 2. Deckelknauf mit Putto, drei Herzen schmiedend. Detailaufnahme vom Deckel.

erfolgte, in welchem Willading und Fellenberg ihre Vogteien verlassen mussten. Willading wurde im gleichen Jahre noch Venner zu Metzgern und in der Folge 1634 Zeugherr und von 1653–1662 Deutschsseckelmeister. Hans Jörg Im Hoof, der erst 1629 nach Wangen kam, verblieb dort bis zum Jahre 1635. Als oberaargauische Ämter verfügten sie zusammen über einen Landschreiber, der in Wangen residierte. Dies bedingte enge Zusammenarbeit und häufiges Zusammentreffen. Fellenberg, der zuvor bis 1630 in Bipp amtierte, trat dann 1635 die Nachfolge Im Hoofs in Wangen an und kehrte 1641 wiederum in seine Vaterstadt zurück.

Was nun in den folgenden Jahrzehnten mit dem Becher von 1630 geschah, können wir nur vermuten. Es ist anzunehmen, dass ihn jeweils der älteste der drei Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen solange zu sich in Verwahrung nahm, bis er aus seinem Amte schied und den Becher wiederum an den nächst ältesten weitergeben konnte. Diese Gepflogenheit scheint sich bis zum Jahre 1707 aufrecht erhalten zu haben. Dass jeweils die drei amtierenden Landvögte stets miteinander befreundet waren, darf wohl kaum angenommen werden. Sicherlich aber wurde bei den häufigen Zusammenkünften der Becher mehrmals aufgefüllt und in der Runde herumgereicht.

Im Jahre 1707 haben nun drei weitere Landvögte, Hieronymus Thormann, Niklaus Stürler und Abraham Freudenreich den alten Freundschaftsbund von 1630 wiederum erneuert. Aus diesem Anlass liessen sie bei Hans Peter Staffelbach in Sursee einen neuen Pokal anfertigen, der ja Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist. Dabei wurde auf den beigefügten gravierten Texten, die wir bereits bekanntgegeben haben, Bezug genommen auf das ältere Freundschaftsbündnis von 1630 und dessen Begründer. Die neuen Stifter und Auftraggeber liessen deren Wappen und Namen mit der Bezeichnung Fundator neben die ihrigen setzen und bezeichneten sich selbst als *Renovatoren*. Was dabei mit dem älteren Becher erfolgte, entzieht sich unseren Kenntnissen. Möglicherweise wurde er dem Goldschmied zum Einschmelzen und als wiederverwendbares Material übergeben, konnten damit doch gewisse Einsparungen erzielt werden. Der Erwerb eines derartigen Pokales war schon damals eine sehr kostspielige Angelegenheit.

Hans Peter Staffelbach, dem es an Phantasie für die künstlerische Gestaltung eines Pokales nicht mangelte, gab diesem bildlichen Schmuck, sowohl ornamentaler wie auch emblematischer Art. Letzteres sollte die Freundschaft der drei Landvögte versinnbildlichen und somit auch noch stärker betonen.

Abb. 3. Emblematische Darstellung mit drei aufeinander zustrebenden Händen. Detailaufnahme vom Deckel.

So setzte er auf den Knauf des Deckels eine kleine plastische Figur, einen Putto, der auf einem Amboss mit einem Hammer drei Herzen aneinander schmiedet (Abb. 2). Auf dem Deckel befinden sich zudem drei breitovale in vorzüglicher Treibarbeit gefertigte Medaillons mit Emblemata. Das eine Emblem besteht aus drei zwischen Wolken schwebenden Winkeln, die so ineinander verkeilt sind, dass sie nicht mehr auseinander gerissen werden können. Die dazugehörende Inschrift lautet: «JUSTITIA LIGAT» (Die Gerechtigkeit vereinigt). Das zweite Bild zeigt drei Hände, die aus drei verschiedenen Richtungen aus den Wolken ragen und gegeneinander zustreben (Abb. 3), «MANUS MANUS FRICAT» (Die eine Hand fasst die andere). Im dritten Ovalfeld lässt sich in einer Landschaft ein dreieckförmiges Getreidefeld erkennen, das von drei Bauern geschnitten wird, wobei jeder mit seiner

Arbeit in einer anderen Ecke begonnen hat, «UNA MESSIS NOBIS SUFICIT ET NOS SUFICIMUS MESSI» (Eine Ernte reicht uns, und wir genügen für eine Ernte). Auch den untersten Teil des Fusses versah Staffelbach mit Emblemata. In einem Medaillon schreiten drei Göttinnen in wallenden Gewändern, einen Lorbeerkranz, ein Füllhorn und einen Lorbeerzweig in der rechten Hand haltend. «TEMPORUM FELICITAS» (Das Glück aller Zeiten). Das zweite Bildoval zeigt in einer weiten Landschaft einen antiken Helden, vermutlich Alexander den Grossen, in Helm und Mantel gekleidet und ein Zepter in der Hand tragend «NEC ALEXANDER QUIDEM» (Und nicht einmal Alexander hatte es besser gehabt). Im dritten Bildfeld lässt sich eine aus den Wolken reichende Hand erkennen, die zwei Kränze, ein Füllhorn und einen Lorbeerzweig über einen am Boden schlafenden Mann hält, «DEUS NOBIS HAEC OTIA FECIT» (Gott gibt uns die Ruhe). Diese sechs Emblemata nehmen einerseits Bezug auf das Freundschaftsbündnis der drei Landvögte, andererseits weisen sie auf die vom Glück gesegneten Landvogteien und die an Erträgnissen reichen Ländereien hin.

Die Cuppa selbst ruht auf einem Baumstamm, der als Schaft dient und den hohen zweigeteilten Fuss mit dem eigentlichen Trinkgefäss verbindet. Um diesen Baumstamm stehen drei nackte weibliche Gestalten, die mit erhobenen Händen die Cuppa tragen (Abb. 4). Sie personifizieren die Dreizahl, die konsequent, sowohl in der Ornamentik wie auch in der Emblematik und Heraldik, auf dem ganzen Pokal streng eingehalten wurde. Die Gruppe dieser drei Grazien, die sich sowohl in der Körperhaltung wie Beinstellung und Kopfneigung, aber auch in der feinen mit Perlenketten durchzogenen Haartracht voneinander unterscheiden, darf als vorzügliche plastische Arbeit, die der Goldschmied im Gussverfahren herstellte, gewertet werden. Die Verbindung zu einer geschlossenen einheitlichen Gruppe hat Staffelbach in der Art gelöst, indem er jede der drei Frauen mit einem von dem Baumstamm sich ausbreitenden Ast umwunden hat, wobei das Blattwerk zugleich auch die Schamgegend bedecken musste.

Schliesslich sei noch ein Blick auf die ornamentalen Verzierungen geworfen, die sich zwischen den Wappen und den ovalen Bildmedaillons entfalten. Am Deckel und am Fuss, aber auch am oberen Teil der Cuppa, handelt es sich um fein getriebene Blumensträusse, aus denen sich, in vier Richtungen auseinander strebend, grosse, spiralförmig eingerollte Blattgebilde entfalten. Am unteren Teil der Cuppa sind es drei Blumenvasen, die von Blattranken herzförmig umgeben und so angeordnet sind, als würden sie in den Händen

Abb. 4. Die drei Grazien, die Cuppa tragend. Detailaufnahme des Schaftes.

der Grazien getragen. Hier zeigt sich auch wiederum, wie geschickt der Goldschmied die drei Figuren in die Gesamtkomposition eingefügt hat, so dass Cuppa, Schaft und Fuss eine Einheit bilden. Auch die übrigen umlaufenden Ornamente sind sinnvoll dem gesamten Formengefüge eingeordnet. So findet das beschlägwerkartige Ornament, das den Herzen schmiedenden Putto umgibt, eine Wiederholung am oberen Teil des Fusses, wo es um die Standfläche der drei Grazien verläuft. Das feingliederige, gelappte Ornament am Rande des Deckels ziert ebenfalls den Rand des Fusses.

Nun stellt sich die Frage, weshalb haben die drei aus der protestantischen Stadt Bern stammenden Landvögte Thormann, Stürler und Freudenreich den Freundschaftsbecher ausgerechnet durch den in der katholischen Stadt Sursee tätig gewesenen *Hans Peter Staffelbach* (1657–1736) erstellen lassen? Warum hat nicht ein Berner Goldschmied den Auftrag für diese Arbeit erhalten? Diese Frage ist nicht ganz unberechtigt, denn in Bern waren zu jener Zeit einige vorzügliche Goldschmiede tätig, worunter insbesondere Emanuel Jenner zu erwähnen wäre. Staffelbach dagegen hatte zu Bern keine näheren Beziehungen und meines Wissens auch von bernischer Seite keine Aufträge erhalten. Zudem hatte Staffelbach weit herum den Ruf, vorzügliche Goldschmiedearbeiten für kirchliche Zwecke hergestellt zu haben. Eine eindeutige Antwort lässt sich auf diese Frage nicht geben. Nun wissen wir aber, dass Staffelbach liturgisches Altargerät und plastische Arbeiten für die Kirchen der Stadt Solothurn und desgleichen auch für das Zisterzienserstift St. Urban lieferte, zwei Orte, die nicht weit von Wangen, Bipp und Aarwangen lagen. Möglich ist, dass eine Begegnung der drei Landvögte mit Hans Peter Staffelbach über die Vermittlung eines Ratsherrn der Stadt Solothurn oder sogar den Abt von St. Urban erfolgte.

Über den *Verbleib des Pokals*, nachdem die drei Stifter ihre Landvogteien verlassen hatten, ist uns nichts Näheres bekannt. Abraham Freudenreich und Niklaus Stürler starben beide in den aufeinander folgenden Jahren 1713/14. Hieronymus Thormann lebte bis 1733, wobei der Pokal bis zu diesem Zeitpunkt in dessen Verwahrung gewesen sein kann. Einzig das im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aufgelötete Mutach-Wappen und die auf der glatten eingezogenen Fläche des Fusses: «CARL LUDWIG VON MUTACH OBERSTLT. UND OBERAMTMANN VON WANGEN RENOVIERT 1816» geben uns wiederum einen Hinweis auf einen späteren Besitzer. Mutach wurde 1818 Appellationsrichter in Bern und starb 1833. Nach Mutachs Tode wird der Pokal wieder in andere Hände gekommen sein.

Laut Rudolf Wegeli soll dieser Pokal dann während zwei bis drei Jahrzehnten im Besitze der Schützengesellschaft Herzogenbuchsee gewesen sein. Ende der sechziger Jahre hat man ihn für 3000 Franken ins Ausland verkauft.[3] 1891 wurde er in Paris an der Auktion der bekannten Sammlung Spitzer versteigert und soll für 6100 Fanken gehandelt worden sein. Einige Jahre später tauchte der Pokal wiederum im Handel auf, wobei sich das Bernische Historische Museum, leider damals vergeblich, um einen Ankauf interessierte. Dies dürfte vermutlich um die Jahrhundertwende erfolgt sein.

Das Museum besitzt in seiner Sammlung ein im Jahre 1901 von der Hand des bernischen Malers Rudolf Münger (1862–1929) gemaltes Aquarell (Inv. Nr. 17577), das den Pokal in seiner vollen Originalgrösse wiedergibt (Abb. 5). Münger malte dieses Goldgefäss vor einem heraldischen tapetenartigen Hintergrund, der in mehrfacher Folge die Wappen der sechs Landvögte, der drei Fundatoren und der drei Renovatoren, enthält. Hier ist allerdings zu bemängeln, dass das Wappen Freudenreich (Abb. 6) fehlt, statt dessen aber das Wappen Freudenberg vorhanden ist, wobei letzteres allerdings mit dem Pokal nichts zu tun hat. Hier scheint ein Irrtum oder eine Verwechslung vorzuliegen, die uns vermuten lässt, dass Münger den Pokal nie im Original gesehen hatte. Auch muss ihm jemand die gravierten Texte, jedoch nicht ganz fehlerfrei abgeschrieben, zur Verfügung gestellt haben, stehen doch diese im Sinne einer Bildlegende unterhalb des Aquarells. In dieser Bildlegende wird irrtümlicherweise ein Abraham Freudenberg erwähnt. Die Bedeutung des Pokales scheint Münger ebenfalls nicht gekannt zu haben, denn er erwähnt in der Überschrift zur Bildlegende einen «Berner Becher mit der Beschaumarke von Sursee u. dem Schild des berühmten Goldschmiedes Staffelbach, 1630». Er erwähnt also das Entstehungsjahr des früheren, nicht mehr erhaltenen Freundschaftsbechers. Dass die dargestellte Arbeit von Staffelbach erst aus dem Jahre 1707 stammt, scheint er offenbar nicht richtig erkannt zu haben. Ich vermute daher, dass das Angebot an das Bemische Historische Museum auf schriftlichem Wege und mittels einer Photographie erfolgte, wobei ungenaue Texte und Wappenangaben mitgeliefert wurden. Münger, der mit der Direktion des Museums stets in engem Kontakte stand, dürfte dann im Auftrage des Museums sein Aquarell nach der vorliegenden Photographie gemalt haben, auf welcher das Freudenreich-Wappen nicht ersichtlich war, denn sonst wäre Münger, der sich in bernischer Heraldik gut auskannte, wohl kaum eine Verwechslung der beiden Wappen Freudenreich und Freudenberg unterlaufen.

Endlich gelang es dem Bernischen Historischen Museum im Jahre 1929 den Pokal zum Betrage von 27 500 Franken zu erwerben, wobei die Einwohner- und die Burgergemeinde Langenthal, die Ersparniskasse des Amtsbezirkes Aarwangen, die Einwohner- und Burgergemeinde Herzogenbuchsee sowie die Burgergemeinde Aarwangen sich mit kleineren Beiträgen an dem Ankauf beteiligten.

Abb. 5. Freundschaftsbecher von 1707. Aquarell von Rudolf Münger, 1901.

Abb. 6. Wappen des Abraham Freudenreich. Detailaufnahme von der Cuppa.

Hans Peter Staffelbach war einer der begabtesten Goldschmiede der Schweiz und schon zu seiner Zeit weit über die kleine Landstadt Sursee hinaus bekannt. Seine fruchtbarste Tätigkeit fiel in die Jahre 1690 bis 1720. Sehr viele Aufträge für kirchliche Plastiken und für die verschiedenartigsten Altargeräte für den liturgischen Gebrauch, die heute noch weitgehend erhalten sind, erhielt er von Klöstern wie St. Urban, Muri und Beromünster und von den Stadtkirchen in Solothurn und Luzern, aber auch von zahlreichen anderen kleineren Orten der katholischen Schweiz. Mit zu den berühmtesten Arbeiten, die im Auftrage der Kirche entstanden, zählen u.a. der Tabernakel in Muri oder das grosse Altarkreuz im Kirchenschatz der St.-Ursen-Kathedrale von Solothurn.

Hans Peter Staffelbach soll aber auch eine beachtliche Zahl von profanen Arbeiten, wie Becher, Pokale, Kannen und Schalen mit figuralen Reliefs,

geschaffen haben, wie z.B. das Surseer Ratssilber, das leider wie so vieles anderes von profanen Silber- und Goldschmiedarbeiten nicht mehr erhalten ist. Um so erfreulicher ist es, dass der Freundschaftsbecher von 1707, der ja des öftern seinen Besitzer gewechselt hat und auch einige Jahrzehnte zu ausländischen Privatsammlungen gehörte, seit einem halben Jahrhundert seinen ständigen Platz im Bernischen Historischen Museum hat und dort neben vielem anderem als bedeutendes Kunstwerk der Schweizer Goldschmiedekunst bewundert werden kann und zugleich auch als ein Belegstück für die Geschichte der bernischen Landvogteien dient.

Anmerkungen

[1] Dem vorliegenden Aufsatz standen folgende Arbeiten zur Verfügung: Dora Fanny Rittmeyer, Hans Peter Staffelbach, Goldschmied in Sursee, 1657–1736, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Neue Folge Band XXXVIII. 1936 und Rudolf Wegeli, Bericht über die Sammlung 1929. I Historische Abteilung in: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, IX. Jahrgang 1929, Bern 1930, S. 128–129.

[2] Inv.-Nr. 20213. Die Gesamthöhe beträgt 44,3 cm, der Pokal ohne Deckel 32 cm, der Durchmesser des Lippenrandes an der Cuppa 10,7 cm. Das Meisterzeichen sowie das Beschauzeichen von Sursee befinden sich sowohl auf dem Rande des Deckels wie auch auf dem Rand des Fusses.

[3] Vgl. die Erinnerungen von Oberst Emil Moser in der Festschrift des kant. Schützenfestes 1912 in Herzogenbuchsee, S. 17 ff.

Schloss Thunstetten, Hofansicht. Zeichnung von Wilhelm Liechti, Langenthal

DIE GEMÄLDE DES JOHANNES BRANDENBERG IM SCHLOSS THUNSTETTEN

GEORG CARLEN

Schloss Thunstetten wurde ab 1713 vom Berner Baumeister Abraham Jenner nach Plänen des Pariser Architekten Josephe Abeille erbaut. Bauherr war Landvogt Hieronymus von Erlach, der kurz zuvor die Herrschaft Thunstetten gekauft hatte. Für die Ausschmückung der Gemächer mit Wand- und Deckenbildern liess er 1715 den Maler Johannes Brandenberg aus Zug kommen, der hier eines seiner Hauptwerke geschaffen hat.

Maler Johannes Brandenberg aus Zug (1661–1729)[1]

Die Barockmalerei in der deutschen Schweiz wird zu einem grossen Teil von süddeutschen und oberitalienisch-tessinischen Kräften getragen. Erstklassige einheimische Maler wandten sich gerne auswärtigen Aufgaben zu, so etwa der Solothurner *Johann Rudolf Byss* (1660–1738), der als Kabinettmaler, Galeriedirektor und Ausstattungsberater der Schönborn-Bischöfe in Mainfranken tätig war, oder *Georg Gsell* (1673–1740) aus St. Gallen, der es gar zum Hofmaler und Galerieverwalter des Zaren Peter des Grossen brachte. Auch der Berner *Josef Werner d. J.* (1637–1710) hatte zu mehreren Malen in Paris, Augsburg und schliesslich als Akademiedirektor in Berlin eine internationale Laufbahn versucht, scheiterte aber immer wieder, kehrte für längere Zeit in die Heimat zurück und leistete so einen wichtigen Beitrag für die Kunst in der deutschen Schweiz.

Johannes Brandenberg ist einer der wenigen guten einheimischen Barockmaler, der sein Werk, von minimen Ausnahmen abgesehen, ganz für die engere und weitere Heimat geschaffen hat. Dazu wird die gute Auftragslage – Barockmalerei ist ja im wesentlichen Auftragsmalerei und nicht Malerei auf Vorrat oder art pour l'art – in Zug und in den Stiften der Innerschweiz beigetragen haben, wo Brandenberg nach der Rückkehr von seiner Wanderschaft aus Österreich und Italien im Jahre 1682 Arbeit fand. Er liess sich damals in seiner Vaterstadt nieder, wo er am 20. Mai 1661 getauft worden

war und seine erste Ausbildung als Maler bei seinem Vater Thomas Brandenberg genossen hatte. Er verheiratete sich 1683 mit Maria Katharina Kloter, die ihm neun Kinder gebar.

In die 1680er Jahre fällt die erste Auseinandersetzung des barocken, katholischen Kirchenbaus in der deutschen Schweiz mit der figürlichen und illusionistischen Deckenmalerei. Während selbst die grösseren Bauten der 70er Jahre, die Jesuitenkirche zu Luzern, die Wallfahrtskirchen von Sachseln (OW) und Oberdorf (SO), ohne Deckenbilder blieben, beriefen 1682 die Benediktiner von Einsiedeln Johannes Brandenberg zur Ausmalung von Beichtkirche, Sakristei und Chor der Stiftskirche (letzterer 1746 verändert). Diese Aufträge beschäftigten ihn bis 1686. Nach gelungenem Start in Einsiedeln wurde er eine Zeitlang von Kloster zu Kloster herumgereicht. In Fischingen malte er um 1690 einen St.-Idda-Zyklus, im Chorherrenstift Beromünster 1692–94 die Deckengemälde (1744 ersetzt) sowie Haupt- und Oberblätter sämtlicher sieben Seitenaltäre. Nebenher entstand vorwiegend in Zug eine stattliche Zahl qualitätvoller Porträts.

Noch vor der Mitte der 90er Jahre nahm Brandenbergs Karriere als kirchlicher Grossmaler ein jähes Ende. Der Tessiner *Francesco Antonio Giorgioli* (1655–1725) aus Meride hatte ihm den Rang abgelaufen. Dies hatte vor allem zwei Gründe. Einerseits war Brandenberg nämlich ein recht schwieriger Geselle. Überall wo er arbeitete, stürzte er sich in Schulden. Wenn man ihn daran erinnerte, verschwand er bei Nacht und Nebel, ohne sich um den Fortgang der Arbeit zu kümmern. «Dissen Morgen ist Mahler Johannes brandenberg von Zug von hier wekgereisst wie ein Katz auss dem Taubenhauss. Vermutlich nur der Ursachen, weilen seine Schulden Ihne ernstlich heimgesuocht, die er ietz zimmliche Zeit lassen aufschlagen, unnd uneracht er mit seiner Edlen Kunst gar vill hette verdienen können, mehr dem Müssiggang und Lueder sich ergeben …» Diesen Seufzer des Einsiedler Klosterchronisten von 1685 konnte man in Beromünster sehr wohl verstehen, war doch das Stift 1694 genötigt, an Ammann und Rat der Stadt Zug zu gelangen und das bereits bezahlte letzte Altarbild auf amtlichem Wege herauszuverlangen. Einen solchen Mann wollte man auf den Grossbaustellen der Klosterkirchen Pfäfers, Muri und Rheinau nicht sehen, verlangte doch das Gelingen solcher barocker Gesamtkunstwerke ein reibungsloses Sich-in-die-Hände-Arbeiten von Baumeister, Maurern, Stukkatoren und Malern. Auf der anderen Seite verstand sich Brandenberg im Gegensatz zu Giorgioli nicht auf die Freskotechnik, das Malen auf den feuchten, frischen Putzgrund.

Diese mochte jedoch für die grossen Klosterkirchen erwünscht sein, garantierte sie doch schnelles Arbeiten und grösstmögliche Dauerhaftigkeit der Malerei.

Brandenberg zog sich in der Folge auf die von ihm immer schon bevorzugte Leinwandmalerei für Altar- und Andachtsbilder, für Porträts, nach wie vor aber auch für Deckenbilder zurück. Die grossen, mittels Rahmen an die Decke geschraubten Leinwände wurden im Jahrzehnt von 1708–1718 sogar seine eigentliche Spezialität. Er malte solche für den Chor der Pfarrkirche St. Michael in Zug (1708/09, zerstört), für den Saal des «Oberen Hirschen» zu Einsiedeln (1711), für Schloss Thunstetten (1715), für den Musiksaal am Fraumünster in Zürich (1717), schliesslich für die Abtskapelle in Einsiedeln (1718). Das grösste Werk dieser Zeit ist die Ausmalung des grossen Saals im Stift Einsiedeln (1709/10), wo Brandenberg in seiner Secco-Technik nochmals direkt auf den Verputz malte und ein 9 × 7 m grosses Deckengemälde schuf.

Die grosse Produktion von Altar- und Andachtsbildern im letzten Lebensjahrzehnt (1719–1729) darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass Brandenbergs Stern im Sinken war. Eine Welle total illusionistischer Malerei erreichte jetzt von Süddeutschland und Österreich her die Deutschschweiz, die damit den Anschluss an die internationale Zeitströmung fand und die sonst fast zu allen Zeiten merkbare Stilverspätung gegenüber dem Ausland für knappe 50 Jahre aufgab. 1724 berief das Kloster Einsiedeln für die Ausmalung des Schiffs der Stiftskirche nicht mehr Johannes Brandenberg, der den Äbten lange Jahre quasi als Hofmaler gedient hatte, sondern den Münchner *Cosmas Damian Asam* (1696–1739). Brandenberg erfreute sich indessen in Zug hohen Ansehens. Er scheint die Sprunghaftigkeit der Jugendjahre abgelegt und sich in die kleinstädtische Gesellschaft integriert zu haben. 1725 wurde er Vierer (Vorstandsmitglied) der Lukasbruderschaft, welches Amt er bis zu seinem Tode innehatte. Dieser ereilte ihn am 26. September 1729. Es starb damit «ein so grosser Maler, wie ihn Zug kaum jemals wieder haben wird» (Zuger Totenbuch). Seine Werkstatt führte der mittelmässig begabte Sohn Johann Karl (1684–1747) fort.

Johannes Brandenberg, der stilistisch von der bolognesischen Malerei um 1600 und des 17. Jahrhunderts beeinflusst war, steht mit seinen Altarbildern qualitativ an vorderster Stelle der in der Deutschschweiz tätigen einheimischen Tafelmaler seiner Generation. In den Gemälden von Thunstetten erscheint er als Fortsetzer der allegorischen Malerei Josef Wer-

ners, mit welchem sich aus der gemeinsamen klassizistischen Grundhaltung heraus auch stilistische Übereinstimmungen ergeben. Im Jahrzehnt von 1708–1718 malt Brandenberg in einem gemässigten Illusionismus an Deckenmalereien ungefähr das Modernste, was es in der damaligen Deutschschweiz gab, während für seine Porträtkunst die 1690er Jahre die fruchtbarsten waren. Er ist zusammen mit dem Berner *Johannes Dünz* (1645–1736) der Hauptvertreter einer barock-klassizistischen Porträtauffassung, die sich innerhalb der schweizerischen Bildnismalerei deutlich von der frühbarocken, niederländisch beeinflussten und der spätbarocken, vom Frankreich Rigauds abhängigen Phase abhebt.

Das Schloss [2]

Schloss Thunstetten, eine typische Berner Campagne, ist von Hieronymus von Erlach nicht zu Wohnzwecken, sondern als Repräsentationsbau und Lusthaus für die Sommermonate sowie als Verwaltungssitz seiner Herrschaft gleichen Namens in der Art einer französischen «maison entre cour et jardin» erbaut worden. Der Corps de logis ist eingeschossig – über dem Hochparterre setzt sogleich das mächtige Walmdach an. Der Saal (Abb. 1) liegt, flankiert vom östlichen und nördlichen Eckzimmer, an der Gartenseite und ist vom Hof her durch ein halbrund geschlossenes, herrschaftliches Vestibül zu betreten. Saal und Eckzimmer weisen kassettierte Täfer, unterschiedlich feine Parkette und über Holkehlen ansetzende, flache Gipsdecken mit kräftig profilierten Mittelspiegeln auf. Die Decken sind überall weiss, die Täfer in verschiedenen Farbtönen gehalten. Die dunklen Leinwandgemälde Brandenbergs sind in die Deckenspiegel der drei Haupträume und in das Wanddäfer des Saales eingelassen. Anlässlich von Restaurierungsarbeiten ist 1978/79 im Zimmer rechts des Vestibüls ein weiteres, direkt auf den Verputz gemaltes Gemälde mit dem drachentötenden Georg zum Vorschein gekommen, welches Brandenberg zugeschrieben werden darf.

Der Bauherr Hieronymus von Erlach (1667–1748) [3]

Hieronymus von Erlach hat eine der interessantesten Karrieren durchlaufen, die damals für einen adeligen Berner möglich waren. Sie zu verfol-

Abb. 1. Blick in den Saal von Schloss Thunstetten mit den Gemälden Brandenbergs.

gen ist Voraussetzung für das Verständnis der Bilder in Thunstetten. Als Sohn des Johann Rudolf von Erlach, Herr von Riggisberg, trat der 11- oder 13jährige Kadett in Paris einem Schweizerregiment bei. 1691 wechselte er zum Regiment von Erlach, das wie auch das Regiment Zurlauben im Roussillon stationiert war und unter Marschall Noailles Vorbereitungen zur Eroberung Kataloniens traf. Hieronymus scheint sich verschiedentlich ausgezeichnet zu haben und wurde Hauptmann. 1693 wurde ihm eine Tochter geboren, deren Mutter, Françoise de Montrassier, er 1694 unter Abschwö-

rung des Protestantismus nachträglich heiratete. 1695 quittierte er den französischen Dienst, verliess Frau und Kind und kehrte nach Bern zurück, um hier die Tochter eines der reichsten Männer von Bern, Margaretha Willading, zu heiraten. Da sein Schwiegervater der antifranzösischen Partei angehörte, kämpfte Hieronymus im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–14) auf kaiserlich-österreichischer Seite. Er wurde 1702 Kommandant eines Reserveregimentes zum Schutz der österreichischen Waldstätte und in Rheinfelden stationiert. Im Oktober 1704, nachdem Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough die französisch-bayrische Armee bei Blenheim und Höchstädt vernichtend geschlagen hatten, kam Erlach unter Beförderung zum General an die Front, und zwar ins Elsass. Hier zeichnete er sich besonders bei der Eroberung des Städtchens Landau aus. Gleichzeitig trieb er eifrig Spionage für Frankreich, das ihn wegen seiner ersten Heirat erpresste. Ende 1704 kehrte er nach Bern zurück, war im Juni 1705 aber wieder am Oberrhein und geriet mit seinen Truppen mehrere Male an den Feind. Im Winter 1705/06 war er interimistischer Gouverneur von Hagenau, das im Mai 1706 wieder in die Hände der Franzosen fiel. Erlach blieb, abgesehen von einem oder mehreren kurzen Heimaufenthalten, bis im September 1707 am Oberrhein. Heimgekehrt, wurde er von der Berner Regierung zum Landvogt von Aarwangen ernannt, wo er von nun an im Schloss residierte. Die Landvogtei erlaubte ihm keine militärische Tätigkeit an der Front mehr. 1709 reiste er allerdings wieder in den Schwarzwald, 1710 und 1712 in diplomatischen Missionen nach Wien. Es gelang ihm in dieser Zeit der Toggenburger Wirren mit der Hilfe Prinz Eugens, den Kaiser von einer Unterstützung des Abtes von St. Gallen gegen die protestantischen Orte abzuhalten. Nach Ablauf seines Mandates in Aarwangen begab er sich 1713, obwohl Prinz Eugen das Angebot seiner Dienste höflich abgelehnt hatte, erneut an die Rheinfront und trat in das Corps des kaiserlichen Generals von Aman ein. Wie lange er dort diente, ist unbekannt. Er dürfte aber kurz darauf nach Bern zurückgekehrt sein, da er glaubte, Prinz Eugen hätte wegen seiner Spionagetätigkeit Verdacht geschöpft. In diese Zeit fällt der Bau von Schloss Thunstetten. Nachdem das Schloss unter Dach war, wurde von Erlach 1715 Mitglied des Täglichen Rates der Stadt Bern. Als solches musste er sämtliche Dienstverhältnisse zu ausländischen Mächten lösen und gab deshalb am Tage vor seiner in sicherer Aussicht stehenden Wahl sein Regiment auf. Die militärische Laufbahn hatte ihm den Titel eines Feldmarschalls, eines Reichsgrafen und mehrere

Orden, so den markgräflich-brandenburg-bayreutischen des roten Adlers eingebracht. 1718 wurde er Säckelmeister der welschen Lande (Waadt), später Oberkommandant derselben. 1721 wählte man ihn zum Schultheissen, welches höchste Amt der Republik Bern er bis 1747 alle zwei Jahre innehatte. 1722–25 liess er Schloss Hindelbank erbauen. Er entwickelte einen in Bern noch nicht dagewesenen fürstlichen Luxus und Lebensstil. Eine alte Radierung zeigt den Schultheissen, wie er sich sechsspännig in einer Staatskarosse nach Bern führen lässt. Vor seinem Tode von 1748 gab er noch den Anstoss zum Neubau seiner Stadtwohnung, des Erlacherhofes in Bern. Hieronymus liegt in der Kirche von Hindelbank begraben. Das prächtige Grabmal von August Nahl erinnert an ihn.

Die Bilder

Die Bilder verherrlichen die Taten des Erbauers und bilden ikonographisch eine Einheit mit einfallsreichem und vielschichtigem Programm. Der antike Götterhimmel, die vier Elemente und die vier Kardinaltugenden haben sich zusammengefunden, um die Ruhmestaten Hieronymus von Erlachs, von denen zwei an der Wand auf bühnenmässigen Prospekten erscheinen, zu applaudieren. Bei der Betrachtung ist vom Deckenbild des Saales auszugehen (Nr. 1, Abb. 2). Hier fährt Athene im zweispännigen Sonnenwagen über den Himmel, in dessen oberstem Wolkenkranz der Göttervater Zeus thront. Sie ist als Göttin des siegreichen Kampfes (Athene Nike) gekennzeichnet: Ein Genius, der eine trophäenartig aufgestellte Rüstung mit Lorbeerkranz und Siegespalme ziert, ist ihr zugeordnet, des weiteren ein Kriegsstilleben mit Pauke und Trompete, Erlachscher Regiments- und Reichsfahne, Hellebarde und Spiess, Trommel und Schwert, Buch und Befestigungsplan. Athene lässt sich von ihren Pferden aus dieser kriegerischen, von schweren Wolken verhangenen Hälfte des Himmels nach rechts ziehen, wo vor blauem Firmament Flora (= Göttin der Blumen) und Diana (= Göttin der Jagd) sowie zwei Putten mit dem Idealplan des Schlosses Thunstetten (= Allegorie der Architektur?) ihrer harren. Athene fährt stellvetretend für Hieronymus von Erlach über den Himmel, der zur Zeit der Entstehung der Gemälde, im Jahre 1715, am Tage vor seiner Wahl zum Täglichen Rat der Stadt Bern den Befehl über sein Regiment in kaiserlichen Diensten niedergelegt hatte und sich in Thunstetten friedlicheren Tätigkeiten zuzuwenden

gedachte: Dem Bauwesen, der Gartenbaukunst, der Jagd. Interessanterweise lässt sich Hieronymus nicht selber im Sonnenwagen darstellen, wie dies wenig später Kaiser Karl VI. im Treppenhaus des Stiftes Göttweig getan hat. Eine derartige Selbstverherrlichung einer Einzelperson hätte wohl der aristokratische bernische Staat nicht geduldet. Unklar ist die Bedeutung des gepanzerten Jünglings, der am untern Bildrand schwebt und mit einer roten Fahne die Gruppe des Krieges von derjenigen des Friedens trennt. Er kann wie der Genius mit den Kriegsposaunen links oben einfach als Gefolgsmann der kriegerischen Athene, sein Gestus als Ablegen des Schwertes zu den übrigen, nicht mehr gebrauchten Kriegsgeräten gedeutet werden. Dazu steht er aber zu stark im Rampenlicht, fällt seine Fahne zu stark auf. Wollte Hieronymus von Erlach durch ihn in verschlüsselter Weise seine Doppelfunktion als kaiserlicher General – der Jüngling trägt einen Adler als Helmzier – und französischer Spion – die Fahnenstange ist mit einer Lilie bekrönt – zum Ausdruck bringen?

Als Umrahmung zum Götterhimmel im Saal zeigen die beiden Deckengemälde in den Eckzimmern die vier Elemente, die durch Götter oder Halbgötter dargestellt werden. Im östlichen Eckzimmer (Nr. 2, Abb. 3) sind Erde und Feuer, personifiziert durch Ceres und Vulkanus, den Götterschmied, zu sehen. In der Schmiede des Vulkanus herrscht reger Betrieb. Ein Jüngling mit Helm und Speer (Merkur?, Mars?) holt offenbar die neu geschmiedete Rüstung für Hieronymus. Zwei Putten tragen ihm den Schild mit dem Erlachwappen entgegen, Panzer und Helm liegen noch am Boden. In den Wolken sitzt Venus, die Gattin des Götterschmieds, mit ihren zwei Tauben. Amor, ihr Begleiter, ist mit dem stumpfen Liebespfeil unterwegs zu Vulkan, der eben eine neue Spitze dazu schmiedet. Die Szene mit der Rüstung des Hieronymus hat man sich zeitlich vor jener des Deckengemäldes im Saal zu denken. Sie gehört zum kriegerischen Teil des Lebens von Hieronymus. Athene fährt denn auch im Saalbild vom östlichen Eckzimmer weg gegen das nördliche, wo die Elemente Wasser und Luft dargestellt sind (Nr. 3, Abb. 4).

Hier sitzt Neptun, durch einen umgestürzten Krug, dem ein Rinnsal entspringt, eher als Quell- oder Flussgott denn als Gott der Meere gekennzeichnet. Er symbolisiert das Wasser. Zwei Delphine, von denen einer vor eine riesige Muschel mit Dreizack tragendem Putto gespannt ist, sind ihm zugeordnet. Die Luft wird durch die Herrin des Himmels Juno (oder deren Botin Iris?), die auf einer Wolke über dem Regenbogen reitet, durch

Abb. 2. Athene im Sonnenwagen. Deckenbild im Saal.

die Glücksgöttin Fortuna, die sich von einem geblähten Segel mit dem Erlachwappen im Winde treiben lässt, und einen Schwärm von Vögeln und Putten kennzeichnet. Das Bild dürfte in den Augen des Bauherrn dessen Zukunftserwartungen illustriert haben: Wohin das Erlachsegel auch geblasen wird, das Glück (Fortuna) hat sich daran geklammert und wird ihm immer folgen. Im Moment steuert das Segel auf Juno zu, die gemäss der örtlichen Überlieferung die Züge der zweiten Gattin des Hieronymus tragen soll.

Die Götterschar und die Elemente sind Zuschauer eines Schauspieles, das auf zwei Bühnen, den beiden Wandbildern zu Seiten des Saalportales, Ruhmestaten des Bauherrn zeigt. Links findet, flankiert von den beiden Kardinaltugenden Constantia (Standhaftigkeit) und Temperantia (Mässigkeit), die Belagerung von Landau statt (Nr. 4, Abb. 7), während rechts zwischen Justitia (Gerechtigkeit) (?) und Prudentia (Klugheit) eine unbekannte Landschlacht vorgeführt wird (Nr. 5, Abb. 8).

Die Idee des Bildprogramms geht ohne Zweifel auf Hieronymus von Erlach selbst zurück.

Abb. 3. Die Elemente Feuer und Erde. Deckenbild im östlichen Eckzimmer.

Nr. 1: *Athene im Sonnenwagen* (Abb. 2)

An der Decke des Saales. Öl auf Leinwand. Ca. 310 cm × 680 cm. Querrechteckig, mit eingezogenen, halbrund ausladenden Abschlüssen auf den Schmalseiten. Unsigniert. Erhaltungszustand : Um 1900 in Genf renoviert. Das Bild war offenbar in schlechtem Zustand. Die Renovation schützte die Originalsubstanz, ergänzte aber die Fehlstellen mit linkischen Retuschen (siehe etwa die linke Hand des gepanzerten Jünglings). Gut gehalten hatten sich das Bleiweiss und das Neapelgelb. Folgende Partien sind u.a. noch weitgehend original: Vorderer Flügel und gelbe Schleife des grossen Genius, unterer Teil der Rüstung links aussen, das ganze Kriegsstilleben, die beiden Schimmel in den belichteten Teilen, rechter Arm und Körper des gepanzerten Jünglings von der Mitte der Brust an abwärts, Schlossplan, Flora (mit Ausnahme des Blumenkorbes), Diana mit ihren Utensilien und Tieren (mit Ausnahme des Gesichtes, der Schattenstellen des Kleides, der Schnauze des grösseren Hundes). Das Bild ist von Schimmelbefall bedroht.

Die Bildmitte nimmt Athene ein, die in einem goldenen, zweirädrigen Wagen sitzt. Der Wagen wird auf einer Wolkenbank von zwei Schimmeln nach rechts gezogen. Die

Abb. 4 Die Elemente Luft und Wasser. Deckenbild im nördlichen Eckzimmer.

Göttin trägt ein rotes Kleid mit graublauen Ärmeln, Gürtelpanzer und Hausse-col, einen oliven Mantel, in der Rechten den Speer, in der Linken den Schild und auf dem Kopf einen Helm mit rotem Federbusch und einer Eule als Helmzier. Über ihr erscheint in den Wolken Zeus mit rotem Mantel, Zepter und Zackenkrone, begleitet von seinem Adler, der in den Krallen den Feuerstrahl hält. Zwei Genien und ein gepanzerter Jüngling mit roter Fahne umschweben Athene und kennzeichnen sie als Göttin des Sieges. Der erste Genius stösst in eine Posaune – eine weitere hält er geschultert – während der zweite, schillernd in der Farbenpracht seiner rotweissen Flügel, seines azurnen Gewandes und seiner ocker- und neapelgelben Schärpe, eine links aussen aufgestellte und von einem Putto drapierte Rüstung mit Lorbeerkranz und Siegespalme schmückt. Der gepanzerte Jüngling mit blendend roter Fahne, gedämpft rotem Mantel und lila Rock fliegt von rechts heran und ist im Begriffe, sein Schwert zu den übrigen Kriegsutensilien zu legen, die links unten zu einem Stilleben geordnet sind. Rechts aussen lagern auf einer Wolkenbank die Göttinnen Flora und Diana, über denen zwei Putten Athene den Schlossplan entgegenhalten. Die barbusige, weisshäutige Flora ist mit Blumen bekränzt und trägt einen dunkelblauen Mantel über einem rosa Kleid. Mit der rechten Hand balanciert sie

einen Blumenkorb. In grünen Samt gehüllt und mit der Mondsichel auf der Stirn erscheint Diana. Auf ihrer Faust sitzt ein Falke. Sie ist von zwei Hunden begleitet, von denen der eine ein Halsband mit Erlachwappen trägt. In den Wolken liegen Jagdgeräte: Speer, Hörn, Falle (?) und Netz.

Nr. 2: *Die Elemente Feuer und Erde* (Abb. 3, 5)

An der Decke des östlichen Eckzimmers. Öl auf Leinwand. Ca. 220 cm × 370 cm. Querrechteckig mit konkaven Einzügen an den Ecken. Unsigniert. Erhaltungszustand: etwas nachgedunkelt. Keine Verputzungen und Retuschen feststellbar. Alarmierender Schimmelbefall in der rechten Bildhälfte.

Ceres, die das Element Erde verkörpert, sitzt am rechten Bildrand in einer weiten Hügellandschaft. Die klassische, rundliche Schönheit mit den dunklen Augen, den roten Lippen und dem lang gelockten braunen Haar trägt zu einem rosa Kleid einen hellgelben Mantel, einen dunklen Gürtel und ein graues Brusttuch. In ihrem Schoss ruht die Erdkugel, eine Zinnenmauer krönt ihr Haupt. Aus dem Füllhorn in ihrer Linken quillt reichlich Obst. Ein Löwe blickt hinter ihrem Rücken hervor. Die Interpretation dieser Figur als Glücksgöttin (Kümmerli) ist unrichtig, da sie durch die Attribute unzweifelhaft als Ceres ausgewiesen wird. In der Höhle eines dunklen Felsens auf der gegenüberliegenden Seite ist als Allegorie des Feuers die Schmiede des Vulkans eingerichtet. Ein nackter junger Mann arbeitet an der Esse. Ein weiterer Gehilfe, dessen porträthafter Kopf vom Feuer silhouettiert wird, hockt unter dem mit Schild, Panzer, Krummsäbel und Werkzeugen behangenen Felstor zwischen Kanonenrohren und hält eine Krücke für den hinkenden Vulkan bereit. Dieser selbst, ein stattlicher Muskelprotz, schmiedet vor der Höhle einen glühenden Pfeilspitz, der für den stumpfen Pfeil des herbeifliegenden Amors bestimmt ist. Sein Amboss steht auf einem Felsklotz, an den Schmiedewerkzeuge gelehnt und befestigt sind. Am Boden liegen Helm und Panzer der für Hieronymus von Erlach angefertigten Rüstung. Dessen gekröntes Wappen erscheint, gerahmt vom Ordensstern des Roten Adlers, auf einem goldenen Ovalschild, den zwei Putten einem helm- und speerbewehrten Jüngling mit wallendem roten Mantel entgegentragen. Zuoberst in den Wolken sitzt die barbusige Venus, in einen tiefblauen Mantel gehüllt und von zwei weissen Tauben umgurrt.

Nr. 3: *Die Elemente Luft und Wasser* (Abb. 4)

An der Decke des nördlichen Eckzimmers. Öl auf Leinwand. Ca. 210 cm × ca. 370 cm. Querrechteckig, mit konkaven Einzügen an den Ecken. Unsigniert. Erhaltungszustand: Anlässlich einer Renovation von ca. 1900 mussten einige kleine, quadratische Flicke und im Regenbogen bei der Hand des Trompetenputtos ein grosses Stück Stoff eingesetzt werden. Etliche Fehlstellen wurden eingefärbt. Die Einfärbungen betreffen vor allem den Hintergrund, die Beine der Fortuna, Oberkörper und schattige Gesichtshälfte Neptuns,

Abb. 5. Ceres. Ausschnitt aus Abb. 3

den Körper des unteren Segelputtos, die schattige Gesichtshälfte des Puttos mit dem Dreizack. Der ganze Regenbogen wurde in grellen Farben neu gestrichen und erhielt anstelle des gekrümmten, am rechten Bildrand noch sichtbaren Abschlusses einen geraden Auslauf. Leichter Pilzbefall unterhalb des Adlers.

Das Element Wasser wird durch Neptun personifiziert, der, nur mit einem roten Tuch bekleidet, links unten auf einem Felsbrocken sitzt. In der Rechten hält er ein Paddel, mit der Linken stützt er sich auf einen umgestürzten Topf, dem ein Bächlein entspringt. Es mündet ins Meer, auf welchem zwei Delphine schwimmen. Der eine dient einem Putto als Zugpferd, der auf einer grossen Muschelschale einherfährt und Neptuns Dreizack hält. Den ganzen freien Himmelsraum, der mit braunen und grauen Gewitterwolken überzogen ist, nimmt die Darstellung des Elementes Luft ein. Zwei Göttinnen sind dazu aufgeboten. In erster Linie Juno, die Herrin des Himmels, der Könige und des Reichtums. Sie sitzt, von zwei Putten begleitet, auf einem Regenbogen, der in der Bildmitte aus dem Meer steigt. Zu einem rosa Kleid mit weissem Untergewand trägt sie einen dunkelgrünen Gurt, einen gelben Mantel und eine grünlich-graue Schleife. In ihrer Nähe brüsten sich zwei Pfauen. Über ihr breitet ein Adler seine Schwingen aus. Die Pfauen sind Attribute der Juno, der Adler deutet möglicherweise auf ihren Gemahl, den Göttervater Zeus hin. In einem anderen Sinne sind die Pfauen das Symbol Österreichs, der Adler jenes des Reichs. Die Frauengestalt auf dem Regenbogen kann auch als Iris, Göttin des Regen-

bogens und wegen ihrer Farben Symbol des Reichtums, interpretiert werden. Eine Anspielung auf Juno ist aber sicher vorhanden, da Iris deren Botin ist, und die Pfauen nur auf Juno bezogen werden können. Die andere Göttin ist Fortuna. Sie trägt ein blaues Kleid mit orangem Gürtel, das den Oberkörper frei lässt, ein gelbes Untergewand und einen roten Mantel. Sie hält ein grosses Segel mit dem gekrönten Erlachwappen im Adlerorden. Engelköpfchen blasen von links ins Segel, blähen es auf und lassen auch das Haar der Göttin nach rechts flattern, während sich ihr Mantel nach links bauscht. An den Zipfeln des Segels machen sich zwei Putten zu schaffen.

Nr. 4: *Die Eroberung von Landau* (Abb. 6, 7, 9)

Wandgemälde im Saal, südöstlich des Hauptportals. Öl auf Leinwand. 241 cm × 368 cm. Signatur links unten über dem linken Fuss der Constantia: «Jo: Brandenberg Pinxit, Ao: 1715». Erhaltungszustand: Abgesehen von einigen Krakelüren, minimen Fehlstellen und zusammengezogenem Krapp sehr gut. Keine Retuschen, sofern einige fragwürdige schwarze Konturen und Augenpupillen der Militärs im Vordergrund original sind.

Vorlage für den grössten Teil des Bildes: Kupferstich «Landau» von Georg Philipp Rugendas, gestochen von Johann August Corvinus. Tafel 15 in: Representatio Belli ob successionem in Regno Hispanico … Augsburg (bei Jeremias Wolf Erben) o. J. (wohl kurz nach Kriegsende 1714 oder 1715). *Vorlage* für die beiden im Schutz von Faschinen diskutierenden Soldaten im Mittelgrund links: Detail aus dem Kupferstich «Mayland» von Georg Philipp Rugendas aus dem gleichen Werk.

Durch einen Bühnenprospekt mit zwei seitlichen jonischen Pilastern und rotem, von zwei Putten beidseitig emporgerafftem Vorhang fällt der Blick auf eine hügelige Landschaft, in der im Vordergrund das kaiserliche Heerlager und hinter einem Netz von kommunizierenden Schützengräben die bombardierte Stadt Landau zu sehen ist. Oben an der Bühne ist eine von zwei Trompeten und Palmzweigen flankierte Kartusche angebracht, die in blauem Spiegel den gekrönten Ordensstern des Roten Adlers mit dem rot-weiss-schwarzen Erlachwappen zeigt. Vor der Bühne sitzt links die Standhaftigkeit (Constantia) mit abgebrochener Säule, Schild, Helm und ledernem Brustpanzer. Auf dem Schild ist der Kampf des Herkules mit der lernäischen Schlange dargestellt. Rechts hat als interessierte Beobachterin in rosa Kleid und ockerfarbenem Mantel die Mässigkeit (Temperantia) Platz genommen. Sie hält ein Füllhorn mit Geld und stösst zum Zeichen ihrer Genügsamkeit ein zweites Gefäss voller Gold- und Silbermünzen mit dem Fuss um. Vor ihr eine gefüllte Schmucktruhe. Nach Kümmerli handelt es sich bei der Dame links um Minerva (Athene). Diese Deutung ist unhaltbar, da der Säulenstumpf ohne Zweifel zu Constantia gehört. Rechts sässe «die Göttin des Reichtums», gemeint ist wohl Abundantia, was unwahrscheinlich ist, da die Darstellung einer Frau mit umgestürztem Gefäss in der Regel auf Temperantia hinweist.

Kümmerli, der sich auf Aussagen der seinerzeitigen Schlossbesitzer stützt, bezeichnet die im Bild dargestellte kriegerische Handlung als «Belagerung von Turin». Das savoyische Turin war im Jahre 1706 von den Franzosen belagert und am 7. September durch die Alliierten unter dem Herzog von Savoyen und Prinz Eugen entsetzt worden. Hierony-

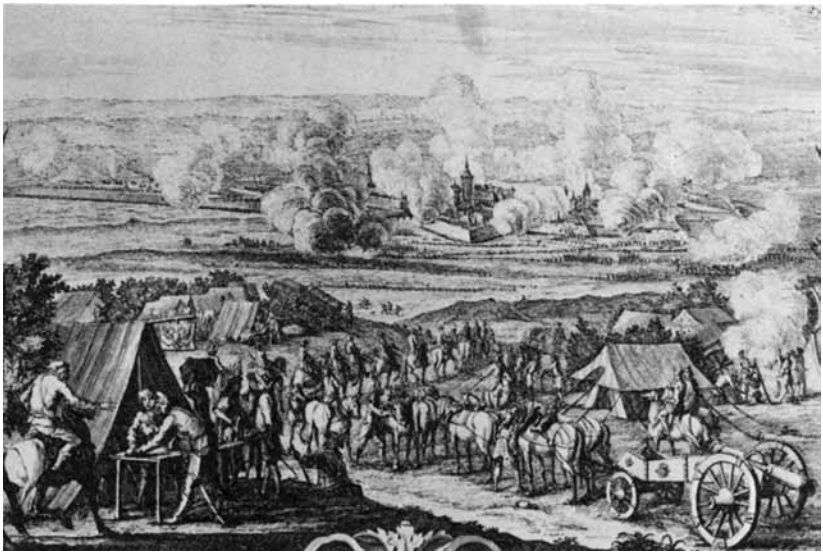


Abb. 6. Georg Philipp Rugendas, Die Eroberung von Landau. Gestochen von Johann August Corvinus.

mus von Erlach hatte an dieser Aktion nicht teilgenommen, befand er sich doch zum fraglichen Zeitpunkt am Oberrhein. Bei der Stadt, um die im Bilde der Kampf tobt, handelt es sich nicht um Turin, sondern um Landau in der Pfalz. Landau ist eine jener oberrheinischen Städte, die im Laufe der Geschichte häufig die Staatszugehörigkeit wechseln mussten und bald in französischer, bald in deutscher Hand waren. Wegen seiner Lage war es auf Geheiss Ludwigs XIV. ab 1688 zu einer Festung umgebaut worden. 1702 wurde es durch kaiserliche Truppen unter dem Kommando des Generals Luigi Ferdinando Marsigli eingenommen, fiel aber im November 1703 wieder in die Hände der Franzosen.[4] 1704 wurde es erneut von kaiserlichen und alliierten Truppen belagert und schliesslich erobert. Diese zweite Eroberung von Landau durch kaiserliche Truppen im Spanischen Erbfolgekrieg wird im Bild gezeigt. Hieronymus von Erlach hatte gemäss eines seiner Briefe, die er regelmässig an seine französischen Auftraggeber richtete, vor, am 14. Oktober 1704 auf das Feld vor Landau zu verreisen. Am 20. Oktober teilte er von dort aus mit, dass er der dritte von acht hier stationierten Generalmajoren wäre. In den folgenden Tagen fand ein grosser Kriegsrat vor Landau statt, an dem auch Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough teilnahmen. Bereits am 23. Oktober musste sich der französische Besatzungskommandant de Laubanie ergeben und am nächsten oder übernächsten Tag die Kapitulation unterzeichnen. Am 26. Oktober zogen die Franzosen nach Hagenau ab. Hieronymus scheint sich bei der Eroberung besonders ausgezeichnet zu

Abb. 7. Die Eroberung von Landau im Jahre 1704. Wandbild im Saal.

haben. «On peut croire que son attitude sous le feu avait été remarquée puisqu'il reçut des félicitations de hautes personnalités» (Mercier).

Im Vordergrund des Kampfschauplatzes wird Kriegsrat gehalten. Um einen jungen Offizier, der vom graugefleckten Pferd mit der erlachschen Schabracke gestiegen ist und einen Befestigungsplan der belagerten Stadt mit eingezeichneten Schützengräben entrollt, scharen sich fünf berittene Offiziere. Sie tragen verschiedenfarbig gefranste oder befiederte Dreispitze, blaue oder rote Kasaken mit weissen Jabots und Stulpenstiefel. Ihre Pferde sind mit kostbaren Schabracken belegt. Das Gespräch geht vom im verlorenen Profil sichtbaren Oberkommandierenden (?) mit der weissen Perücke links zum ihm gegenüberstehenden Artillerieoffizier (?) mit dem erhobenen Stab rechts. Die Offiziere, «unter denen man Hieronymus sucht, ohne ihn mit Sicherheit festzustellen» (Kieser), sind unidentifiziert und dürften kaum je genau zu bestimmen sein, da ihre Gesichter zu schematisch gemalt sind. Nach Kümmerli hätte man Hieronymus im Offizier mit dem Plan zu sehen, der indes zu jung ist, um mit dem damals immerhin 37jährigen Erlach

Abb. 8. Unbekannte Landschlacht. Wandbild im Saal.

gleichgesetzt werden zu können. In gemessenem Abstand von den Beratenden steht eine Reihe weiterer Berittener, darunter ein Trompeter. In der Bildmitte lehnt sich ein schwarzer Lakai an eine umgestürzte Faschine, auf der ein Stab und ein Hut liegen. Ein Janitschare zügelt seinen mit Leopardenfell bedeckten Rappen. Rechts naht ein weiterer Artillerieoffizier (?) mit Gefolge. Etwas weiter entfernt geniessen Soldaten zwischen verschiedenfarbigen Zelten das Lagerleben. Man spielt Karten, trinkt, raucht Pfeife. Auch Marketenderinnen fehlen nicht, und links des Gepäckwagens mit dem erlachschen Wappen ist sogar das mit einem grünen Kranz bezeichnete Freudenzelt zu sehen, in welchem zum Klang der Geige der Liebe gefrönt wird. Gleichzeitig sind Vorbereitungen zum Kampf im Gange. Ein Sechsergespann zieht ein schweres Geschütz, eine lange Transportkolonne von Berittenen schiebt Holzbündel in die Schützengräben nach, in denen sich die Infanterie verschanzt. Verwundetentransporte kreuzen die Kolonne. Die Soldaten tragen wie ihre Offiziere Dreispitze und Kasake, wobei die Farbe der letzteren bei den Infanteristen blau oder gelblich, bei der Transportkolonne blau und bei den Artilleristen rot ist.

Die von Brandbomben getroffene Stadt brennt an verschiedenen Stellen. Zwischen den Rauchschwaden sind Häuser und in der Mitte die Stadtkirche mit ihrem Turm, rechts ein weiterer Turm zu erkennen. Der grosse, vielfache Schanzenstern, der die Stadt umschliesst, weist an einigen Stellen Breschen auf. Französische Artillerie, verraten durch ihr Mündungsfeuer, und Infanterie stehen an den Mauern. Ein blauer, am Horizont links leicht geröteter Abendhimmel breitet sich, von schwarzen Rauchschwaden und weissen Wolken durchzogen, über das unheilvolle Geschehen.

Brandenberg konnte sich bei der Darstellung des Ereignisses an den Stich nach Rugendas im offenbar sofort nach Kriegsende (1714) erschienenen erwähnten Tafelwerk halten. Er übernahm aus dem Stich mit geringen Abänderungen die in Rauchschwaden gehüllte Stadt, die Holzträger zu Pferd und den Kanonentransport; er verdeutlicht die Schützengräben und variierte die Darstellungen aus dem Lagerleben. Der Stadtplan im Bild stimmt mit jenem im Stich überein. Die vorderste Bildschicht mit den beratenden Offizieren sowie der rahmende Bühnenprospekt mit den beiden allegorischen Figuren scheinen nach Brandenbergs eigener Erfindung, bzw. nach Angaben von Hieronymus von Erlach, gemalt zu sein.

Nr. 5: *Unbekannte Landschlacht* (Abb. 8, 10)

Wandgemälde im Saal, nordwestlich des Hauptportals. Öl auf Leinwand. 242 cm × 363 cm. Unsigniert. Erhaltungszustand: Wie Nr. 4. Anlässlich einer Restauration von ca. 1900 zog man der Klugheit die Bluse über die ehedem freie linke Brust herauf.

Vorlage für die von rechts heransprengende Reitergruppe im Bildmittelgrund: Detail aus dem Kupferstich der Schlacht bei Oudenarde von Georg Philipp Rugendas aus dem bei Nr. 4 an gleicher Stelle erwähnten Tafelwerk.

Die Bühne ist analog zu Nr. 4 gestaltet. Links sitzt hier die Gerechtigkeit (Iustitia) (?) mit Buch, Schlangenstab und bekrönendem Stern. Sie trägt über einem lila Kleid einen leuchtend blauen, ledernen Brustpanzer und einen ockerfarbenen Mantel. Ihr gegenüber präsentiert sich die Klugheit (Prudentia) mit koketter Haarmasche, Spiegel und Schild. Auf dem Schild das Haupt der Medusa. Über einem ockerfarbenen Unterkleid trägt sie eine leichte blaue Bluse und einen roten Mantel. Nach Kümmerli wäre die Dame rechts die Göttin der Erinnerung, im besonderen «die Göttin der Erinnerung an Kriegsereignisse», da sie das der Kriegsgöttin Minerva (Athene) von Perseus geschenkte Schild mit dem Medusenhaupt hält. Der Spiegel gestatte ihr den Blick in die Vergangenheit. Normalerweise ist aber eine Frau mit Spiegel, sofern es sich um die Personifizierung eines Begriffes handelt, als Prudentia zu deuten, und es besteht hier kein Grund, in der Deutung von der Norm abzuweichen. Das Schild, ein Pendant zu jenem der Constantia in Nr. 4, dürfte auf Hieronymus von Erlach zu beziehen sein, der damit dort als zweiter Herkules, hier aber als zweiter Perseus gefeiert wird. Die Figur links wird von Kümmerli als Weisheit (Sapientia) interpretiert. Da aber die anderen drei Frauengestalten der beiden Schlachtenbilder drei Kardinaltugenden darstellen, dürfte es sich hier um die vierte, die Gerechtigkeit, handeln. Allerdings fehlen Waage und Schwert, ihre üblichen Attribute. Der Schlangenstab kommt bei Cartari als Attribut verschiedener Götter und Personifikationen vor, nicht aber als solches der Justitia. Da-

Abb. 9. Soldatenleben. Ausschnitt aus Abb. 7.

gegen erscheint bei Ripa/Hertel, Tafel 120, Iustitia mit einem Liktorenbündel, um das sich eine Schlange windet.[5]

Im hügeligen Gelände zwischen einer befestigten Stadt und einem Dorf oder Weiler mit Kirche und Burg sind die Zelte eines Heerlagers zu erkennen. In der dieser Kulisse vorgelagerten Ebene spielt sich eine blutige Schlacht zwischen Angehörigen aller drei Waffengattungen ab. Im Vordergrund auf einer kleinen Anhöhe, auf der zwei Verwundete oder Tote, ein verlorenes Schwert und ein verendetes Pferd liegen, reitet rechts der Befehlshaber offenbar jener Truppe, die unter weissen Fahnen kämpft. Er trägt einen roten Kasak, einen rot gefransten Dreispitz und führt den Feldherrenstab. Unter seiner berittenen Begleitung befindet sich ein Trompeter. Man würde den Feldherrn gerne mit Hieronymus von Erlach identifizieren. Jedoch weicht sein porträthaft gemaltes Gesicht stark von den bekannten Porträts des Hieronymus ab.[6] Unmittelbar hinter ihm marschiert eine Gruppe Musketiere in graubraunen Kasaken mit roten Aufschlägen in einer Mulde nach links und verschwindet hinter einer Schar Kavalleristen beider Parteien, die sich ein hitziges Gefecht liefern, das in grässliche Duelle ausartet. Im Mittelgrund feuert links die blaugekleidete Infanterie der unter roten Fahnen kämpfenden Truppe. Sie ist nur durch eine Rauchwolke von einem Glied brauner Pistolenschützen getrennt, deren Parteizugehörigkeit nicht auszumachen ist. Über dem Feldherrn bekämpfen sich weitere Berittene

aus beiden Lagern. Darübet sind die Geschütze der Partei mit den weissen Fahnen aufgestellt. Sie werden von rotgekleideten Schützen bedient. Links davon steht die zugehörige Infanterie in Reih und Glied mit angeschlagenem Gewehr. Rechts eine weitere Phalanx von Gewehrträgern in Grau, die auf den Einsatz warten. In ihrer Nähe befinden sich berittene Trompeter und Pauker. Kavallerie, allerdings unter roter Fahne, tritt daneben aus dem Gebüsch hervor. Aus den Erdfarben der Landschaft und dem Gewoge der Leiber von Menschen und Pferden leuchten die roten und weissen Fahnen, die roten und speziell die blauen Teile der Uniformen hervor.

Das Gemälde stellt wohl eines der kleineren Gefechte aus dem Spanischen Erbfolgekrieg dar, an denen von Erlach teilgenommen hatte. Die weissen Fahnen gehören wohl den kaiserlich-alliierten Truppen, die roten den Franzosen. Die Kampfszenen dürften weitgehend nach der Phantasie des Künstlers gemalt oder aus verschiedenen Vorlagen kumuliert worden sein. Die geographischen Gegebenheiten und die Ansichten der Stadt und des Dorfes mit der Burg werden hingegen der Natur entsprechen. Sie sind bis jetzt ebensowenig wie die Schlacht selbst identifiziert. Nach Kümmerli handelt es sich bei letzterer um die Schlacht zwischen Blenheim und Höchstädt vom 13. April 1704. Diese ist durch zeitgenössische Stiche und Pläne genau bekannt und hat nichts mit der im Bilde gezeigten Kampfhandlung zu tun. Sämtliche bedeutenderen Schlachten des Krieges sind in Plänen und Ansichten bekannt. Die dargestellte Schlacht stimmt mit keiner von ihnen überein.[7]

Anmerkungen

[1] Zu Johannes Brandenberg vgl. Georg Carlen, Der Zuger Barockmaler Johannes Brandenberg, 1661–1729. Ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Barockmalerei, Zug 1977. Mit weiterführender Literatur.

[2] Allgemeine Literatur über Schloss Thunstetten: Robert Kieser, Berner Landsitze des 17. und 18. Jahrhunderts. Mitteilungen der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. Genf 1918, S. 24. – Max Lüthi, Bürgerliche Innendekoration des Spätbarock und Rokoko in der deutschen Schweiz. Zürich 1927, S. 38. – Arnold Kümmerli (hrsg.), Heimatbuch von Thunstetten. Bd. II, Langenthal o. J. (1957), S. 113–115. – Das Bürgerhaus in der Schweiz Bd. XI, Zürich 2/1964, S. 67 und Tafel 107. – Val. Binggeli, Schloss Thunstetten, eine Stätte der Begegnung. Hrsg. Stiftung Schloss Thunstetten. O. O., o. J. (1972).

[3] Zu Hieronymus von Erlach vgl. H. Bm., Freuden-Zuruf an Hieronymus von Erlach. In: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde VI (1910), S. 297–308. – H. Mercier, Un secret d'Etat sous Louis XIV et Louis XV/La double vie de Jerôme d'Erlach … Paris 1934. Ferner Kieser, S. 22; Kümmerli, S. 112 f.

[4] Die Geschichte der Eroberung Landaus nach: L.D.C.H.D. Quincy, Mémoires sur la vie de Mr. le Comte de Marsigli. Bd. 1, Zürich 1741, S. 221 ff.; H. Mercier, Un secret d'Etat sous Louis XIV et Louis XV/La double vie de Jerôme d'Erlach … Paris 1934, S. 71–75.

[5] Vicenco Cartari, Imagini delli Dei de gl'Antichi, Neudruck der Ausgabe Venedig 1647, Einleitung W. Koschatzky. Graz 1963. – Cesare Ripa, Iconologia Padua 1630. – Des berühmten italiänischen Ritters Caesaris Ripae … Sinnbilder, verlegt bei Georg Hertel in Augsburg, Nachdruck mit Einleitung etc. von Ilse Wirth. München 1970.

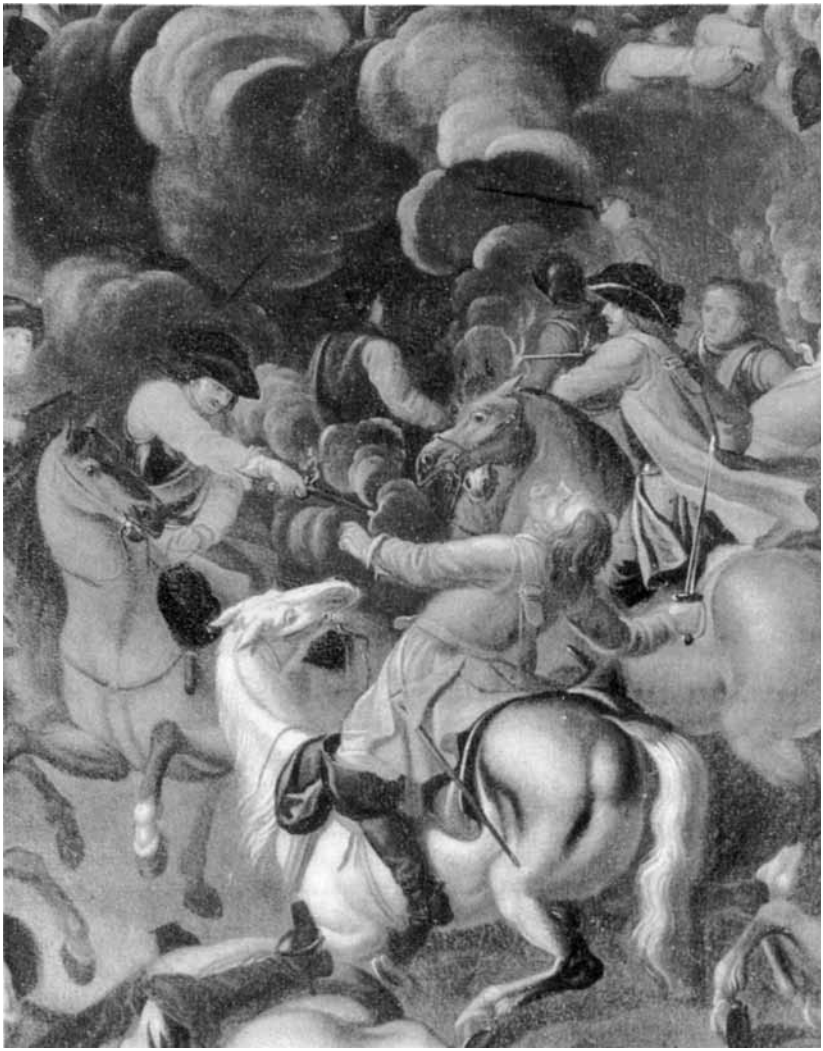


Abb. 10. Unbekannte Landschlacht. Ausschnitt aus Abb. 8.

[6] Vgl. etwa Hugo Wagner und Robert L. Wyss, Die Bildnisse im Bernischen Historischen Museum. Bern 1957 (und Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums XXXI–XXXIV, 1951–54), Ybb. 19. Oder: Hans-Peter Trenschel, Die Bildnisse im Bernischen Historischen Museum, Zuwachs 1955–1966. Bern 1968, Abb. 12 (SA aus Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 45/46, 1965). Ein Porträtstich des Hieronymus von Erlach als Schultheiss, gestochen von Johann Ammann in Schaffhausen, befindet sich im Privatbesitz des Autors.

[7] Vgl. dazu das unter Bild Nr. 4, Vorlage, genannte Stichwerk, ferner Alan Wace, The Marlborough Tapestries at Blenheim Palace. London-New York 1968.

Bildnachweis

Kunstdenkmäler des Kanton Bern : Abb. 1, 7, 8
Peter Ammon, Luzern: Abb. 2, 3, 4, 5, 9, 10
Zentralbibliothek Zürich : Abb. 6

HANS OBRECHT

Der Weg eines Kunstmalers, anhand seiner Briefe nachgezeichnet

HANS MÜHLETHALER

Angekündigt mit Kuhglockengeläut gab am Hirsmontag 1922 das «schönste Chasperlitheater der Gegenwart» in Wangen a. d. Aare öffentliche Vorstellungen. Auf dem Sacktuch des improvisierten, handgezogenen Fahrzeugs waren ausser diesem hochtönenden Titel zwei Clowns gemalt. Es war das Werk von vierzehnjährigen Knaben, des technisch begabten Hans Roth und des künstlerisch veranlagten Hans Obrecht.[1] Dieser war der Autor des Spiels, in dem König, Sultan Suleiman, Ritter Arthur, Kaspar, Mohr, Babette, Hexen auftraten und das mit dem Tod des Teufels endete. Hans schwärmte für alles, was mit Theater zu tun hatte, wobei er nicht an berühmte Rollen dachte, nein, er wollte ein grosser Clown werden. Dieser Zukunftstraum schlug sich in den folgenden Jahren in Clown-Zeichnungen nieder, wozu er sich, geschminkt und Grimassen schneidend, im Spiegel beobachtete. Doch nach der vorletzten Sekundarschulklasse sollte er ins Gymnasium Solothurn; deshalb musste er Privatstunden in Latein bei Pfarrer Flückiger büffeln, wo er sehnsüchtig die badenden Kameraden in der Aare herumtollen hörte. Später, im Internat in Zuoz, wo der beste Sportler als der beste Schüler galt, gab's nicht viel Privatleben, dennoch bastelte Hans Obrecht auf primitivste Art mit Schuhdruckli und Seidenpapier an Modell-Bühnenbildern herum. Im Frühjahr 1925 steckte man ihn in die Handelsschule Lausanne.

Von einer Bauchfellentzündung genas er im Spital Interlaken. Die hingebende Nachtschwester bezeichnete dies als Gotteswunder und entsetzte sich, dass er voll Undank bloss «Teufelchen» zeichnete. Es waren Fratzenstudien, denn schon wieder beschäftigte er sich mit Masken fürs Theater. Der Sänger Hanns In der Gand[2] stellte Zeichnungen und Urheber seinem Studienfreund Dr. Paul Fink, damals Kantonsschullehrer in Winterthur und Konservator des Museums, vor. Dieser sprach einen lateinischen Satz, der etwa bedeutete «Lasse das Wasser gehen durch die Wege, die es selber sucht» und nannte den Maler Ernst Georg Rüegg[3] in Zürich als geeigneten Lehrer.

In Zeiten des Zweifels äusserte sich Hans Obrecht später: *Wie habe ich bedauert, dass meine Eltern, wahrscheinlich eine eigene kleine eitle Hoffnung nährend, mir zugaben, «Künstler» werden zu wollen. Weiss ein Kind von unruhigem, überschwänglichem Gemüt, was es werden will, was es werden kann? Hätte man mich doch kurzweg gezwungen, ein Handwerk zu lernen, Schreiner, Zimmermann, Möbelmacher! – Zwischen 1927 und 1928 habe ich ein Jahr bei Ernst Georg Rüegg gewohnt und gezeichnet … Ich würdigte ihn sehr als Mensch. Er machte mir Eindruck durch seine etwas starre, aber doch so ergreifend reife und poetische Heimatnähe. Ich musste ewig, mit möglichst spitzem Bleistift, Faltenwürfe zeichnen, sie gerieten stocksteif unorganisch. Unglaublichen Respekt und Bewunderung begann ich für Paul Bodmers Fresken im Fraumünsterdurchgang zu fühlen. Dort dämmerte es mir, wie notwendig es sein kann, wenn man erlernt hätte, mit «sehenden Augen» Faltenwürfe zu zeichnen. Ich frug, wo ich malen lernen könne, ich wollte es von Grund auf erlernen, wie ein Schreiner das Sägen, das Hobeln. Rüegg nannte mir Ernst Würtenberger*[4]*, lange in Zürich tätig, damals an der Landes-Kunstschule in Karlsruhe, dort als Nachfolger von Hans Thoma. Würtenberger sagte: «Ich bilde hier Zeichenlehrer aus und Graphiker – Künstler muss man selber werden.» In Karlsruhe hatte ich auch paar Zeichenstunden bei Prof. Gehri, Antipode von Würtenberger, spontan anregend. Ich halte neben Würtenberger auch diesen in Ehren. – Für Würtenberger war Malen ein strenges Fach, zunftmeisterlich aufgefasst, ohne Frivolität von Buntheit und Luft. Verwandt seinen Holzschnitten dachte er in Kontrasten von hell und dunkel und lehrte uns das Untermalen in Grisaille, dünne weisse Lagen auf braunem Grund, spärlich überspielt mit Farblasuren. Zum Abschied hat er mir ein löbliches Zeugnis geschrieben – was man von ihm nicht gewöhnt war – vielleicht wiederum aus Heimweh nach der Schweiz, wahrscheinlich aus Milde vor seinem nahenden Tod. – Jenen Anfang der Malerei, den zu finden ich ausgezogen war, hatte ich nicht gefunden, im Gegenteil, meine einstige Sehnsucht war vollkommen eingeschüchtert durch asketische Gesetze. 1930 fuhr ich aufs Geratewohl nach Paris, Académie Julian.*

Ratlos stand dort Hans Obrecht mit seinen grundierten Kartons und seinen winzigen Pinselchen für Temperalösung vor dem Aktmodell. Ein kraftstrotzender Bursche hinter ihm, mit Sommersprossen und rotem Haar, sagte schlicht: «Dir müesst e grössere Pinsu näh!» Es war ein Mitschüler, der vier Jahre jüngere Alfred Bernegger[5] aus Luzern, der mit seiner unbefangenen Sehweise und seinen Linolschnitten von Motiven aus der Vorstellung ihm den Mut gab, mit eigenem Sehen zu beginnen. Alles was sich für Ob-

Hans Obrecht: Motiv aus Restaurant «Formosa», Amsterdam (Spiegelbild).

recht schliesslich als brauchbar erwies in seiner «Schulung zum Maler» hat er Berneggers Beispiel zu danken.

Im Herbst 1933 stellte Hans Obrecht im Damensäli des Casinos Winterthur aus, zusammen mit Alfred Bernegger, dessen Bildhauerfreund Roland Duss und dem Bildhauer Ratnowsky. Er zeigte etwa 16 Landschäftchen aus der Umgebung von Wangen und aus Wimmis, eine Art Impressionismus «in Holzschuhen». Um Bernegger zu sehen, kam ein Industrieller aus Emmenbrücke – und kaufte von Obrecht «Fabrik im Nebel» (die ehemalige Tuchfabrik Reinhardt in Wangen, gesehen durch die kahlen Bäume des elterlichen Gartens). Zögernd fragte der Maler: «Finden Sie es wirklich schön?» Und der Herr bot 200 Franken; Obrecht fragte: «Ist Ihnen dies nicht zuviel ?» und wurde von allen herzlich ausgelacht.

Ein Geschenk hat ihm dann 1933 den Weg nach Amsterdam gewiesen: Hendrik van Loons Buch über Rembrandt «Der Überwirkliche». Er ist dort geblieben. Er lernte Miep Burema[6] kennen, die selber eine feine Begabung fürs Malen und Zeichnen hatte. 1937 eröffneten die beiden in einem kinderreichen Volksviertel eine Ausleih-Bibliothek. «Herr Padie», wie man ihn nannte, sah seitdem eine Generation geboren werden und aufwachsen, aber keiner jener Menschen ahnte, dass der «Büchermann» im Herzen ein Künstler war. In den Besetzungsjahren war die Bibliothek ein Kontaktort des Widerstandes und hielt beide physisch am Leben. Sie warteten stets apathisch auf irgend eine Befreiung. Am schlimmsten war der vollkommen licht- und wärmelose Hunger-Winter 1944/45. Mitte Oktober 1945 konnten die Holland-Schweizer kollektiv heimfahren – nach fünf Höllenjahren. Zwei Wagen waren gekoppelt an einen Hungerkinder-Zug. Hans Obrecht kehrte nach einem Erholungsaufenthalt nach Amsterdam zurück.

15 Jahre hat er dort gebraucht, um sich in den Jahren 1946–1948 durchzuringen zu einem neuen und wirklich eigenen Erwachen im Zeichnen.

Torschlusspanik erdrückte mich beinahe, da geschah jenes Wunder; hellgraue Zeichenblätter 70 × 100 cm füllten sich mit einem Niederschlag von Holzkohle/Kreide/Tusche, Deckweiss/Pastell – die Motive: alles, was der Alltag hat. Menschen der Strasse – Menschen in Cafés – auf Terrassen – im Tram – der Weitblick über die Dächer – und wiederum Menschen. Menschen, von denen ich keinen einzigen «vor dem Modell» zu zeichnen gewusst hätte, aber die ich nicht in mir zurückhalten konnte, sobald ich die Augen schloss; sie purzelten heraus, ich konnte sie «träumen» und der Traum regenerierte sie wie von selbst. Verwundertes Entdecken, ein verjüngtes Sehen,

Blick aus Estrich Keizersgracht 707, Amsterdam.

frohmütig und ohne jede Problematik der Kunst. Aber für mich bedeutete das ein Wunder: in all diesen Zeichnungen keine Narbe, durch die Lebensumstände geschlagen, keine Spur von Verbitterung. Verbitterung ist: erkalten und das Schicksal anklagen. Keine Verbitterung ist: das Schicksal tragen und Wärme ausstrahlen. – Heute glaube ich, dass allein jenes von Wert ist, das bei aller Natürlichkeit der Malschicht eine unverkünstelte Aussage als ergriffener Mensch darstellt (nicht zu verwechseln mit literarischem Thema). Der Mensch muss in jeder Faser mitschwingen.

Der Maler hängte Zeichnung um Zeichnung mit Wäscheklammern in den Schrank, wo sie sich anhäuften. 1948 entstanden über hundert Zeichnungen in etwa 13 Wochen. Hans Obrecht hatte Angst, seine Werke Sachverständigen zu zeigen. Er wollte sich nicht verlocken lassen, sie als ein «Ziel» zu betrachten, sie kaufmännisch zu verwerten.

Der Künstler muss sich hüten, dass er nicht im Fahrwasser irgend einer gutmeinenden öffentlichen Strömung ersäuft. Unbekannt sein ist frei sein in jeder spontanen Gemütsregung, frei sein von Stil, Anschauung und Problemstellung. … Die besten Blätter sind für mich jene, die wie schlafwandelnd entstanden sind, die mich zwingen, anders zu tun als ich vorab bedachte, die mich selber verdutzten. Der Maler muss sich verfeinern zum Blitzableiter, der die leiseste Spannung aufspürt und in sich zieht. Der Maler nennt sich «Künstler», nicht aus Überheblichkeit, aber «Künstler» ist «Maler und alles inbegriffen» à la Hotelplan. «Maler» lässt zuviel an bloss «Pinseln» denken, und diese Tätigkeit schaltet oft den Inspirations-Blitzableiter aus.

Ohne das Wissen Hans Obrechts hatte es Miep 1949 mit viel Takt und noch mehr Zivilcourage fertig gebracht, den Direktor des Stedelijk Museum Amsterdam, W. Sandberg, zu interessieren. Dieser kam, nahm eine Auswahl mit und kaufte im Januar 1950 drei Blätter für das Museum, Format 70×100 cm, zu 400 Gulden je Blatt. In den folgenden Jahren kam er jährlich vorbei, liess die «Produktion» abholen, um sie im Archiv des Museums aufzubewahren. Ohne gedrängt zu werden, kaufte er fürs Museum noch weitere Blätter, auch ein grosses für 900 Gulden. 1963 arrangierte er eine Ausstellung von Werken Obrechts und von Miep. Leider fiel sie gerade in die Zeit zwischen dem Abschied Sandbergs und dem Antritt des neuen Direktors De Wilde.[7] Die Orientierung der Presse, die Sandberg, wie üblich, angeordnet hatte, wurde unterlassen – und die Ausstellung blieb so gut wie unbemerkt. Zum zweiten Mal hatte also der Künstler mit einer Ausstellung Pech: Früher schon hatte der Kunsthändler Van Lier Interesse gezeigt, er wurde aber während der deutschen Besetzung als Jude ausradiert.

In den Fünfzigerjahren konnten Hans und Miep Obrecht ein Haus an der Amstel erwerben; sie richteten es zum Klein-Hotel ein.[8] Besonders nach der seither eingetretenen Invalidität von Miep fordert diese Tätigkeit den äussersten Einsatz, denn Hans Obrecht ist in einer Person Hotelier, Portier,

Sinnende Frau mit Zigarette.

Handwerker. Das künstlerische Schaffen bleibt auf die Nachtstunden eingeschränkt.

Obrecht schreibt: *In der Bibliothek nannte man mich «Herr Padie», im Hotel heisse ich «Herr Amstelrust», niemand ahnt, dass ich aus Wangen bin und dass ich mit Künstleraugen gucke. Dies ist nicht eine Schrulle, sondern für mich Schaffens-Voraussetzung, es macht mich frei von Hemmungen, es ist das Niemandsland, das den Spieltrieb nährt. Ich weiss aber, dass die Gross-Stadt für mich jenes nährende Niemandsland ist; im Städtlein, unter meinen Bekannten, hätte ich die heutige Art nie gefunden. Bei jedem Strich würde ich gedacht haben: das ist nicht der «Wagner Godi», das ist nicht der «Anderegg Ruedi». Ich hätte bei jedem Strich Angst, dass sie nicht ähnlich werden und noch grössere Angst, dass ich sie verletze. – Warum sehen wir Figuren, Tiere, Gesichter in den Runsen und Buckeln der Felsen, in bewegten Wolken, in vorbeihuschenden Schatten? Weil unser Forminstinkt viel stärker ist als unser Formbewusstsein. Und gerade dieser stets Bilder entdeckende Forminstinkt kann sich ausleben, wenn wir aus dem Gedächtnis zeichnen – und nicht unserem Instinkt das Schweigen auferlegen in pedantisch-optischer Formkontrolle vor dem Modell. Mache Flecken und Umrisse, mache Flächen und Striche – aus dem Verzeichneten, Suchenden schält sich stets überzeugender die geahnte Gestalt!*

1973 war im Gemeentemuseum Arnhem eine Ausstellung von 46 Werken des Ehepaares Obrecht, eigentlich die erste, die gut verlaufen ist. Sandberg hatte sie angeregt. Sie ging als Wanderausstellung auch nach Curaçao (holländisch Südamerika). Direktor Pierre Janssen, in Holland zu einem Begriff geworden durch seine eindringlichen Kunst-Besprechungen im Fernsehen, berichtet in seinem Kommentar, wie Obrecht ihm seine Arbeitsweise darlegte:

Im Laden stand man in der Reihe für Nahrung. Vor einem echten Modell ist man zu scheu, aber hier hat man die Modelle so vor sich. Sie wussten nicht, dass ich beobachtete, und ich guckte im Tram, und ich guckte auf der Post, und ich guckte in die Spiegel des Restaurants «Formosa». Ich sammelte Stücklein Leben. Ich zeichnete aus der Erinnerung, manchmal zwei, drei Monate später, wie ein anderer Gedichte improvisiert, nach einem Impuls. Ich nahm eine Tasse Kaffee in einem Restaurant und dann war ich wieder geladen.

Sandberg erklärte zur Ausstellung: «Obrecht sieht Menschen, sieht sie nicht nur, er erlebt sie: ein Ehepaar an der Tramhaltestelle, Typen, denen er

begegnet in der Kalverstraat oder im Hafenviertel, ihre Gegensätze, ihr gegenseitiges Verhältnis – gern auch in einem Café –, hält sie fest in seiner Erinnerung, weil er Anteil nimmt; eine Frau in Schwarz, einsam am Silvesterabend; Serviertöchter, erzürnt, angeschnauzt durch einen Kunden oder den Chef; zwei in ihren verschiedenen Reaktionen auf Beatmusik. Eindrücke, die er mit nach Hause nimmt und dort mit weissen Linien und leichter Farbe treffsicher auf grosse schwarze Papierbogen hinsetzt. Jede Arbeit eine Erzählung, eindrücklich geschrieben mit Pastell und Pinsel. Obrecht erlebt Menschen und wir durch ihn.»

1979 zeigte Hans Obrecht in der Galerie Hoogstraa in Amsterdam 17 grossformatige Bilder aus 25 Jahren mit dem Titel «Menschen in Amsterdam.» Mit der Überschrift «Mein ganzes Leben besteht aus Improvisation» widmete bei diesem Anlass die Zeitung «Het Parool» (Auflage 1,2 Mio) dem Künstler eine ganze Seite mit Text, verfasst vom Kunstjournalisten Frans Duister, und Illustrationen nebst Porträt auf der Titelseite.

Abgesehen von seinem engsten Bekanntenkreis war seine Kunst in der Schweiz bis vor kurzem unbekannt. 1974 hatten Private und die Gemeinde Wangen a.d.A. aus einer Sendung etliches erworben. Dem beharrlich dem Künstler zur Seite stehenden jüngern Bruder Rudolf Obrecht, Mümliswil, ist das Zustandekommen einer Ausstellung im Kunstsalon Wolfsberg, Zürich, im März/April 1980 zu verdanken,[9] die grosse Resonanz auslöste. Überschattet wurde sie durch den Tod Rudolfs infolge Verkehrsunfalles, als er am Tag vor der Vernissage unterwegs zur Ausstellung war. Im Mai/Juni 1980 war der Künstler mit einer Bildergruppe an der Kunstausstellung zur Eröffnung des Altersheims Herzogenbuchsee[10] vertreten.

Hans Obrecht schrieb 1948: «Der bildende Künstler ist ein Glockengiesser. Die Form (festgemauert in der Erde, laut Schiller) ist die geahnte Idee – aber der Klang ist das Ziel. Die zierlichste Glockenform mit schlechtem Klang ist missglückt.» Die jüngsten Ausstellungen zeigen, dass er das Ziel, den reinen Klang, erreicht hat.

Anmerkungen

[1] Hans, geboren 30. 4. 1908, ist das zweitälteste der vier Kinder des Friedrich Obrecht (1878–1951), Kleiderfabrikant in Wangen an der Aare, einem Enkel von Friedrich Obrecht-Allemann (1816–1876), der ab ca. 1849 die Wangener Konfektionsindustrie begründete; F. Obrecht heiratete 1903 Mathilde Schertenleib aus Burgdorf (gestorben 1940).

[2] Hanns In der Gand, bürgerlicher Name Ladislaus Krupski, Schauspieler und Volksliedersänger. Sein polnischer Vater war Betriebsarzt beim Bau des Gotthardtunnels, seine Mutter stammte aus der Gegend von Brienz. In der Gand wurde während des Ersten Weltkrieges populär durch seine Liederabende bei den Grenzbesetzungstruppen. Friedrich Obrecht-Schertenleib hatte in den Papieren des Wangener Amtsnotars Johann Heinrich Strasser-Marti (1775–1830), dem Grossvater des durch das Grindelwaldner-Lied bekannten «Gletscherpfarrers» Gottfried Strasser, Verse und Lieder entdeckt, die er In der Gand zeigte; so entstand eine anregende Freundschaft.

[3] Ernst Georg Rüegg, geb. 1883 in Mailand, Schüler der Kunstgewerbeschule Zürich und der Akademie in Dresden, seit 1910 in Zürich.

[4] Ernst Würtenberger, Professor, geb. 1868, gestorben 1934.

[5] Alfred Bernegger, geb. 1912, aufgewachsen in Luzern; seine Mutter entstammte dem Berner Geschlecht Freudiger in Niederbipp. – Anlässlich der Ausstellung im Kunstsalon Wolfsberg, Zürich, 1977 erschien eine illustrierte Monographie. – 1980, zwei Jahre nach seinem Tod, Ausstellung einer grössern Werkgruppe im Kunstmuseum Luzern; dazu erschien ebenfalls eine Monographie.

[6] Roelfina Harmina Obrecht, geb. Burema, genannt «Miep», gestorben 12. 3. 1974 nach jahrelanger Invalidität.

[7] Direktor W. Sandberg wurde damals pensioniert und folgte einer Berufung nach Jerusalem.

[8] Hotel Amstelrust (= Amstelruh), Amstel 252, Amsterdam.

[9] Kunstsalon Wolfsberg, Zürich: 6. März bis 5. April 1980 (38 Werke). Monographie: Hans Obrecht, Bilder und Tagebuchblätter aus Amsterdam 1940–1979. – «Was die Motive betrifft, habe ich sie nicht mit Unrecht Tagebuchblätter genannt, Notizen des Tages und des Alltags. Jedes Blatt ist ein Versuch, dem Figurenbild näher zu kommen, kein Resultat, sondern ein Weg; weil das Ganze «ein Weg» ist, ist es nicht geeignet, um einzelne Blätter da oder dort zu zeigen.»

[10] AHA 80, Kunstausstellung zur Eröffnung des Altersheims Herzogenbuchsee, 26. Mai bis 1. Juni 1980. – Katalog mit Biographien der beteiligten 13 Künstler, einem Titelbild von Urs Zaugg und 11 Bildwiedergaben.

ALTES MASS UND GEWICHT IM OBERAARGAU

ROBERT TUOR

Einführung

1835 haben sich zwölf Kantone – darunter auch der Kanton Bern – zu einem Konkordat zusammengeschlossen, um ihr Mass und Gewicht zu vereinheitlichen. Damals – die Einführung des «Konkordatsmasses» erfolgte 1838 – wurde die letzte noch gültige oberaargauische Masseinheit, die Langenthaler Tuch-Elle, ausser Kurs gesetzt. Dies geschah vierzig Jahre bevor in der ganzen Schweiz das metrische Mass-System eingeführt wurde.

Synopse: Mass und Gewicht im 19. Jahrhundert

1770	Obrigkeitlicher Beschluss, welcher Bernmass in altfranzösischen Einheiten definiert.
1808	Bernmass (dazu gehört auch die Langenthaler oder Tuchmesser-Elle) wird im ganzen Kanton eingeführt. Für Bodenzins behalten jedoch die alten Masse Gültigkeit.
1835	Burgdorf nimmt Bern-Mass an.
1835/38	Masskonkordat der Kantone Bern, Zürich, Luzern, Freiburg, Solothurn, beider Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau, Aargau, Zug und Glarus.
1848	Bundesverfassung: «Der Bund wird auf den Grundlagen des eidg. Konkordates für die ganze Eidgenossenschaft gleiches Mass und Gewicht einführen.» Bundesgesetz 18 51 und
1855	Vollziehungsverordnung, Einführung des «Schweizermasses».
1868	Bundesgesetz, welches neben Schweizermass auch das rein metrische System anerkennt; Vollziehungsverordnung 1870.
1875	Bundesgesetz: «Das Schweizerische Mass- und Gewichtssystem hat den Meter zur Grundlage.» Vollziehungsverordnung 1877.

Seither wurde eine grosse Zahl von Gesetzen und Verordnungen erlassen (z.B. Gasmessung, Glaseichung, Eichung elektronischer Waagen usw.), durch die das Masswesen laufend der technologischen Entwicklung angepasst wird.

Für die vollständige *Ablösung der mittelalterlichen Masse* benötigte man in der Schweiz rund ein Jahrhundert. Diese Entwicklung wurde allerdings schon früher eingeleitet – vielleicht 1670, als Gabriel Mouton vorschlug, die Längenmasse nicht mehr vom menschlichen Körper, sondern von der Erdkugel ($^1/_{1000}$ der Meridian-Minute als Einheit) abzuleiten. Ihre kulturhistorische Bedeutung ist offensichtlich, wenn man die gegenseitige Abhängigkeit des Mass- resp. Messwesens von Naturwissenschaften, Technologie und Architektur, aber auch vom Marktverhalten und Handel berücksichtigt. «Mass und Gewicht» umfasst mehr als bloss eine Sammlung von Rechnungsgrössen. Es beinhaltet einen ganzen Komplex von Verhaltensnormen und -formen, aus dem drei Elemente besonders hervorzuheben sind: 1. Das Zahlen- und Rechnungssystem, 2. die Definition von Grössen, 3. der Gültigkeitsbereich von Mass- und Gewichtssystemen.

Im mittelalterlichen Messwesen war vor allem das *Duodezimalsystem* und oft auch die stetige Teilung ($^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$ …) der Masseinheit gebräuchlich. Die Umstellung auf das Dezimalsystem ist nur scheinbar eine Vereinfachung. Sie – wie noch vor einigen Jahren in Grossbritannien zu beobachten war – stellt etwelche Anforderungen an das Vorstellungsvermögen der Benutzer. Auch in der Schweiz erfolgte vor 150 Jahren das Umdenken nur langsam. Der Wechsel zum Dezimalsystem wurde schrittweise – mit dem «Schweizermass» als Zwischenstufe – vollzogen. Die Schweizermasse wie auch die Konkordatsmasse (1838–185 5) kannten neben der dezimalen Teilung (z.B. 1 Malter =10 Mäs = 100 Immi) für die meisten Masseinheiten auch eine traditionelle Unterteilung (z.B. 1 Mäs = 2 Halbmäs = 4 Vierung = 16 Mäslein).

Einer der Gründe für die mittelalterliche Massvielfalt besteht zweifellos darin, dass bis ins 18. Jahrhundert die Voraussetzungen fehlten, um Längen, Gewichte und Volumen mit genügender Genauigkeit zu messen. Da oft ungeeignete Materialien (z.B. Holz) verwendet wurden, haben sich die Muttermasse im Laufe der Zeit immer wieder verändert. Veränderungen durch Benützungsschäden und andere Umwelteinflüsse suchte man durch Anfertigung von Schlafmassen zuvorzukommen. Schlafmasse sind *eingelagerte Muttermasse*,

die nur zum Vergleich mit anderen Muttermassen hervorgeholt wurden. Wie ungenau aber auch Muttermasse sein konnten, zeigt die Neudefinition des Bern-Fusses im Jahr 1769. Man stellte zwischen dem Klafter am Zeitglockenturm und jenem am Gesellschaftshaus von Pfistern eine Differenz von rund 0,1 mm pro Fuss fest. Als neuer Bernfuss wurde damals der Mittelwert genommen.

Mass und Gewicht sind *königliche Regalien*, die jedoch schon sehr früh von den Städten und Ortschaften mit Marktrecht verwaltet wurden. Der Gültigkeitsbereich von Mass und Gewicht soll bis ins 16. Jahrhundert in den einzelnen Hochgerichtsbezirken selbständig festgelegt worden sein (*Rennefahrt* 3, 178), wobei man sich meist nach den nächstgelegenen Märkten orientierte. Weil die Staatsadministration noch ungenügend ausgebaut war, wurden häufig polizeiliche Befugnisse – so auch die *Marktaufsicht* und die *Aufsicht über Mass und Gewicht* – einzelnen Zünften oder Gesellschaften übertragen. In Bern hatten die Kaufleute die Aufsicht über die Elle, ein Recht, das sie 1499 gegen die Ansprüche der Gesellschaft zu Mohren *(SSRQ Bern 8, Seite 117)* verteidigen mussten. 1540 erhielten sie zusätzlich die Aufsicht und Prüfung von Gewicht und Waage übertragen {*Lauterburg*, 27). Erst 1806 wurde der Gesellschaft die Marktaufsicht abgesprochen und das Muttermass der Elle abgefordert.

Struktur der Mass-Systeme

Das internationale Einheitssystem schreibt heute sieben Basiseinheiten vor:

Basisgrösse	Basiseinheit	
	Namen	Zeichen
Länge	Meter	m
Masse	Kilogramm	kg
Zeit	Sekunde	s
Elektrische Stromstärke	Ampere	A
Thermodynamische Temperatur	Kelvin	K
Stoffmenge	Mol	mol
Lichtstärke	Candela	cd

Von diesen Basisgrössen sind in alten Mass-Systemen in der Regel nur die Basiseinheiten für Länge und Masse zu finden, obwohl schon früh auch andere Basisgrössen – etwa für Zeit oder Temperatur – bekannt waren. Da die meisten Masseinheiten für einzelne Produkte speziell entwickelt wurden, weisen viele Systeme mehrere verschiedene Basiseinheiten, sowohl für die Länge wie auch für die Masse, auf. In Bern gab es noch um 1770 nicht nur drei Gewichtseinheiten – für Eisen, Arzneien und Edelmetalle – sondern auch drei verschiedene Längenmasse. Neben dem Fuss der Feldmesser und Bauleute und der Elle der Kaufleute benützten auch die Steinhauer ein besonderes Fussmass.

Für die produktspezifische Herkunft der Hohlmasse für trockene Früchte (Getreide) und der Flüssigkeitsmasse spricht auch die Tatsache, dass sie erst im Zusammenhang mit den Vergleichstabellen auch in Kubikzoll resp. Kubikfuss – als eigentliches Basismass – umgerechnet wurden.

Von ihrer Bedeutung her lassen sich alte Mass-Systeme in *überregionale, regionale und lokale* Systeme unterteilen. Schon im 16. Jahrhundert sind in gewissen Bereichen Massvereinheitlichungen zu beobachten. So besitzt das Nürnberger Medizinalpfund im deutschsprachigen Raum – also auch in Bern und im Oberaargau – als Medizinalgewicht allgemeine Gültigkeit. Schon 1510 gelangte Bern wegen einem Muttergewicht an Nürnberg *(SSRQ Bern 9, 210)*. Aus dem Briefwechsel geht allerdings nicht hervor, ob es sich dabei um das Medizinalgewicht gehandelt hat, doch weder beim Marktgewicht noch beim Eisengewicht gibt es eine Übereinstimmung.

Als Münzgewicht und Gewicht für Edelmetalle und Salz erhielt die französische Mark (eine Mark entspricht ungefähr einem halben Pfund) einige Bedeutung. Im Bernbiet bildete sie nach 1717 den Münzfuss. Vor dieser Zeit scheint der Münzfuss auf der Kölner Mark (*Geiger*, 34) – welche seit 1524 auch die Grundlage des deutschen Münzwesens darstellt – zu basieren.

Regionales Mass und Gewicht sind Mass-Systeme, welche alle im alltäglichen Gebrauch üblichen Basiseinheiten als eigenständige Grössen aufweisen. Dazu können sowohl die altfranzösischen Masse – obwohl ihnen auch überregionale Bedeutung zukommt – als auch Burgdorfer Mass und Gewicht – hier fehlt jedoch ein eigenständiges Fussmass – gerechnet werden. Bei den meisten regionalen Mass-Systemen sind folgende Masseinheiten festzustellen *(siehe Tabelle auf Seite 150 oben):*

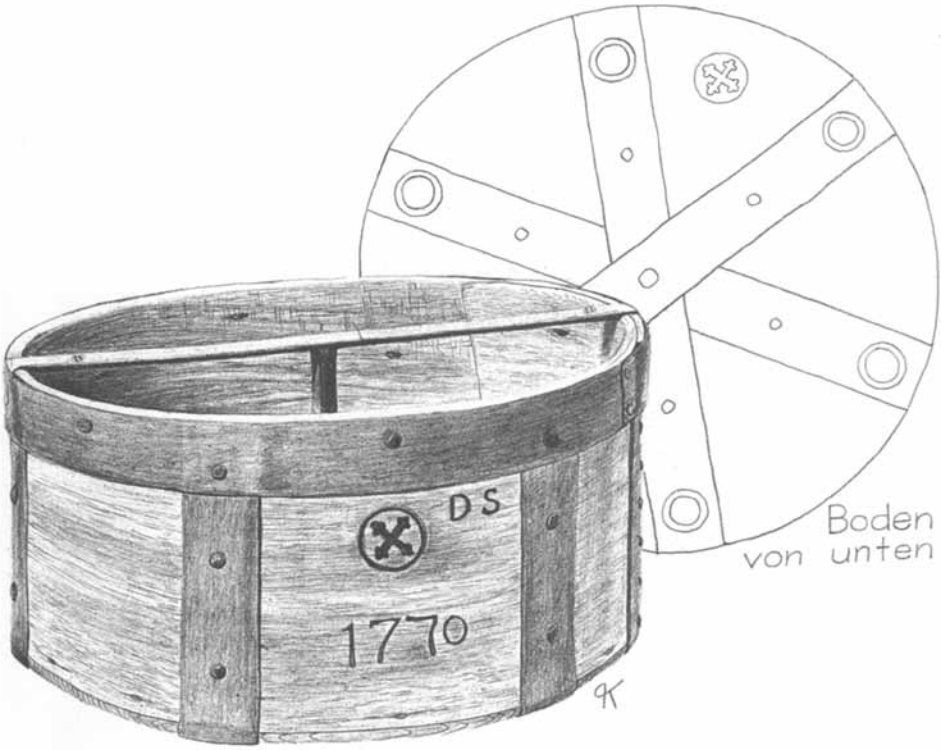


Abb. 1. Zeichnung von Peter Käser, Jahrbuch 1967, Seite 144/145. Burgdorfer Getreidemäss aus dem Jahr 1770. Solche Messgeräte lassen sich oft nur dank den Eichmarken – hier das Kreuz im Ring – mit Sicherheit einer Eichstätte zuweisen. Zur Eichmarke gehören auch die Jahrzahlen und die Initialen – die nicht vom Besitzer, sondern vom Eichmeister stammen. Feckmeister der Stadt Burgdorf war der Stadtschlosser.

Masseinheit	Anwendungsbereich
Fuss	Feldmesser, Bauleute
Elle	Krämer, Tuch
Mäs, Viertel (Hohlmass für trockene Früchte)	Getreide, Früchte, Mehl
Mass (Flüssigkeitsmass)	Wein, Öl, Milch
Pfund	Krämer, Edelmetalle

Die Flächenmasse (Jucharten) und die Holzmasse (Klafter) wurden in den meisten Fällen von den Längenmassen abgeleitet.

Im Gegensatz zu den Regionalmassen sind die lokalen Masse nur in begrenztem örtlichem Rahmen gültig. An Orten, wo lokale Masse auftreten, fehlt ein einheitliches Mass-System, wie etwa im Gericht Rohrbach. Hier sind lokale Masse für Getreide und Wein nachzuweisen, daneben wurde aber Bern- und Burgdorfmass sowie Langenthal-Elle verwendet.

Im Oberaargau gebräuchliche Mass-Systeme

Die Informationen stammen im Wesentlichen aus den Umrechnungstabellen von *Willommet* (1689) und aus den handschriftlichen Notizen zu einer Umfrage betreffend Mass und Gewicht von *Rudolf Gabriel Manuel* (1797).

Bernmass	
Masseinheit	Grösse (metrisch)
Fuss	29,3 cm
Elle	54,2 cm
Mäs	14,0 l
Mass	1,67 l
Pfund	520,1 g

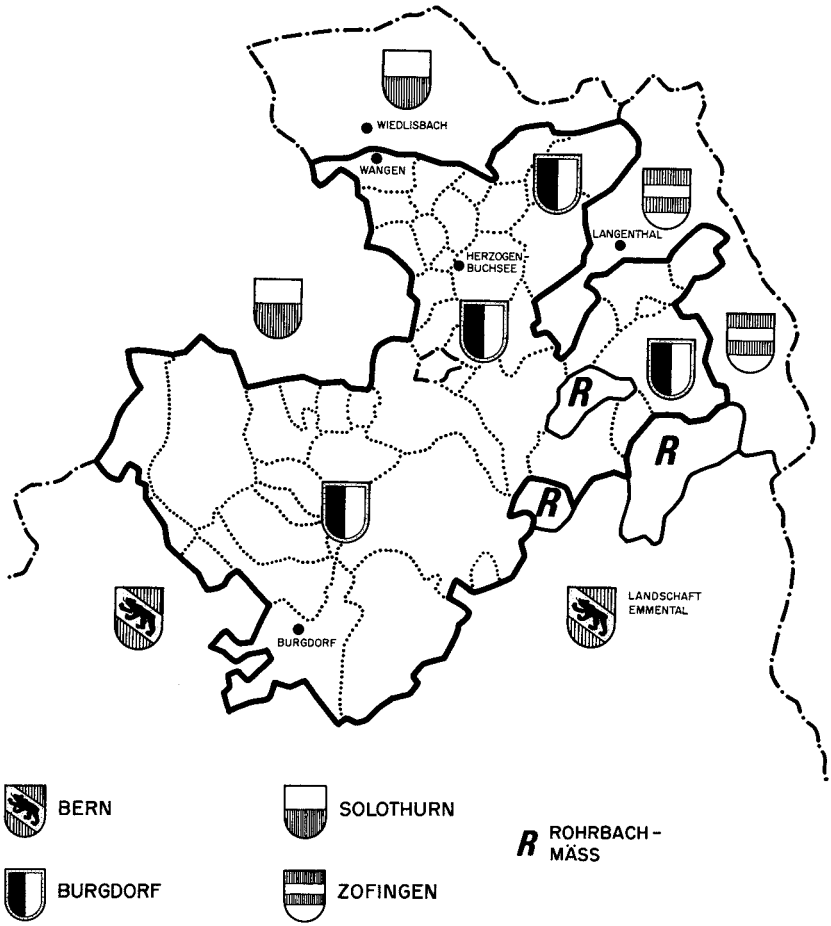


Abb. 2. In grossen Teilen des Oberaargaus wurde Burgdorfer Mass und Gewicht verwendet. Die Karte – sie zeigt den Gültigkeitsbereich der Getreidemasse im Jahr 1622 – wurde nach einer Notiz im Ämterbuch Landshut Band A, Seite 877 (Staatsarchiv Bern) angefertigt. (Aus: R. Tuor, Mass und Gewicht im Alten Bern, Verlag Haupt Bern, 1976)

Mit der Errichtung der bernischen Landeshoheit im Oberaargau in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhält hier auch das *bernische Mass und Gewicht* eine übergeordnete Stellung. So wurde 1797 im ganzen Oberaargau nur noch der Bernfuss verwendet. Selbstverständlich war der Gebrauch von Bernmass auch in allen die Obrigkeit betreffenden Dingen üblich.

Am stärksten verbreitet war im Oberaargau das *Burgdorfer Mass und Gewicht*, welches nicht nur im Amt Burgdorf selber, sondern auch im Gericht Madiswil, der Herrschaft Thunstetten, in Wangen, Herzogenbuchsee und Aarwangen angewendet wurde. In Aarwangen hat man allerdings zwischen 1622 und 1797 von Burgdorfer auf *Zofinger Mass und Gewicht* gewechselt. Zofinger Mass war vor allem in Langenthal und in den östlichen Teilen der Region im Gebrauch, während man sich im Norden – in der Landvogtei Bipp – des *Solothurnischen Masses und Gewichtes* bediente.

Masseinheit	Grösse (metrisch)		
	Burgdorf	Zofingen	Solothurn
Elle	54,3 cm	59,7 cm	495,6 54,6 cm
Mäs, Viertel	13,58 l	25,9 l	495,6 13,24 g
Mass	1,6 1	1,54 l	495,6 l,59 l
Pfund	513,4 g	481,5 g	518,4 g
		495,6 g	*(Willommet)*

Laut einem Gutachten der *Stadt Burgdorf* vom 29. 4. 1804 (im Stadtarchiv) geht das Recht auf eigenes Mass und Gewicht auf einen Brief von Graf Berchtold von Kyburg, auf die Handveste von 1316 und auf eine obrigkeitliche Bestätigung aus dem Jahr 1384 zurück. Als vereidigter Fecker amtierte jeweils der Stadtschlosser. Alle 6 oder 8 Jahre sollten die Masse in der Stadt in Gegenwart zweier Bevollmächtigter des Rats nachgeprüft werden. In den Dorfschaften ausserhalb der Stadt geschah dies im Dabeisein des Ortsvogtes oder Weibels. Die Ergebnisse der Kontrolle wurden vom Stadtschlosser in Feckrödeln festgehalten. Zwei Feckrödel der zu Burgdorf gehörenden Niedern Gerichte aus dem Jahre 1732 zeigen folgende Verteilung an vorhandenen Messgeräten *(siehe Tabelle Seite 153 oben):*

Gericht	Mäs	Halbmäs und Immi		Elle	Gewichtsätze
Heimiswil	91	4	6	45	35
Riedtwil	50	1	3	9	6
Oesch	43	1	16	13	8
Thörigen	14	0	0	3	1
Bettenhausen	10	0	0	4	0
Lotzwil	24	2	5	8	0
Rütschelen	12	0	0	1	0
Kleindietwil	5	0	0	1	0

In jedem Wirtshaus finden wir zudem mindestens einen Satz Pinten, bestehend aus Mass, Halb- und Viertelmass. Mit Ausnahme von Heimiswil verfügen eigentlich nur die Wirte, Metzger und Krämer über grössere Gewichtsätze. Die Heimiswiler Bauern sind allgemein viel besser mit Messgeräten ausgestattet – ob das wohl an der Siedlungsstruktur (Einzelhöfe) liegt? Beim Getreidemass sind die kleineren Masseinheiten – wie Halbmäs, Immi und noch kleinere Unterteilungen – gänzlich bedeutungslos. Auf das Mäs – zur Berechnung von Vorrat, Aussaat und Bodenzins – konnte der Bauer allerdings nicht verzichten. Etwa zehn Prozent aller Messgeräte – jedoch mehr als die Hälfte der Gewichtssteine – mussten vom Eichmeister beanstandet werden.

Zofinger Mass wird schon 1190 im ältesten Engelberger Urbar erwähnt. Seit 1487 wurden die geeichten Messgeräte nicht nur mit Zeichen des Stifts Zofingen, sondern auch mit dem Berner Bären gezeichnet *(SSRQ Aargau 5, 179)*. Der Stempel des Stifts ist der St. Mauritius-Berg, ein etwa 2 cm hoher, heraldischer Dreiberg. Als Fecker amtierte der dem bernischen Schaffner unterstellte Stiftammann von Zofingen. Aber auch die Stadtbehörde übte ihr Aufsichtsrecht über Mass und Gewicht aus, daher wurden die Masse etwa seit Beginn des 18. Jahrhunderts auch mit dem Stadtwappen versehen. Über die in den bernischen Landvogteien verwendeten Zofinger Masse hatte der Stiftammann oder «Feki Ammann» ebenfalls zu wachen. Etwa alle zwanzig Jahre wurden diese Masse von ihm überprüft. Detaillierte Vorschriften regelten seine Arbeit *(Stadtarchiv Zofingen IV/A Band 232 g):* So durfte er keine hölzernen Viertel fecken, bevor er sie nicht ein halbes Jahr

hat ausdörren lassen. Hölzerne Weinmasse hatte er anderseits vor dem Fecken einen Tag ins Wasser zu legen. Mit dem gleichen Getreide durfte er pro Tag nur drei oder vier Viertel ausmessen, denn man befürchtete bei allzu häufigem Gebrauch eine Veränderung der Samen. Wurde ein Getreidemass mit einem kupfernen Viertel geeicht, so musste es mit vier kleinen Kreuzen bezeichnet werden, wurde aber ein hölzernes Muttermass verwendet, genügten zwei Kreuze.

In der *Landvogtei Bipp* wurde Mass und Gewicht bei «Änderung der Präfektur» (Ablösung eines Landvogtes) neu überprüft. Dazu gelangte man an die bestellten Eichmeister von Solothurn.

Feldmasse

Noch 1770 ist in der «Beschreibung der Gewichten und Maassen der Stadt Bern» nachzulesen, dass die Juchart überhaupt kein bestimmtes Mass habe. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts pendelten sich bestimmte Grössenordnungen ein:

Juchart	Grösse in Bernfuss	In Aren
Ackerjuchart	40 000	34,4
Matten- oder Wiesenjuchart (Maad)	32–35 000	27,5–30,1
Waldjuchart	45 000	38,7
Berner Juchart (1807–1838)	40 000	34,4
Schweizer Juchart (1838–1875)	40 000 (Schweizerfuss)	36,0

Dazu sind im *Oberaargau* einige Abweichungen festzustellen:

– In der Landvogtei Landshut wird seit 1774 die Juchart ohne Unterschied zu 45 000 Schuh gerechnet.
– Gleiches gilt für Burgdorf, doch wird hier zuweilen das Mattland zu 32 500 und das Ackerland zu 40 000 Fuss gehandelt.
– In der Landvogtei Wangen schwankt die Mattjuchart zwischen 32 000 und 36 000 Fuss, während die Waldjuchart zuweilen auch zu 50 000 Fuss gerechnet wurde.

Manchmal werden für die Jucharten auch Idealformen angegeben; für die Landvogtei Wangen sind überliefert:

250 × 200 Fuss = 50 000 Fuss = 43 Aren
300 × 150 Fuss = 45 000 Fuss = 38,7 Aren

Das Klafter

Das Klafter ist ebenfalls eine vom Längenmass abgeleitete Massgrösse. Obwohl immer in Bern-Fuss gerechnet wurde, ergaben sich doch einige lokale Besonderheiten:

Klafter	Gültigkeitsbereich (Landvogtei)	Grösse in Fuss
Heuklafter	überall	6 × 6 × 6
Holzklafter	Aarwangen	6 × 6 × 2,5–3
	Burgdorf	6 × 6 × 3,5
	Wangen	6 × 6 × 3–3,5
	Bipp	6 × 5 × 3,5
	Langenthal	6 × 5 × 3,5
Bauklafter	Aarwangen und Landshut	6 × 6
	Burgdorf	8 × 8
	Bipp und Wangen	6 × 6 und 8 × 8
Feldmesser	allgemein	10 × 10

Die Langenthaler Elle

Die Langenthal-Elle wurde einleitend schon erwähnt. Es ist bekannt, dass sie ursprünglich der Zofinger Elle entsprach, jedoch besitzt Langenthal – möglicherweise seit 1758 – ein eigenes Muttermass. 1758 erfuhr das Mass eine willkürliche Veränderung, als die Daumenzugabe abgeschafft wurde:

Abb. 3. Im Bernischen Historischen Museum befindet sich dieser eiserne Matrizstab mit der Aufschrift: «LANGETHAL TUCHMAAS / 2 LANG ELL 2 ZOLL 1758». Das Muttermass musste damals (1758) angefertigt werden, weil die Langenthal-Elle um zwei Bernzoll verlängert und dafür die Daumenzugabe abgeschafft wurde. Bei diesem alten Brauch hatte der Verkäufer zu jeder gemessenen Elle noch eine Daumenbreite Tuch dazuzugeben. (Vgl.: «Reglement die Leinwandhandlung und Tuchmesser ansehend …; 1758» in SSRQ Bern 8, 2 Seite 614).

Definition / Muttermass	Grösse (mm)
Tuchelle laut Verordnung 1807 (25,5 Zoll)	623,2
Mutterelle 1758 (um 1 Zoll verlängert)	621,1
Mutterelle 1758 (minus 1 Zoll)	597,1
Zofinger Elle	597,4

Lokale Masse im Oberaargau

Im Kornhaus von Rohrbach gab es 1797 ein Muttermass – in Form eines Doppelmäs – das etwas grösser war als das entsprechende Bernmass. Es diente zum Einmessen des Getreides – zum Ausmessen benützte man das kleinere Burgdorfmäs. Geeicht wurde das hölzerne Muttermass und seine Folgemasse mit der ehernen Rohrbach-Pinte. Die Eichung wurde jeweils durch die Dorfvierer vorgenommen. *Rudolf Gabriel Manuel* hatte Gelegenheit, diese Muttermasse ausmessen zu lassen. Er verzeichnete folgende Grössen:

Rohrbach-Mäs	14,38 Liter
Rohrbach-Pinte	1,8 Liter

Ein Mäss entspricht acht Pinten. Überraschenderweise weicht diese Angabe nur unwesentlich von den Messwerten von *Willommet* (1698) ab. Nach ihm hält das Rohrbach-Mäs 14,5 Liter.

Das Städtchen Wangen soll ein eigenes Weinmass gehabt haben. Ein Muttermass oder Angaben über die Grösse sind leider nicht überliefert.

Obwohl in Langenthal das Zofinger Pfund verwendet worden sein soll, weichen die überlieferten Angaben – 478,5 Gramm (*RIS* 1887) und 487,6 Gramm *(Manuel)* – erheblich davon ab. Es ist möglich, dass es sich hier ebenfalls um ein Lokalmass handelte.

QUELLEN UND LITERATUR

A Gedruckte Quellen

	Beschreibung der Gewichten und Maassen der Stadt Bern. Der ökon. Gesellschaft von einigen ihrer Mitglieder vorgelegt, Bern 1770.
	Flatt Karl, Die Errichtung der Bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bern 1969.
Geiger	Geiger Hans-Ulrich, Der Beginn der Dickenprägung in Bern, Bern 1968.
Lauterburg	Lauterburg Ludwig, Die Gesellschaft von Kaufleuten in Bern, in Berner Taschenbuch 1862.
SSRQ Bern	Die Rechtsquellen des Kantons Bern, 12 Bände, Aarau 1902–1967.
SSRQ Aarau 5	Die Rechtsquellen des Kantons Aargau, Band 5: Das Stadtrecht von Zofingen, Aarau 1914.
Rennefahrt	Rennefahrt H., Grundzüge der Bernischen Rechtsgeschichte, 4 Bände, Bern 1928–1936.
Ris 1887	Furrer A, Volkswirtschaftslexikon der Schweiz, Band 2, Bern 1887. (Der Beitrag über Mass und Gewicht stammt von Friedrich Ris).
	Ris Friedrich, Die alten Masse und Gewichte des Historischen Museums in Bern, Beilage zum Jahresbericht des städtischen Gymnasiums in Bern, Bern 1899.
	Trechsel F. Beschreibung und Vergleichung bernischer Masse und Gewichte, Bern 1821.
	Tuor Robert, Mass und Gewicht im alten Bern, Bern 1976.
	Vergleichstabellen der neuen schweizerischen Masse und Gewichte mit den bisherigen bernerschen, Bern 1838.
	Verordnungen über die Masse und Gewichte im Kanton Bern, 6. Juli 1807, in Bernische Gesetzessammlung, Bd. I, 1803–1809.
Willommet	Willommet Pierre, Traité de la grandeur des Mesures, pots et quarterons, anues, pieds et livres en usage dans le Canton Berne … Bern/Payerne 1689.

B Handschriftliche Quellen

Burgerbibliothek, Bern	Schriften, Notizen und Verordnungen über Mass und Gewicht (Mss Oek Ges Quart 32).
	Materialien von R. G. Manuel (Mss Oek Ges fol 28)
Staatsarchiv Bern	Ämterbücher Landshut, Burgdorf, Wangen, Aarwangen, Bipp.
	Instruktionsbücher der Ohmgeldkammer.
Stadtarchiv Burgdorf	Ohmgeld-, Münz- und Masswesen.
Stadtarchiv Zofingen	IV (Kirche) A (Stadt und Stift) Band 232 g.

SAMUEL FRIEDRICH MOSER

von Herzogenbuchsee (1808–1891)

Aus dem Leben und Wirken eines oberaargauischen Ökonomen

FRITZ KASSER

Das Licht der Welt erblickte Samuel Friedrich Moser am 9. Oktober 1808 als Sohn des Johann Moser und der Anna Barbara geb. Schneeberger von Langenthal. Aus den zehn ersten Lebensjahren Samuel Friedrichs sind uns besondere Züge nicht überliefert. Er besuchte die Schule der Ortschaft zunächst, ohne sie ganz zu absolvieren. Denn schon frühzeitig kam er in das Institut Zimmerli in Vordemwald bei Zofingen, das wohl die damals noch fehlende Sekundarschule ersetzen musste. Als 15jähriger bezog er die Pension Jacot in St-Blaise bei Neuenburg zur Erlernung der französischen Sprache. Und es scheint, dass er in dieser, in Wort und Schrift, eine ziemliche Gewandtheit zu erlangen vermochte.

Bereits mit 12 Jahren hatte er seinen Vater verloren. Sein älterer Bruder Rudolf, welcher der ersten Ehe des Vaters entsprossen war, wurde das Familienoberhaupt, und nach dessen Willen sollte sich der Jüngling der Spinnerei widmen. In die Geheimnisse dieses Industriezweiges wurde er im Elsass eingeweiht. Als 18jähriger schnürte er sein Bündel. Kaum aber hatte er die schweizerisch-französische Grenze verlassen, fasste man ihn, da er keinen Pass vorweisen konnte, bereits in Altkirch ab und stellte an ihn die ultimative Forderung, innert zweimal 24 Stunden das französische Territorium zu verlassen. Auf Schusters Rappen kehrte der junge Bursche über Pruntrut und Neuenburg in sein Buchsi zurück, und von da an hat er sein Heimatland, abgesehen von verschiedenen ins Ausland führenden Geschäftsreisen, nie für längere Zeit verlassen. Nach dem kurzen Abstecher in den Sundgau trat Moser ins väterliche Textilhandelsunternehmen (Seidenbänder) ein, in dem er zuerst seine Mutter vertrat, um ein Jahr später sich dann mit den Herren Gottlieb Moser und Johann Born unter der Firma «Moser & Co.» zu assoziieren. Mehr als sechs Jahrzehnte lang war er Chef dieses bedeutenden Handelshauses, das zu ansehnlicher Blüte gedieh. Erst im Alter von 81 Jahren zog er sich vom Unternehmen zurück. Der Grosshandel allein genügte dem Unermüdlichen nicht. Gleichzeitig betrieb er in der Scheidegg – am Westausgang des Dorfes – eifrig die Landwirtschaft.

Was er auf diesem Gebiete, oft bahnbrechend für die oberaargauische Landwirtschaft, geleistet hat, werden wir in einem späteren Abschnitt noch näher beleuchten. Nachstehend sei der Versuch unternommen, in Kürze Mosers Erlebnisse, Leistungen, Versuche und Beobachtungen auf verschiedenen ihm naheliegenden Gebieten zu skizzieren. Zunächst verweisen wir auf Erlebnisse, die ihn als

begeisterten Freund des Schützenwesens

zeigen. Wenn sich auch noch in unserem Jahrhundert im Oberaargau eine lebendige Schützentradition bemerkbar macht, so ist dies nicht zu allerletzt diesem Manne zu verdanken, der sich stets die Pflege der Schiesskunst angelegen sein liess. Bereits als 19jähriger machte er 1827 das eidgenössische Schützenfest in Basel mit, und von da an war er bei allen eidgenössischen Schützenfesten als Aktiver bis an sein Lebensende zu sehen, abgesehen von jenem in dem damals noch allzu abgelegenen Lugano. Noch 1887 war er mit dabei in Genf und schoss selbst als 79Jähriger einige Nummern heraus.

Was war es wohl, was Moser so mächtig zum Schützenwesen hinzog? Gewiss spielte die Freude am Schiessen eine grosse Rolle, wohl ebenso aber, wenn nicht noch mehr, war es der kühne vaterländische Schwung, der damals das schweizerische Schützenwesen erfüllte. Dieses stand weitgehend im Zeichen des werdenden Bundesstaates, der nationalen Wiedergeburt und der liberalen Demokratie. Die Schützen fühlten sich als Träger der zu neuem Leben erwachten Schweiz, und an den eidgenössischen Schützenfesten wurde der Freude über den neu errungenen nationalen Besitz, der Freude am Vaterland überhaupt, und der Feindschaft gegenüber einem engherzigen Kantonesentum beredter Ausdruck verliehen. So fühlte sich auch Samuel Friedrich, wie seiner Beschreibung des eidgenössischen Schützenfestes vom Jahre 1832 entnommen werden kann, mächtig angezogen durch die zündende Beredsamkeit eines *Thomas Bornhauser,* des grossen Führers der Thurgauer Demokraten, dessen Physiognomie, wie er uns mitteilt, «besonders viel von edler und ernster Vaterlandsliebe» zeuge. Einen grossen Eindruck hinterliess auf den jungen Mann gleichfalls der Luzerner Liberale *Kasimir Pfyffer*. Rühmend hervorgehoben wird in seinen Aufzeichnungen «die mässige, aber treuherzige Sprache» des Zürcher Bürgermeisters *Johann Jakob*

Samr fried. Moser

Hess, der in seiner Rede «die so engherzigen, unschweizerischen und verschiedenartigen Instruktionen» der Grossen Räte der Kantone an ihre Gesandten bei der eidgenössischen Tagsatzung einer scharfen Kritik unterzog. «Hess», so schreibt er in seinem Tagebuch, «sei ihm und den andern Schützen aus dem Amt Wangen sehr lieb geworden. Wir wären für ihn selbst durchs Feuer gegangen, und ich selbst habe ihn immer in liebevollem Andenken behalten.»

Über den Verlauf des Festes selbst berichtet er: «Am 12. Juli 1832 verreisten wir von Wangen weg zu Schiff bis Brugg auf den Zürcher Schiesset; die Amtsfahne (von Wangen) ward mitgenommen. Die Gesellschaft bestund aus elf Mitgliedern. Die Fahrt war sehr angenehm und das Seltsame machte uns selbst bei der grossen Hitze viel Freude. Bei unserer Landung in Brugg wurden wir mit Kanonendonner begrüsst und einige Abgeordnete der dortigen Schützengesellschaft regalierten uns nach fröhlichem Empfang mit gutem Ehrenwein. Sie begleiteten uns noch mit ihrer Gesellschaftsfahne bis in unser Logis, und es war gegen Abends 5 Uhr, als wir auf einem schön bekränzten Leiterwagen nach Zürich weiterzogen. Ausserhalb Baden lag in einer Hofstatt unter einem Baum Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., welcher von einem meiner Kameraden erkannt wurde. In allem Fahren brachten wir ein Hoch auf ihn aus, das er dankend erwiderte. In Zürich langten wir nachts 11 Uhr an. Am folgenden Tag sammelten sich die Schützen auf dem Lindenhof, und im Laufe des späteren Vormittags begann der Zug nach dem etwas entfernt gelegenen Schützenplatz. Dort formierten wir ein grosses Viereck, und in seiner Mitte wurde nach angemessener Rede von seiten des luzernischen Komitees die eidgenössische Schützenfahne dem neuen Präsidenten, Herrn Hegetschweiler, übergeben. Um 1 Uhr begann sodann das Schiessen und dauerte sehr wohl unterhalten bis Samstagnachmittags um 1 Uhr. Kein eigentliches Unglück störte den Frohsinn dieses Nationalfestes, lediglich ein Zeiger wurde durch eine Streifkugel ein wenig blessiert. Von einigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, lief alles zu vollkommener Befriedigung der Schützen ab. Zum Abschluss des Festes wurde ein grosser Kreis formiert, wobei neuerdings verschiedene Reden ‹stiegen›. Ich hielt die Amtsfahne, und auf einmal kam Prinz Napoleon auf mich zu, umarmte und küsste mich und ich ihn, worauf wir uns einfach Adieu sagten. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen, aber ich habe ihn immer als meinen Freund betrachtet.» Selbst die zweideutige und unfreundliche Haltung des späteren Franzosenkaisers der Schweiz gegenüber in der

sog. Savoyerfrage (1860) vermochte der alten Freundschaft zwischen dem Hause Bonaparte und unserem Buchser keinen Abbruch zu tun. Notierte doch Moser anlässlich des Todestages Napoleons III. (9. Januar 1873), obwohl ihm ja kaum die mehr als nur zweifelhafte Haltung seines Freundes gegenüber seinem Heimatlande entgangen sein konnte, in sein Tagebuch folgende Worte: «Er war gut und nobel gegen die Schweiz und ist ihr bester Nachbar seit vielen Jahrhunderten.»

Gedanken zur Armenfrage

Besonders kennzeichnend für die Persönlichkeit Mosers erscheint mir seine Haltung in der Armenfrage. Er ging hier, wie auf so vielen andern Gebieten, seine eigenen Wege, unbekümmert darum, ob andere missbilligend den Kopf schüttelten. Das Zeugnis, dass er hier grosse Einsicht mit einem warmen Herzen und sozialer Gesinnung verband, werden ihm aber auch seine damaligen Kritiker nicht haben versagen können. Jedenfalls zeugen die über oder von ihm vorliegenden Äusserungen für seine hohe Auffassung von den sozialen Pflichten gegenüber jenen Mitmenschen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Das bekunden u.a. auch die inzwischen veröffentlichten Briefe Jeremias Gotthelfs, mit welchem sich Moser während dessen Buchser Vikariatszeit angefreundet hatte, und mit dem er auch noch in herzlicher Gesinnungsfreundschaft verbunden blieb, als Bitzius nach Bern, resp. nach Lützelflüh weggezogen war. Schliesslich ist hier, neben den Tagebuchaufzeichnungen, auf eine aus dem Jahre 1832 stammende Denkschrift zu verweisen, die der damals 24jährige Handelsmann verfasste und auf die wir hier besonders aufmerksam machen möchten.

Mit Gotthelf und andern Freunden der Regeneration ging Samuel Friedrich von der grundlegenden Überzeugung aus, dass es mit der politischen Reform, wie sie das Jahr 1831 gebracht hatte, nicht getan sei, sondern dass es gelte, auch in der sozialen Frage einen grossen Schritt vorwärts zu tun, wenn man den neugeschaffenen demokratischen Staat erhalten und stärken wolle. Dieser Gedanke bildete wohl neben einem ihm angeborenen sozialen Empfinden die Haupttriebfeder für sein Tun auf sozialem Gebiet, auch wenn er ihn selber, soweit das uns bekannt ist, nirgends direkt ausgesprochen hat. Die erwähnte Denkschrift nun suchte einmal einer Denkreform hinsichtlich der Armenfrage Bahn zu brechen und zeigt uns im weiteren auch praktische

Vorschläge zur Lösung dieses heiklen Problems, wenigstens im Rahmen seiner Wohnsitzgemeinde, auf. Seine Ausführungen scheinen mir auch in unserer Zeit noch ein gewisses Interesse beanspruchen zu dürfen, selbst wenn seine Forderungen im wesentlichen überholt sind. Wir lassen hier denn einige seiner Gedanken folgen:

«Nach meiner innigen Überzeugung kann nur dann etwas Dauerhaftes, Gutes gestiftet werden, wenn die Armen so unter Aufsicht kommen, dass sie zur Arbeit angehalten werden. Da die herrschende Armut nicht dadurch behoben wird, dass man den Bettelarmen Almosen spendet, ihnen Speise, Geld, Kleider und andere nötige Sachen in die Hände liefert, so wäre es wünschbar, wenn die Gemeinden ihren Wohltätigkeitssinn und ihre Menschenliebe auf eine Weise bewähren würden, wodurch dem Übel gründlicher und kräftiger gesteuert würde.»

In der Einleitung zu seinen praktischen Vorschlägen sagt er:

«Nur wenige der Besteuerten unserer Gemeinde sind aus Altersschwachheit brotlos geworden, die meisten sind noch in solchem Alter und bei solchen Kräften, dass sie bei Fleiss und Arbeitsamkeit füglich ihr Auskommen finden könnten, allein Trägheit, Liederlichkeit und Hang zum Trinken sind ihrer so sehr Meister, dass sie vorsätzlich Arbeit meiden und also aller Verdienst für sie verloren ist. Es ist auch natürlich, dass sie nicht viel nach Arbeit fragen, weil man ihnen sozusagen alles Bedürftige ins Maul hinein liefert. Auf dem Wege des Bettelns wird dann das noch Mangelnde durch lästiges Bitten erjagt. Auf solche Weise leben sie sicherlich vergnüglicher und kummerloser als viele jener bedrückten Familienväter, welche noch Ehre im Leib haben und sich fast zu Tode arbeiten und plagen, um nicht als Entehrte ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.»

Ferner plädiert Moser dafür, dass man

«Eltern, welche durch Faulheit oder sonstige Untugenden angesteckt sind und mit ihren Kindern zusammenleben», von ihren Kindern trenne und die letzteren unter guter Aufsicht so erziehe, dass sie zu vernünftigen, ehrlichen und braven Menschen heranwachsen. «Ich will», so schreibt er weiter, «natürlich nicht über die Gesamtheit unserer Armen diesen Tadel werfen, denn keine Regel ohne Ausnahme; allein es gibt doch gar viele, welche nur durch eigene Schuld in ihrem Elend darben und auf unverschämte Weise ein rohes Leben führen.»

Die *praktischen Vorschläge*, die Samuel Friedrich seinen Mitbürgern unterbreitete, sind folgende:

«1. Sobald ein Hausvater mit seiner Familie der Gemeinde zur Last fällt, sollten seine Kinder etwa vom dritten Jahre hinweg von ihm getrennt und unter der Aufsicht einer eigens dazu aufgestellten Behörde einer angemessenen Erziehung teilhaftig werden, oder wenn der Hausvater brav und arbeitsam ist, und er es wünschte, so könnte man ihm einige Kinder lassen und ihm nur diejenigen abnehmen, für deren Erziehung zu sorgen, es ihm nicht möglich wäre. 2. Wenn aber ein solcher Hausvater durch eigenes mutwilliges Verschulden in den kärglichen Zustand versunken wäre, oder wenn er selbst nach getroffener Trennung für sich und seine Frau haushalten könnte, so müsste er mit aller Strenge behandelt werden, und nicht unzweckmässig möchte es sein, ihn dann auf eine ausgezeichnete Weise dafür zu strafen.» Moser möchte nun «jener ehrlosen und nichtswürdigen Menschenklasse» ähnliche Kleidungen resp. Uniformen anlegen wie sie die Sträflinge im damaligen Schallenhause trugen, «damit sie vor aller Welt und in allen Augen erkannt und geächtet wären; man könnte hierzu gerade ein blaues Tuch nehmen oder ein beliebiges anderes, das gut abstechen würde.»

«Ich denke», so fährt unser Armenreformer fort, «es würde bei einer solchen Strafe mancher abgeschreckt und zu Fleiss und Arbeitsamkeit ermahnt, denn ein Ehrengeschenk dieser Art müsste sicherlich kein gar willkommenes sein.» Im weiteren möchte Moser dann die so umgekleideten Leute unter die Aufsicht eines Zuchtmeisters stellen, auch sollte man nach seiner Meinung diesen ein angemessenes Stück Land zur Bepflanzung anweisen, «dessen Ertrag der Gemeinde zufallen würde.» Den allfälligen Überschuss an Getreide, Kartoffeln und Gemüse hätte sodann zur Erhaltung der Kinder und der Altersschwachen dienen können. «Um die Kinder auf eine angemessene Art zu versorgen», schlug er vor, «diese in eine ganz abgesonderte Behausung» zu bringen, «damit sie mit ihren Eltern nicht mehr in Berührung kämen.» Ihnen sollte «ein braver gutdenkender Hausvater mit Frau unter angemessener Besoldung» vorgesetzt werden. Dieser hätte die behörige Aufsicht zu halten, für ihre Kleidung und Nahrung zu sorgen, sie zur Schule anzuhalten und ihnen nach Massgabe ihrer Kräfte häusliche Beschäftigungen und Feldarbeiten aufzugeben. Ferner müsste dafür gesorgt werden, dass wenigstens Kartoffeln und die nötigsten Gemüse angepflanzt werden könnten. Man könnte auch gemeinwerkweise das ihnen angewiesene Land bearbeiten lassen, falls das Ergebnis der älteren Arbeiten nicht ausreichen würde. Bis nach vollendeter Unterweisung würden die Kinder in dieser Anstalt aufgezogen und jedem würde ein Sparhafen eröffnet werden.»

Ob und wie weit sich Moser der finanziellen Tragweite seiner Vorschläge bewusst wurde? Ihm war es vorerst doch wohl einzig und allein darum zu tun, «seine Pflichten menschlich zu erfüllen», bevor er den Kostenpunkt näher erwog. Freilich waren auch ihm Zweifel an der Durchführbarkeit seiner Vorschläge nicht fremd. Denn schon in seiner Denkschrift werden sie laut: «Sollte man sich für ein solches Unternehmen nicht vereinigen können, was bei dem in unserem Dorfe herrschenden geringen Gemeinsinn wohl möglich ist, so wäre vorzusehen, «die sämtlichen Kinder nach Mitgabe des Armentellreglements oder nach dem Vermögen auf die Gemeindebewohner

zu verteilen, und zwar immer auf einen Zeitraum von wenigstens drei Jahren, damit die Kinder nicht zu strenge Platz ändern müssen. Natürlich wird es dadurch so herauskommen, dass hie und da mehreren Steuerpflichtigen gemeinschaftlich die Erziehung eines Kindes zufiele. In diesem Falle sollte durch das Los entschieden werden, wer für die ganze Dauer von drei Jahren die Erziehung zu übernehmen habe. Die andern sollten dann gehalten sein, diesem eine entsprechende Entschädigung zu bezahlen, welche die Gemeinde festsetzen würde. Eine spezielle Kommission müsste über die sämtlichen Kinder die Kontrolle führen, darauf achten, dass sie reinlich und angemessen bekleidet würden und fleissig die Schule besuchten … unstreitig würde auf diesem Wege nicht so gut für die Kinder gesorgt werden, als wenn sie in einer eigenen Anstalt belehrt und auferzogen würden, jedenfalls aber würde es noch viel besser herauskommen, als wenn die Kinder in Müssiggang und einem schamlosen Bettel aufgewachsen wären». Da der junge Buchser Sozialreformer auch mit diesem Alternativvorschlag nicht zu «landen» vermochte, so suchte er seine Mitbürger schliesslich für folgendes Minimalprogramm zu gewinnen:

«Nehmet», so rief er ihnen zu, «die Altersschwachen, für welche in jedem Falle gesorgt werden muss, und gebt ihnen ein Auskommen, dass sie kummerlos ihre alten Tage verbringen können, denn es ziemt sich, dass man die Altersschwachen mit allen Rücksichten behandle, selbst dann noch, wenn auch ihre jungen Jahre nicht so ganz in lobenswerten Fussstapfen dahingeflossen sind. Hernach nehmet die jungen Eltern (von denen die Kinder kommen), welche durch eigenes Verschulden in den armseligen Zustand versunken, und verfahrt mit ihnen in aller Strenge, wie oben angezeigt, hoffentlich wird der Ertrag ihrer Arbeiten alle Kosten bestreiten. Dann nehmet die gebliebenen Kinder und bildet mittelst Aktien eine förmliche Armenschule wie nach dem Vorbilde derjenigen zu Hofwil oder jener an der Linth (Kt. Glarus), welch letztere ebenfalls durch Aktien gutwilliger Menschen errichtet worden ist … Ich habe hin und her gehört, dass man lieber die betreffenden Armen in die Kehr nehmen wolle; wenn ihr aber das wohlmeinende Wort eines Mitbürgers achten wollt, so bitte ich dringend dies niemals zu tun, denn nach meiner Ansicht ist dieses Verfahren schlimmer als jedes andere.» Vgl. Pfarrbericht von 1764!

Besonders aber legt Moser seinen Mitbürgern ans Herz, vor allem für eine angemessene Erziehung der armen Kinder zu sorgen. «Wenn es schon etwas mehr kostet, es wird Euch später nicht gereuen», ruft er ihnen zu. Bei allen diesen Vorschlägen setzte Moser voraus, dass das ganze Gericht Herzogenbuchsee (dieses setzte sich zusammen aus den heutigen Einwohnergemeinden Herzogenbuchsee, Ober- und Niederönz, Röthenbach, Wanzwil und

Heimenhausen) «zu einem solchen Unternehmen Hand bieten würde, sollte dies aber nicht möglich sein, so könnte man», so war die Meinung Mosers, die «gewöhnlichen Steuern, welche unserer Gemeinde zufallen würden, in den Gemeindeseckel einziehen, um dann nach beliebigem Ermessen damit zu verfahren.»

Wir wissen nichts Genaueres darüber, wie sich die Bürgerschaft von Herzogenbuchsee und den erwähnten umliegenden Gemeinden zu allen diesen Vorschlägen stellte. Wahrscheinlich aber zeigte sie sich allen diesen Bestrebungen Samuel Friedrichs gegenüber weitgehend passiv. Grössere Opfer zu bringen für die wirtschaftlich Schwachen war man in der damaligen Zeit nicht willens, und manche waren wohl auch zu stolz dazu, sich von einem jungen, damals kaum 25jährigen Manne das Gesetz des Handelns vorschreiben zu lassen.

Ehrend für Mosers ganze Denk- und Handlungsweise erscheint, dass er nicht allein andern sagte, was man tun solle, sondern selber mit dem praktischen Beispiel voranging. Während einer Reihe von Jahren nahm er eine ganze Anzahl armer Knaben in seine Obhut oder brachte sie in einer Anstalt unter und liess sie später auch einen Beruf erlernen. Wie uns die erhaltenen Briefe dieser Pfleglinge zeigen, haben sie später dem «geliebten Wohltäter» in rührender Weise für seine soziale Pflichterfüllung gedankt. Alle diese Schreiben spiegeln eine überaus herzliche und aufrichtige Dankesfreude wider. Stellvertretend für manche andere seien hier die brieflichen Grüsse seines Pflegsohnes Johannes Ammon erwähnt, welcher ihm von der Anstalt Beuggen aus dankt für die ihm erwiesene Güte und Moser um Verzeihung bittet, dass er es zuerst nicht eingesehen habe, wie gut es sein Pflegvater mit ihm meine und ihn dann ersucht, ihm auch fernerhin sein «väterliches Wohlwollen» zu bewahren. Kurzum, es erhellt aus diesen Briefen, in wie hohem Masse Moser das Zutrauen und die Freundschaft jener Menschen genoss, mit denen so viele andere nie in ein richtiges Verhältnis zu kommen vermochten.

Öffentliche Tätigkeit im Dorf

In Behörden zu sitzen, wo man sich lediglich einer beschränkten Handlungsfreiheit erfreuen kann, war weniger die Sache Mosers und war seinem innersten Wesen zuwider. Nur dort war er so ganz in seinem Element und

konnte seine reichen Gaben und Fähigkeiten voll entfalten, wo er frei schalten und walten konnte. Nichtsdestoweniger hat er seine Kräfte auch seiner Heimat- und Wohngemeinde zur Verfügung gestellt, wenn der Ruf an ihn erging. Das Urteil, das er über die Gmeindsmannen von Herzogenbuchsee in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts fällt, lautet nicht besonders schmeichelhaft. Jedenfalls vermitteln seine Tagebuchaufzeichnungen kein besonders günstiges Bild. So schreibt er dort am 17. Juni 1835:

«Die Gemeindeversammlung ist ziemlich schläfrig besucht worden. Mit den Wahlen hat es eine vollends üble Wendung genommen, indem mehrere in den Gemeinderat gewählt wurden, welche nur mit Mühe schreiben können und auch kenntnishalber zu keiner schönen Hoffnung Anlass geben.» «Das ist eine Folge der Entzweiung unserer Einwohnerschaft, indem mehrere wegen des Rechtsamestreites nicht so stimmten, wie sie es wohl sonst getan hätten.»

Auch in anderer Hinsicht beklagt er sich über den «mangelnden vaterländischen Eifer». Als es im Oktober 1835 galt, die 46 Wahlmänner zu bestimmen, die ihrerseits die Grossräte zu wählen hatten, da diese damals noch nicht in direkter Volkswahl erkoren wurden, erschienen ganze 48 Stimmberechtigte zur Wahlversammlung. Zu einer wichtigeren Neujahrsgemeindeversammlung vermochten sich nur 35 Stimmberechtigte aufzuraffen, was, nach der Meinung Mosers, bewies, dass in Herzogenbuchsee ein «erbärmlicher Gemeingeist» herrsche.

Am 9. Januar 1839 wählte der Gemeinderat Samuel Friedrich zum Mitglied der Rechnungsprüfungskommission. In einem Schreiben, in welchem ihm der Gemeinderat offiziell Kenntnis von seiner Wahl gab, wurde die Erwartung ausgesprochen, «dass er als in diesem Fache besonders kundig nicht Anstand finden werde, die fragliche Stelle anzunehmen». Ungefähr zwei Jahre später wählte ihn die Gemeindeversammlung zum Seckelmeister auf die Dauer von zwei Jahren, worunter man wohl das heutige Gemeindekassieramt zu verstehen hat. Das neue Amt hatte er auf den 1. Januar 1841 anzutreten. Gemeindepräsident Kilchenmann und Aktuar Notar Schneeberger gaben dabei der Hoffnung Ausdruck, «dass Moser die damit verbundenen Obliegenheiten und Pflichten mit der ihm angewohnten Exaktigkeit besorgen werde». Wenige Jahre später wurde er gleichfalls Mitglied der Schulkommission. So stieg Moser auch im öffentlichen Leben seiner Gemeinde auf der Stufenleiter des Erfolges, bis ihm in den sechziger Jahren die Würde und Bürde des Gemeindeoberhauptes übertragen wurde. Während

dieser Zeit des öffentlichen Wirkens an führender Stelle, man darf wohl auch sagen dank seiner Initiative, erhielt Herzogenbuchsee Ende der sechziger Jahre seine auch heute noch recht repräsentativ wirkende Zufahrt zum Bahnhof. Es bedurfte hiezu jedoch manch harten Strausses mit den «Baronen» der damaligen Centralbahngesellschaft, bis sich diese dazu bereit fanden, das ihr Zustehende an die Korrektion zu leisten. Unter dem 16. Dezember 1868 schrieb Gemeinderatspräsident S. F. Moser an Oberst F. in Basel, offensichtlich einer der massgebenden Herren bei der Centralbahn, in dieser Sache u. a.:

«Es ist Ihnen bekannt, dass die hiesige Gemeinde von vornherein geneigt war, einen angemessenen Beitrag an die Korrektion der Bahnhofstrasse zu leisten, obschon sie eigentlich nicht dazu verpflichtet wäre, denn nach § 9 des Pflichtenvertrages zwischen dem Kanton Bern und der Centralbahn ist dies eine Aufgabe der letzteren. Wir wollten wenigstens den guten Willen zeigen, aber statt uns entgegenzukommen, hat man uns die grössten Zumutungen gemacht, so dass wir die Hauptsache hätten bestreiten müssen, was umso weniger akzeptiert werden könnte, weil unsere Gemeinde total kein Vermögen besitzt und alles durch Telle gedeckt werden muss. Wir könnten ganz füglich sagen, für uns selbst, für unsere Gemeinde ist der jetzige Bahnhofweg genügend, allein es ist etwas ganz anderes, wenn man den auswärtigen Verkehr in Betracht zieht, denn für diesen ist der jetzige Zustand ein Skandal und es ist zum Verwundern, dass unsere Regierung dieses alles so hingehen lässt.» In diesem Zusammenhang verweist unser Buchser auf den besonders gefährlichen «Kehr» bei «Bösigers Pinte, wenn man von Oberönz herkommt». Man habe es nur der Vorsehung zu danken, dasss es bis dato kein schwereres Unglück abgesetzt habe. «Solche miserable Zufahrt», so polemisiert er weiter, «zu einem frequentierten Bahnhof habe ich noch nie gesehen und wahrscheinlich existiert keine so schlechte in ganz Europa … es ist eine lötige Schande für die Centralbahngesellschaft, allein da die Herren nicht persönlich dabei belästigt sind und nicht hören, wie man da und dort über das Zeug schimpft, so geht man leichthin darüber weg. Aus eigenem Antrieb hat die Gemeinde bei der Pinte von Bösiger einen Wegweiser und eine Laterne angebracht, da die Leute sowohl bei Tag als natürlich auch bei Nacht öfters verlaufen sind … Es scheint uns übrigens und wir haben es uns schon manchmal gesagt, es ist gerade wie wenn ein böser Geist gegen uns vorhanden wäre, was wir nicht begreifen, da doch Herzogenbuchsee und Umgebung der Centralbahn zu verdienen geben … Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass die hiesige Gemeinde bereit ist, loyal mitzuwirken und zu dem Werke beizutragen, was recht und billig ist; dass man aber ihr die Hauptsache aufbürde, wäre entschieden nicht recht und müsste auch in Zukunft von der Hand gewiesen werden …»

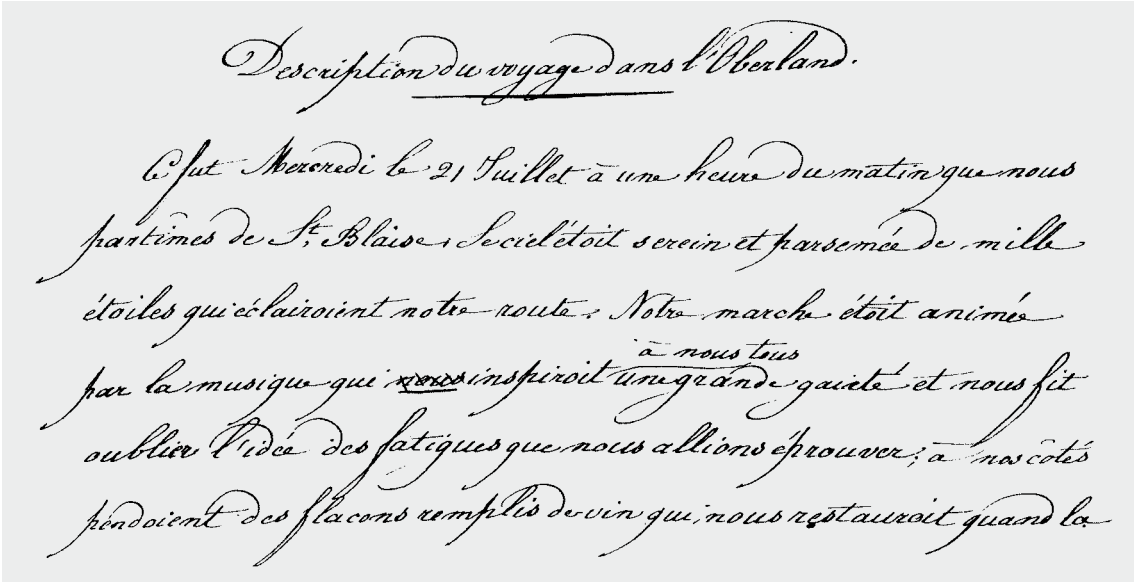
Am 15. November 1869 wurde das grosszügig geplante Werk der Korrektion schliesslich in Angriff genommen. Welcher Kostenverteilungsschlüssel dabei zur Anwendung gelangte, ist uns nicht bekannt, doch hat die

Gemeinde Herzogenbuchsee ziemlich bös bluten müssen. Dafür bekam sie aber, was für die damalige Zeit alles andere als selbstverständlich schien, eine angenehmere Zufahrt mit Trottoirs, «welche dem Verkehr ziemlich gut entspricht», wie Moser in seinem Tagebuch festhielt. Wohl hatten anfänglich etliche Moser gegenüber den Einwand erhoben, die ganze Anlage sei nur zu grossartig, doch wich diese Auffassung bald einmal der allgemeinen Freude über das vollbrachte Werk, das, nach Moser, «gerade eben recht» war. Aber so versichert der Gemeinderatspräsident, «es kostete viel Arbeit und es gab unendlich viel Gmeindwerk, das bei den Bürgern böses Blut machte. Auch kamen die Gesamtkosten auf eine nicht unbeträchtliche Höhe».

Noch für zahlreiche andere Gemeindeanliegen hat sich Moser tatkräftig eingesetzt. Aus der Fülle seiner kommunalen Tätigkeit haben wir hier nur eine einzelne Tat herausgegriffen, für welche sich die Bevölkerung von Herzogenbuchsee sicher noch heute zu Dank verpflichtet fühlt.

Ein amtlicher Geheimauftrag ins Ausland

Drehen wir, nachdem wir bis an die Schwelle der siebziger Jahre gelangt sind, das Rad der Zeit um mehr als zwei Dezennien zurück ins Jahr 1846, das Historikern und Politikern als Verfassungsjahr denkwürdig erscheint, dem damals lebenden Geschlecht weit mehr als Hungerjahr eindrücklich wurde. Die Lebensmittelnot zog sich durch das ganze Jahr 1846 hindurch (Kartoffelkrankheit 1845!) und gipfelte im Oktober desselben Jahres in dem sog. Kartoffelkrawall in Bern. Die andauernde Kalamität veranlasste schliesslich die Regierung zur Einsetzung einer besondern Lebensmittelkommission, der die Aufgabe oblag, Massnahmen zum Ankauf von Lebensmitteln zu treffen und zu diesem Zwecke geeignete Personen nach dem Ausland abzuordnen. Am 29. September 1846 bildete sich ein Dreierausschuss, bestehend aus den drei Regierungsräten Dr. Joh. Rud. Schneider (dem späteren Seelandentsumpfer) als Präsident, Finanzdirektor Jakob Stämpfli und Cyprien Revel als Mitglieder. Für den Ankauf von Lebensmitteln stand aus dem vom Grossen Rat eröffneten Kredit die Summe von Fr. 300 000.– zur Verfügung, doch sollten zunächst nur Fr. 200 000.– ausgegeben werden. Vermutlich durch Vermittlung von Associé Born wurde unser Samuel Friedrich von Regierungsrat Schneider im Februar 1847 damit betraut, grössere Ankäufe von Getreide und Mehl im Rheinland, Belgien, in den Niederlanden und in Le


Description du voyage dans l'Oberland.

C'est Mercredi le 21 Juillet à une heure du matin que nous partîmes de St. Blaise. Le ciel étoit serein et parsemé de mille étoiles qui éclairoient notre route. Notre marche étoit animée par la musique qui ~~nous~~ inspiroit à nous tous une grande gaieté et nous fit oublier l'idée des fatigues que nous allions éprouver; à nos côtés pendoient des flacons remplis de vin qui nous restauroit quand la

Die Schriftzüge von Samuel Friedrich Moser

Havre zu tätigen. Stand dieser Geheimauftrag ins Ausland lediglich im Zusammenhang mit der damals herrschenden momentanen Lebensmittelnot, oder spielte nicht ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, hier die wirtschaftliche Kriegsvorsorge eine,Rolle? Es erscheint durchaus möglich, wenn nicht wahrscheinlich, dass die unter der Führung Jakob Stämpflis stehende bernische Regierung bereits sicher mit einem Krieg gegen die Sonderbundskantone rechnete – befinden wir uns ja im Sonderbundskriegsjahr 1847 – und sich wirtschaftlich auf diesen hin rüsten wollte. Auffallend erscheint jedenfalls, dass Regierungsrat Schneider in seinem ersten Brief an Moser den streng geheimen Charakter des ihm erteilten Auftrages betont, und dass dieser auf den Namen seines eigenen Unternehmens reisen muss. «Damit die Sendung nicht verraten wird», so äussert sich Schneider am Schluss seiner Instruktion, «soll dieser Brief nicht contrasigniert werden». Aus weiteren Schreiben des Regierungsmannes geht hervor, dass Mosers Lebensmittelfahrten mit anerkennungswürdigem Geschick erledigt wurden, obwohl die Voraussetzungen dafür, günstige Ankäufe zu tätigen, leider oft fehlten.

Die stetigen Preisschwankungen auf dem Getreidemarkt spielten unserem Buchser gelegentlich einen schlimmen Streich. Umso mehr ehrt es ihn, dass Regierungsrat Schneider sich in seinen Briefen in durchaus lobenswertem Sinne über seine Handelstätigkeit ausspricht und seine Ankäufe als vorteilhaft bezeichnet. «Nur war es wirklich fatal», so meint Schneider, «dass die Preise bei Ihrem Abgang von Herzogenbuchsee in Bayern fortwährend stiegen, während sie am Rheine damals fielen und jetzt, wo Sie sich an den Rhein begeben, plötzlich wieder bedeutend gestiegen sind. Das ist ein Zufall, für den weder Sie noch ich Schuld tragen können, denn ich war ja ganz einverstanden, dass Sie zunächst jene Richtung nehmen sollten, jedenfalls kommt Ihr Getreide hieher geliefert immer noch mehrere Franken wohlfeiler als es hier steht.» Nach Abschluss von Mosers Auslandmission schrieb ihm Schneider ebenfalls durchaus anerkennend: «Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, Ihnen namens des Staates Ihre vielfachen Bemühungen bei den Fruchtankäufen in Deutschland, die Sie mit ebenso viel Umsicht als Berücksichtigung des wahren Vorteils für den Staat bewerkstelligt haben, zu verdanken.» Über seine Auslandsendung liegt von Moser selber verfasst ein ausführlicher Rechenschaftsbericht vor, den das Berner Staatsarchiv aufbewahrt, der uns einen Einblick in das Tun und Lassen der beiden bernischen Abgesandten – mit ihm fuhr auch der Lehenmüller Kopp aus Niederönz mit – auf ihrer Deutschlandreise gewährt. Die beiden fuhren über Zürich nach Schaffhausen und unternahmen von dort aus einen Abstecher nach dem Grenzdorf Thayngen, wo sie für die sechs Licenzscheine die betreffende Frucht anzukaufen suchten. Hier war jedoch alle ihre Mühe umsonst und unverrichteter Dinge erfolgte die Rückkehr nach Schaffhausen. Am 19. Februar ging die Reise weiter über Diessenhofen, Stein und Konstanz nach dem Bodenseestädtchen Lindau, wo die beiden abends «durch die stürmisch bewegten Fluten» wohlbehalten anlangten. Durch Vermittlung der Firma von Pfister, vermutlich ein Kommissionsgeschäft für Getreide, wurden dort grössere Ankäufe gemacht, «meistens Kernen und nur eine Kleinigkeit Weizen». Ein grösserer Posten Weizen wurde vom Kommissionär Jakob Eibler erhandelt, obwohl die Preise «nicht sehr einladend» waren, allein in Anbetracht der schönen Ware und namentlich auch im Hinblick darauf, dass diese unverzüglich geliefert und durch baldiges Erscheinen derselben eine Beruhigung im Kanton Bern zu erhoffen war, wurde doch zugegriffen. Das «angenehme Lindau mit seinem reizenden See» wurde wenige Tage später verlassen und bereits am

folgenden Tag trafen die beiden Händler in Augsburg ein, wo sie zwei Tage später «auf der Schranne direkt von den Bauern oder Händlern einkauften». Da es in Augsburg an Säcken gebrach, geriet Moser in grosse Verlegenheit, obwohl ihm solche der dortige Spediteur Wagenseil zugesichert hatte. Per Bahn – damals noch etwas Ungewohntes – ging's daraufhin nach München, wo Moser, gleichfalls zu Ankaufszwecken, mit einem gewissen C. A. Müller in Verbindung trat. Sonntag, den 28. Februar, ging die Reise weiter nach Regensburg, wo die Extrapost bis Kier (vermutlich ein in der Nähe der bayrisch-böhmischen Grenze gelegener Ort) bestiegen wurde. Hier hielt die beiden «ein gewisses Etwas zurück, was uns nach einigem Zaudern zur Rückkehr bewog». «Aber selbst, wenn es uns gelungen wäre, billige Einkäufe zu machen, so wären wir doch jetzt mit der Ausfuhr in Verlegenheit, denn wenige Tage nach diesem Vorfall brachen in Neumark an der böhmischen Grenze Unruhen aus, Zusammenrottungen grosser Art fanden statt, Getreidewagen wurden geplündert und für einstweilen ist jedenfalls die Ausfuhr unterbrochen. Wenn ich also die Sache mit ihren Folgen überlege, so muss ich denken, es sei besser, wir seien nicht nach Böhmen hinübergekommen, denn bei einem allfälligen Einkauf würde man auf das betreffende Quantum Rechnung gemacht haben und jetzt nichts davon bekommen …»

Am Dienstagmorgen, den 2. März, langten die beiden «nach fortlaufender Fahrt von 81 Poststunden wieder in München an, wo freilich von weiteren Einkäufen abstrahiert wurde, da man die Absicht hegte, längs des Rheins noch etwas zu kaufen». Am 3. März ging die Reise weiter nach Augsburg. Da sich die Ware bei einem der nunmehr folgenden Einkäufe als schlechter erwies als das Muster, bot «dies Anlass zu einem stürmischen Auftritt, der damit endete, dass der Verkäufer einen Nachlass von 30 Kreutzer pro Scheffel gestattete, womit ich mich begnügte, um keine weiteren Umtriebe mehr zu haben.» Per Eisenbahn ging die Fahrt weiter nach Donauwörth und dann per Post nach Nördlingen. Die Fortsetzung der Reise über Aalen, Gmünd und Bruchsal führte nach Mannheim, wo er «schlimme Nachrichten über den Stand der Dinge in den Niederlanden vernahm». Da in Amsterdam, wie er annehmen musste, nichts Erspriessliches zu machen war, entschloss er sich auf dem Platze, also Mannheim, bis auf die Höhe seines Kredites zu kaufen, vorausgesetzt, dass die Preise annehmbar seien. So wurden dort von J. W. Reinhard jr. rund 1560 Säcke Weizen gekauft. Auch die nächstfolgenden Tage galten Ankäufen (von Erbsen, Mehl und Weizen). Be-

sondere Freude bereitete Moser der Kauf von 500 Säcken pommerischem Weizen, der jenem aus Bayern nicht nachstand. Da er damit seinen Kredit «mehr als erschöpft» hatte, trat er am 10. März die Rückreise über Strassburg nach Basel an. Von hier begab er sich nun allein – sein Freund Kopp von Niederönz hatte sich schon früher nach der Heimat begeben – nochmals nach Schaffhausen und Lindau zur Überwachung der Spedition sowie wegen der Kontrakte mit Kommissionär Eibler, da inzwischen der erhöhte Ausgangszoll eingetreten war und Moser deswegen grosse Bedenken hatte. Erfreulicherweise war die Spedition in vollem Gange und nicht weniger angenehm war es für ihn, dass sich keine besondern Zollschwierigkeiten erhoben. Am Sonntag, den 14. März, verliess der Geheimgesandte der bernischen Regierung zum zweiten Male Lindau und langte dann am 16. März bei Regierungsrat Dr. J. R. Schneider in Bern an. Aus einem über seine Einkünfte vorliegenden detaillierten Verzeichnis geht hervor, dass Moser und sein Begleiter in Bayern 3075 Malter Kernen und Weizen sowie in Mannheim 2160 Säcke Kernen oder Weizen (jeder à 200 Pfund), 200 Säcke Ackerbohnen, 75 Säcke Erbsen, 100 Fässchen Roggenmehl und 38 Fässchen Weizenmehl, alles zusammen im Geldwerte von L. 240 624.15 (franko auf Herzogenbuchsee oder Basel geliefert) aufkauften. In seinem Schlussbericht an die bernische Regierung versichert Moser, dass er bei sämtlichen Einkäufen mit möglichster Umsicht verfahren und «überall so gehandelt habe, wie wenn es für mich selber wäre», dasselbe könne er auch von seinem Freunde Kopp sagen. Für seine Getreidereisen benötigte Moser total 29 Tage oder ca. 450 Reisestunden.

Gewiss stellt die Geheimsendung ins Ausland nur einen kleinen Ausschnitt dar aus der Fülle der Massnahmen, welche die sog. Freischarenregierung gegen die damalige Lebensmittelnot getroffen hat. Ganz abgesehen von dieser Deutschlandreise ist es zu bedauern, dass sich die bernische Geschichtsschreibung bisher so gut wie gar nicht mit dieser Seite der Tätigkeit der Regierung Stämpflis befasst hat. Es mag auffallen, dass nicht allein politisch-weltanschauliche Gegner des sog. Freischarenregiments wie Anton von Tillier und Emil Blösch in ihren Werken diese in keiner Weise würdigen, sondern dass auch der Stämpfli-Biograph T. Weiss und Ed. Bähler in seiner Biographie über Regierungsrat Schneider derselben so gut wie gar keine Beachtung schenken, obwohl wenigstens der erstere sich sehr einlässlich mit der Tätigkeit der 46er Regierung auseinandersetzt. Bildete doch die genügende Lebensmittelversorgung in dieser höchst kritischen Zeit eine

der wesentlichen Voraussetzungen für eine erspriessliche Regierungstätigkeit.

Mit Regierungsrat Dr. J. R. Schneider und anderen darf wohl auch S. F. Moser das Verdienst beanspruchen, mitgeholfen zu haben, dass keine grössere Hungersnot damals im Bernerland Platz greifen konnte.

Im Dienste der oberaargauischen Landwirtschaft

Mosers Bedeutung für die Landwirtschaft im allgemeinen und jene des Oberaargaus im besondern ist evident. Wir möchten im Rahmen unserer anspruchslosen biographischen Skizze versuchen, seine Wirksamkeit auch auf diesem Gebiet in Kürze zu erläutern, wobei wir hier mit einem seit Beginn des Ersten Weltkrieges besonders viel besprochenen Problem der Ausdehnung des Getreidebaus, mit welcher sich Moser in einer 1863 veröffentlichten Broschüre auseinandersetzte, beginnen. Diese betitelt sich «Die Korneinfuhr in die Schweiz» und ist eine Arbeit, die damals bei der landwirtschaftlichen Fachkritik grosse Beachtung und vielfache Zustimmung fand. In ganz knapper Form halten wir hier die uns wesentlich scheinenden Grundgedanken dieser Schrift fest. Er geht in dieser von der um 1860 besonders grossen Passivität des schweizerischen Aussenhandels aus und weist u.a. daraufhin, dass die Schweiz im Jahre 1861 an lebensnotwendigen Artikeln total 8 014 752 Zentner importiert habe, während die Ausfuhr sich nur auf deren 399 493 belaufen habe. Pro 1861 habe sich somit eine Mehreinfuhr von 7 615 259 Zentner ergeben. An Getreide- und Hülsenfrüchten habe die Schweiz allein in diesem Jahr 3 263 318 Zentner und an Mehl 315 250 Zentner im Werte von 50 Mio. Franken eingeführt. Insbesondere ist es nun die Korneinfuhr, die Moser zu grossen Bedenken veranlasst. Dass eine «verbesserte Kultur» das Defizit decken würde, will Moser nicht glauben, «obwohl ich ganz damit einverstanden bin, so viel wie möglich zu verbessern». Allein daneben möchte er viel radikaler vorgehen. «Wäre es nicht zweckmässig», so leitet er seine Getreideoffensive ein, «von den zwei Millionen Jucharten Wald, die die Schweiz nach den Berechnungen Stefano Franscinis besitzt, einen gewissen Teil zu urbarisieren, damit die Schweiz in Zukunft nicht mehr genötigt ist, jährlich bis 50 Mio. oder noch mehr nur für Frucht auszugeben, selbst auf die Gefahr hin, die Einnahmen von 5 Mio. für Holz allmählich zu verlieren?» Das ist nach Moser

die Kardinalfrage. Er verweist dann auf die Tatsache, dass nicht weniger als ein Sechstel des gesamten Flächeninhalts der Schweiz mit Wald bedeckt ist, während z.B. für Frankreich das Verhältnis 1:13 und für England sogar 1:23 ist.

«Ich möchte also ganz entschieden darauf dringen, mehr zu urbarisieren, natürlich nur in unseren schönen Tälern, wo der Boden dafür geeignet ist. Angenommen, man würde als Waldboden statt ein Sechstel wie bis anhin auf ein Achtel abstellen, so würde man dadurch eine Differenz gewinnen, die in runder Summe 500 000 Jucharten ausmacht.» Die Umwandlung des Waldbodens in Ackerboden würde, nach Moser, einen bedeutenden Mehrverdienst bringen. Nach seinen Berechnungen könnten ca. 60 000 Menschen mehr beschäftigt werden. Immerhin würde auch durch diesen namhaften Gewinn von Feldboden der inländische Bedarf noch nicht vollständig gedeckt werden, «allein was noch fehlt», so argumentiert er, «liesse sich durch verbesserten Anbau, durch Entsumpfung des grossen Mooses und anderer Möser, leicht ergänzen. Durch den vermehrten Viehbestand würden wir aber jedenfalls so viel gewinnen, dass wir keine fremde Butter mehr nötig hätten, sondern im Gegenteil ausführen könnten. Für die Umwandlung von Waldboden in Feldboden spreche ferner der Umstand, dass das Steuerkapital bedeutend vermehrt würde. Auf die 500 000 Jucharten würde es einen Mehrwert von 500 Mio. ausmachen, die bei Gemeinde- und Staatssteuer mehr bestellt werden könnten».

Bezeichnend für Moser erscheint, dass er die Forderung nach vermehrtem Getreideanbau nicht nur für die damals wie heute getreidearme Ostschweiz, sondern auch für den Kanton Bern und insbesondere auch für den Oberaargau aufstellte.

Zweifellos zum Schrecken verschiedener Waldkorporationen forderte er z.B., dass das sog. Hard zwischen Langenthal und Aarwangen, der Wald zwischen dem Hard und Bützberg, ein Teil der Herzogenbuchsee-Waldungen, vielleicht auch etwas vom Oberönz-Holz, dann bei St. Niklaus, die schönen Waldflächen zwischen Kirchberg gegen Fraubrunnen, Kernenried, Hindelbank usw. abgeholzt und urbarisiert werden sollten. Er verhehlte freilich nicht, dass es schwierig sein würde, Korporationswaldungen umzuwandeln, dagegen wäre es nach seiner Meinung verhältnismässig leicht, den im Einzelbesitz befindlichen Wald für den Ackerbau zu gewinnen. «Unsere Täler», so fährt er fort, «sollten alle das Gepräge höchster Kultur an sich tragen, nur der unbedingt notwendige Wald darf hier stehen bleiben. Wie ein Bauer im allgemeinen seinen Hof zu verbessern und zu verschönern sucht, so soll auch ein ganzes Land dieses Ziel anstreben. Unser Thal zunächst sei das Feld, der Garten. Der Jura einerseits und die Wyniger Berge anderseits bilden die natürliche Einfriedung, den lebendigen grossen Gar-

tenhag. Wenn wir die Sache in diesem Sinne auffassen und an die Hand nehmen, so sind wir imstande, aus unserem Kanton und speziell aus unserem Oberaargau ein kleines Paradies zu machen …»

Zusammenfassend: «Wir haben zu wenig Brot (jährlich für ca. 30 bis 50 Mio.), zu wenig Viehstand (jährlich für ca. 10 Mio.), zu wenig Butter und Schmalz (jährlich für ca. 4 Mio.), und deshalb proponiere ich einfach, die Waldungen in unseren Tälern so viel als möglich zu vermindern und den Boden der Kultur zu übergeben, damit unserer Landwirtschaft ein neues grosses Feld geöffnet und unsere Ökonomie finanziell verbessert werde.»

Die eingangs erwähnte Fachkritik zollte der Auffassung Mosers volle Anerkennung. Der berühmte Ökonom und damalige Präsident der kantonalen ökonomischen Gesellschaft, Albert von Fellenberg-Ziegler, pflichtete in einem Briefe vom 20. Februar 1863 Mosers Vorschlag und dessen Begründung «unter einigen Vorbehalten» bei. Als solche erwähnt Fellenberg die Forderung, «dass zugleich für Wiederbewaldung der entblössten Hoch- und Mittelgebirge gesorgt würde, damit dadurch zugleich den Wasserverheerungen in den Tälern und Ebenen, durch welche unendlich viel fruchtbarer Boden der Kultur unzugänglich und dieser entzogen wird, vorgebeugt werde. Auf diese Weise liesse sich der in der Ebene der Holzproduktion entzogene Boden ersetzen, ohne die Kultur zu beschränken, indem die zu bewaldenden Berge ja doch für die Ackerkultur verloren sind. Die reichlich bewaldeten Gebirge und Höhenzüge würden zugleich als Wasserkondensatoren und Sammler wirken und uns reichlichere und konstante Mengen in den Flüssen und Bächen zur Bewässerung und als Wasserläufe für die Industrie sichern und zuführen. Im weiteren möchte dafür gesorgt werden, dass nicht durch den Bau der Eisenbahnen allzu viel Boden der Kultur entzogen werde, und dass die Böschungen der Eisenbahndämme und Einschnitte und die der Strassen, sowie die längs derselben unkultiviert bleibenden Landabschnitte, die diesen angehören, der Kultur wieder zurückgegeben werden, und dass sie auf eine zweckmässige Weise entweder mit Gebüsch, Bäumen oder Gras bepflanzt werden. Ganz gewiss betragen in der Schweiz diese öden Strecken viele hundert Jucharten, und in einem Land, welches keinen Fussbreit überflüssigen Boden hat, ist dieser Zustand solcher Landesstrecken geradezu unverantwortlich, ein Schandflecken für unsere für das Wohl des Landes besorgt sein sollenden Regierungen, der nicht zu rechtfertigen ist». Fellenberg verweist schliesslich auch noch auf die Notwendigkeit

der Juragewässerkorrektion, die sich zu dieser Zeit noch im Vorbereitungszustand befand … «Wenn ich Ihrem Vorschlag beipflichte», so bemerkt er weiter, «so ist es nicht die Furcht vor der enormen Summe, die wir dem Ausland für Brotfrucht zahlen, die mich dazu bestimmt, sondern der Wunsch, dass unser Grund und Boden besser verwertet werden möchte als mit der Waldkultur, und dass dadurch unser Nationalvermögen sich möglichst vermehre. Denn es ist sicher, dass Boden, der für Ackerbau vorzüglich geeignet ist, durch Waldkultur lange nicht in seinem wahren Wert ausgenützt wird, und dass demnach ein relativer Verlust für uns daraus entsteht. Es ist gewissermassen ein brachliegendes Kapital, ein zu allzu niedrigen Zinsen angelegtes Kapital …»

An dieser Ackerbau- und Walddiskussion beteiligte sich gleichfalls der Oltener Nationalrat B. von Arx, der in einem längeren Brief an M. seine Auffassung dahin zusammenfasst: «Die Ansicht, dass Waldboden, der zum Feldbau geeignet, mehr Ertrag liefern wird als im Waldbau, steht auf solange fest, als der Holzpreis nicht auf das Doppelte des wirklichen Wertes gestiegen sein wird.» Weiter: «Der Umbau von Waldboden zum Feldbau richtet sich nicht nach allgemeinen, sondern nach lokalen Verhältnissen, Verhältnissen der Lage, des Holzbedürfnisses, des Holzbestandes, der Zufuhrgelegenheit und der Höhe der Arbeitslöhne.» Anderseits weist von Arx ebenfalls auf die «zufälligen Hindernisse» hin, «die der konsequenten Durchführung» des von Moser vertretenen Gedankens im Wege stehen. «Erstlich», so schreibt der Oltener, «sind nicht alle Gegenden mit gleich gutem Waldboden versehen, Wald muss aber trotz Steinkohle und Torf jede Gegend ein gewisses Quantum besitzen. Manche Gegend hat aber Überfluss an Ackerboden im Verhältnis zu den Arbeitskräften und es würde sich die Urbarisierung ihres zum Feldbau geeigneten Waldbodens aus diesem Grunde nicht lohnen. Solche Gegenden hat es in unserem Kanton, im Kanton Luzern, Freiburg und ich weiss, dass früher auch die Freiberge deren hatten…»

Soviel aus dieser in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts geführten Aussprache. Den Ratschlägen Mosers und Fellenbergs wurde in der Folge keine allzu grosse Beachtung geschenkt. Gewiss wurden im Einzelfalle verschiedene der erhobenen Forderungen inzwischen verwirklicht, doch sind sie im grossen und ganzen unerfüllt geblieben. Man muss wohl sagen, leider! Welche Beruhigung wäre es doch für alle die gewesen, welche den Ersten und namentlich den Zweiten Weltkrieg miterlebten, wenn man früher schon

sich darum gesorgt hätte, dass unsere eigene Brotfrucht den inländischen Bedarf wenigstens zur Hauptsache decken würde …

Praktische Erfolge in der Milchwirtschaft

Blieben Mosers Bemühungen um den Getreidebau im Wesentlichen im Stadium blosser Erörterungen stecken, so erlebte er dagegen die Genugtuung, dass ihm auf dem Gebiete der Milchwirtschaft der praktische Erfolg beschieden wurde. Hier gelangen ihm Versuche, die selbst im Zeitalter fortgeschrittener Technik noch der lobenden Erwähnung wert sind.

Moser gebührt einmal das Verdienst, den Feuerherd für Käsereien in weitgehendem Masse verbessert zu haben. Über seine in der Käserei Herzogenbuchsee unternommenen Versuche hat er später im Schosse des ökonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus – er gehörte diesem während vielen Jahren als besonders anregendes Vorstandsmitglied an – an einer ausserordentlichen Hauptversammlung in Herzogenbuchsee berichtet. Lassen wir ihm selber das Wort über den verbesserten Feuerherd: «… mit diesem ist es möglich, den früher immer ca. 20 Klafter betragenden jährlichen Holzverbrauch für ein einfaches Mulchen im Sommer und Winter um einen Drittel herabzumindern. Das neue von der Käsereigesellschaft Herzogenbuchsee im Jahre 1859 eingeführte Feuerungssystem hat den Vorteil, dass es bedeutend weniger Holz beansprucht. Ferner kommt dazu, dass der Käser bei dem neuen System nicht mehr so vom Rauch belästigt wird, wie das früher der Fall war.»

Mit dem Problem der Käsebereitung mittels Dampf hat sich Moser als erster erfolgreicher Praktiker auseinandergesetzt. Über seine diesbezüglichen Versuche berichtete er in einem Referat:

«… zu diesem Zwecke nahm ich ein gewöhnliches Buchkessi, stellte es in die Nähe des Brennhafens, füllte solches mit ca. 400 Pfund Milch und leitete durch ein angepasstes Rohr den Dampf vom Brennhafen direkt in die Milch, welche dann wie gewohnt in Käse verwandelt wurde. Der ganze Prozess ging wie gewünscht vonstatten, und ich machte auf diese Weise 3 Käse im Gewicht von 35 Pfund, welche ganz zu meiner Zufriedenheit ausgefallen sind.

Wenn dieses System praktisch wäre, so liesse sich vermutlich die Hälfte Holz ersparen – beim gewöhnlichen Käsen wirkt das Feuer mit einer Hitze von 400–500 Grad auf das Kessi, und zwar unten weit stärker als oben, also sehr ungleichmässig, während bei Dampfanwendung die Hitze nicht höher steigt als ca. 120 Grad – und man hätte den

doppelten Vorteil, einerseits immer warmes Wasser zu haben und anderseits in jedem beliebigen Geschirr, also auch in einem hölzernen, Käs zu fabrizieren.

Die kuhwarme Milch, wie sie ins Kessi kommt, hat gewöhnlich 24 Grad; bei ca. 30 Grad wird sie dick gelegt und bei 40 Grad wird der Käse ausgehoben; für die Verdampfung braucht man – nach einem genauen Versuche – kaum mehr als 3 Mass auf 100 zu rechnen, was kaum einen nachteiligen Einfluss auf den Käse haben dürfte, da der Dampf reiner ist als Brunnenwasser.

Da der erste Versuch infolge unzureichender Vorbereitung nicht massgebend sein konnte, so wurde später zu einem zweiten geschritten. Wegen der Rarität der Milch konnte in dem grossen Milchkessi der Käserei, welches 500 Mass = 2000 Pfund, fasst, nur mit 703 Pfund operiert werden, die mir einige Freunde bereitwillig lieferten, aber das Kessi nicht viel mehr als zu einem Drittel füllten. Nachdem ich nun in meinem gutausgelaugten Brennhafen das Wasser bis zum Sieden gebracht hatte, leitete ich durch ein angebrachtes Rohr den Dampf am inneren Rande des Kessels direkt hinab in die Milch, welche dann wie beim gewöhnlichen Käsen behandelt wurde. Zuerst brachte ich sie auf 30, dann auf 40 Grad und der ganze Prozess verlief wie gewöhnlich, ohne dass etwas Augenfälliges bemerkbar wurde. Hierauf wurde der Käs ausgehoben und auf den Pressel in die Käserei transportiert. Schon da bemerkte mir der Käser, dass der Käse gut ausfallen werde und wirklich hat sich seine Ansicht tatsächlich erwahrt, indem nach einigen Wochen derselbe so beschaffen war, dass man unbedingt auf ein schönes Innere schliessen durfte. Am 27. Dezember – d.h. nach sechs Wochen – wurde das Stück zum ersten Mal angebohrt und der Böhrlig war so schön, dass er jede Erwartung übertraf. Seither wurde der Käs auch noch von Sachkennern und Käshändlern untersucht, und alle fanden denselben im Stich ausgezeichnet schön, so dass er nichts zu wünschen übrig lässt. Er kam an die Ausstellung nach Colmar i. E. und wurde prämiert.

Am 30. Dezember liess ich den Käse auf die Waage bringen und fand an Gewicht 63⅜ Pfund, so dass 11½ Pfund Milch auf 1 Pfund Käse kommen, welches Verhältnis, so viel ich weiss, ganz günstig ist.

Vorderhand erachte ich das Problem mit Dampf zu käsen, für gelöst. Es muss jedermann einleuchten, dass wenn sich die Sache bewährt und die Käserei vielleicht mit einem Gewerbe in Verbindung gebracht werden kann, offenbar eine grosse Holzersparnis eintreten muss und zwar umso mehr, da bei der jetzigen Feuerung sehr viel Holz unnütz verbrennt (zweimal, gerade wenn das Feuer in grösster Glut ist, wird das Kessi abgezogen) . Bei einem Dampfkessel geht freilich auch Hitze verloren, allein der Verlust ist bedeutend geringer … Der Einwand, der Dampf könnte dem Käse einen Beigeschmack geben, ist nicht berechtigt, denn der Dampf ist so rein, dass er gewiss die Milch nicht beeinträchtigt. Ich habe übrigens bereis versucht, denselben nicht unmittelbar in die Milch, sondern in eine das Milchgefäss umgebende Wasserschicht zu leiten: Ich liess nämlich mein Bauchkessi so einfassen, dass zwischen der äusseren Wandung und der inneren ein Zwischenraum von 2 Zoll entstand und in diesen Zwischenraum leitete ich den Dampf. Nach diesem System wird zur Zeit, d.h. ca. 1860 –, eine Käserei in St. Urban eingerichtet.»

Moser galt in Käsereifragen überhaupt, und das nicht nur in seiner engeren Heimat – er war während vielen Jahren Präsident der Käsereigesellschaft

Herzogenbuchsee –, sondern weit herum im Schweizerlande, als eine Autorität. Bei der Einrichtung von Käsereien wurde öfters sein Rat zuerst eingeholt. Erwähnung verdient auch, dass wir ihm auch eine verbesserte Käsepresse verdanken, die überall leicht Anklang fand, da sie einmal «sehr einfach, wenig kostspielig und dazu recht elegant war», so dass sie zur Ausschmückung jeder Käserei dienen konnte. Das auf eine Idee Mosers zurückgehende Rollwägeli-System wurde zuerst in den Käsereien von Herzogenbuchsee und Aarwangen eingeführt und begegnete, nachdem anfänglich die Käsereikommission Herzogenbuchsee «nicht sehr dafür begeistert war und sich die Sache schwieriger vorgestellt hatte» als sie in Wirklichkeit war, allgemeiner Bewunderung. Mosers Käspresse gelangte, wie sein mit Fellenberg geführter Briefwechsel erkennen lässt, auch im Wallis zu Ehren, wo eine «Presse nach neuester Konstruktion» an eine in Sitten stattfindende Ausstellung geliefert wurde, wo sie bald einen begeisterten Käufer fand.

Versuche im Hopfenbau

Ein unseres Wissens im Oberaargau sonst kaum gepflegtes landwirtschaftliches Spezialgebiet, dem jedoch Samuel Friedrich während längerer Zeit mit grossem Eifer oblag, war der Hopfenbau. Die dabei gemachten guten und schlimmen Erfahrungen legte er in einer Denkschrift nieder, die auch von Fellenberg, dem Präsidenten der kantonalen ökonomischen Gesellschaft, zugestellt wurde. Aus diesem Bericht erhellt, dass seine erste Versuche mit Hopfenbau ins Jahr 1866 zurückreichen. Die ersten Hopfenfechser erhielt er aus dem Württembergischen, «die Zahl war jedoch gering». Er versetzte diese in ein Pflanzenbeet ohne Stangen und erhielt für das erste Jahr noch keinen Ertrag. Im Februar 1867 liess Moser dann eine Parzelle Land «rigolen» und die Hopfen wurden nun darin verpflanzt, insgesamt etwa 150 Stöcke. Schon dieses erste Jahr war ihm ein ordentlicher Ertrag beschieden, der auch ohne Mühe – es handelte sich lediglich um ein geringes Quantum – abgesetzt werden konnte.

Vom Winter 1867/68 an wurde die ganze Sache in einem etwas grösseren Massstabe betrieben. Moser vergrösserte das Hopfenfeld auf eine ganze Jucharte. Zu diesem Zwecke wurde der Boden auf 2½ Fuss Tiefe umgearbeitet. Die dafür erforderlichen Fechser (Schösslinge) bezog er teils aus dem Elsass, teils wieder aus Württemberg.

«Indem ich für diesmal von einer Pflanzschule abstrahierte, versetzte ich sie sogleich an ihren Standort auf 5 Schuh Distanz. Nachdem die Ranken eine Länge von 2 bis 3 Fuss erreicht hatten, bekamen sie Stangen und wurden im übrigen so besorgt, wie es in den verschiedenen Anleitungen zum Hopfenbau angegeben ist.»

Moser hatte nunmehr schon ein ganz beträchtliches Hopfenfeld mit nicht weniger als 1600 Stöcken. Mit Genugtuung spricht er sich über das Wachstum der Hopfen aus, «das ganz erstaunlich» ist, «bei günstiger Witterung rücken einzelne Ranken bis 4 und 8 Zoll aufwärts (1 Zoll = ca. 3 cm). Das Wachstum der Hopfen wurde durch das Sommerwetter sehr begünstigt; im August waren die Hopfen bereits alle obenaus und mit Dolden ganz befriedigend behangen. Die Fechser von 1868 hatten sich ebenso gut befruchtet wie die verpflanzten von 1867. Anfangs September schritt man zur Ernte, und das Ergebnis war grösser als erwartet». Moser konnte 600 Pfund einheimsen. Leider liess der Absatz dann etwas zu wünschen übrig, indem nur ca. die Hälfte zum Preise von Fr. 1.40 veräussert werden konnte, während für die andere Hälfte die Bierbrauer keinen Bedarf hatten. Dieser Umstand veranlasste M. dazu, dass er später schon im Sommer für den Absatz besorgt war. Im folgenden Jahr verkaufte er dann auch ohne Mühe seine ganze Ernte zu einem recht befriedigenden Preise; allerdings war aber diesmal der Ertrag, verglichen mit jenem des Vorjahres, recht schwach. Den Bestellern konnte er nur die Hälfte des gewünschten Quantums liefern. Zusammenfassend wird in dem Bericht über die drei ersten Hopfenjahre bemerkt, «dass sie ungeachtet des verfehlten Verkaufs anno 1868 doch ziemlich befriedigend ausgefallen sind und einen Aktivüberschuss von einigen hundert Fr. ergaben.»

Später allerdings fand er gar keinen Abnehmer mehr für seine Ernte, «und um damit aufzuräumen, habe ich dann solche als Streue für die Pferde gebraucht, zu welchem Zwecke sie sich vorzüglich eigneten. Es gab zwar teuren Mist, allein man hatte doch das Angenehme, während einigen Tagen einen vortrefflichen Geruch im Stalle zu haben, was sonst in diesen Räumen nicht der Fall ist».

Zum Abschluss unseres Abschnittes über Mosers Bestrebungen im Bereiche des Landbaus und der Milchwirtschaft möchten wir auch noch ganz kurz seine Verdienste um die landwirtschaftliche Buchführung erwähnen. Nicht nur führte er selber in mustergültiger Weise Buch, sondern er stand auch andern Landwirten mit Rat und Tat hier zur Seite. Er hielt sogar Vor-

träge über landwirtschaftliche Buchführung, so einmal auch vor der Mittwochgesellschaft von Wanzwil – es gab also eine solche nicht nur in Herzogenbuchsee – und arbeitete seinerzeit ebenfalls eine Preisschrift über das Thema: «Die Buchhaltung des Landwirts» aus, welche er auf die ausgeschriebene Preiskonkurrenz hin dem Vorstand des Schweiz, landwirtschaftlichen Vereins einreichte.

Kam diese Arbeit anfänglich aus nichtigen Gründen nicht «in die Kränze», so doch wenige Jahre später, wenn freilich auch in abgeänderter Form, als Lehrer Anderegg in Wanzwil eine Buchhaltung ganz nach dem System Mosers schuf. Dieser blieb die volle Anerkennung nicht versagt und wurde insbesondere von A. von Fellenberg mit höchstem Lobe ausgezeichnet.

Erziehungsfragen – noch und noch

Was lag S. F. Moser eigentlich mehr am Herzen als die Erziehung seines Volkes, d.h. die Vorbereitung des jungen Menschen auf seinen künftigen Lebensweg? Wir haben bereits seine Bemühungen um eine Reform im Armenwesen kurz beleuchtet und dabei feststellen können, wie sehr ihm die Erziehung armer Kinder zu denken gab. Aber darüber hinaus befasste er sich mit dem Erziehungswesen überhaupt. Seine Äusserungen auf diesem Gebiet sind besonders zahlreich, zudem recht originell, wenn sie auch bei vielen seiner Zeitgenossen einer lebhaften Kritik riefen.

In seinen Bestrebungen um das Erziehungswesen mochte sich der junge Handelsmann gesinnungsverwandt mit Albert Bitzius, dem späteren Dichterpfarrer von Lützelflüh, fühlen, der während fünf Jahren als Vikar in Herzogenbuchsee, der grössten Kirchgemeinde des Oberaargaus, wirkte. Wie Samuel Friedrich uns in seinen Tagebuchaufzeichnungen bestätigt, widmete sich Bitzius mit besonderem Eifer dem Erziehungswesen, das in damaliger Zeit ja noch einen wesentlichen Bestandteil der pfarramtlichen Tätigkeit bildete. Wie weithin bekannt ist, führte Bitzius' unerschrockenes Handeln auf diesem Gebiet dazu, dass er sich mit dem Regierungsgewaltigen von Wangen a.A. – damals war dort Rudolf Emmanuel von Effinger Oberamtmann – überwarf. Bitzius musste von seinem Buchser Pfarrvikariatsposten weichen und kam dann als Vikar an die Heiliggeistkirche in Bern. Wenig oder wohl kaum bekannt ist die Tatsache, dass hauptsächlich auf Bitzius'

Die Scheidegg, Herzogenbuchsee, zur Zeit von Samuel Friedrich Moser

Betreiben hin in Herzogenbuchsee eine Nähschule gestiftet wurde, in der arme Mädchen unentgeltlich, und solche aus vermöglichen Familien gegen eine mässige Vergütung, im Nähen unterrichtet wurden. Der damals etwa 25jährige Moser vermochte sich, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, sehr für diese Sache zu erwärmen. «Diese kleine Stiftung», so bemerkt er, «ist recht wohltuend, denn da werden arme Kinder auf eine nützliche Art beschäftigt und dadurch auch zu Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Erst später müssen sich die guten Folgen davon spüren lassen, denn sicherlich ist

dieses Lernen und diese häusliche Arbeit nicht ein unbedeutender Beitrag für die Bildung einer Hausfrau, die für sich selbst und ihre Kinder oft in den Fall kommen wird, Ausbesserungen an ihren Kleidern zu machen, wodurch sie manche bare Auslage vermeiden wird.»

So sehr Moser die Gründung dieser sozialen Institution begrüsst, so sehr bedauert er anderseits,

«dass die Gemeinde auch gar nichts zur Unterstützung beitragen wolle, denn die Vorgesetzten haben selbst das wenige benötigte Holz für die Heizung des Ofens abgeschlagen. Die sämtlichen Kosten werden nun durch freiwillige Beiträge zusammengeschossen und diese kommen fast ausschliesslich von wohldenkenden Frauen und Töchtern, denen allein die gänzliche Direktion zukommt. Der Verein hat bereits einen kleinen Fonds von 200 Pfund und erfreut sich des besten Fortganges …»

In die gleiche Zeit fallen auch die Bemühungen um eine Privatschule, bei der es sich offenbar um eine Vorläuferin der heutigen Sekundarschule handelt. Darüber berichtet Moser weiter:

«An die Nähschule reiht sich diese (Privatschule), welche zwar für den Augenblick unterbrochen ist, aber in kurzer Zeit viel mächtiger als zuvor erkeimen wird. Mittelst Aktien will man der Sache grössere Ausdehnung geben und die Schule so einrichten, dass auch eine angemessene Anzahl unvermögender Kinder unentgeltlich darin aufgenommen werden kann. Dann ist noch die Schulkommission, welche aus sieben Mitgliedern besteht und welche beauftragt ist, die hiesigen Schulen abwechselnd zu besuchen usw. Sie verwaltet auch einen kleinen Schulfonds von 250 Pfund, welcher im Laufe dieses Jahres von meinem Bruder Felix und der Grossteil als Vermächtnis von Bäsin Maria Moser gestiftet worden ist. Es wäre zu wünschen, dass andere gute Menschen ebenfalls etwas spenden würden, damit später aus den Zinsen allein viel Gutes gestiftet werden könnte, weil doch die Gemeinde so ungerne Opfer zum allgemeinen Besten bringt …»

So sehr Moser den in den dreissiger Jahren aufkommenden Eifer mancher Bürger für eine bessere Jugendbildung begrüsste und die damalige oft fast grenzenlose Verständnis- und Interesselosigkeit der Behörden gegenüber diesen Bestrebungen missbilligte, so hat er anderseits, einige Jahrzehnte später, recht scharf gegen den im Laufe der Jahre immer stärker aufkommenden Bildungsdünkel, der eine nicht zu verkennende allzu einseitig auf Wissen und Verstandesbildung eingestellte Schulbildung zu hoch bewertete und die Landarbeit unterschätzte, vom Leder gezogen. Neben der Wissensbildung, deren Wert er wohl anerkannte, war ihm die Herzens- und Charakterbildung des jungen Menschen nicht weniger wichtig. Vor einer Über-

schätzung der ersteren glaubte er seine Zeitgenossen warnen zu müssen. Seine Auffassung über die Erziehung der jungen Generation verfocht er mit besonderem Eifer, als der Meinungskampf um die

Einführung der pädagogischen Rekrutenprüfungen

entbrannte. Samuel Friedrich war zwar kein bedingungsloser Gegner dieser Examina, aber er wandte sich mit Heftigkeit dagegen, dass man bei diesen Prüfungen so sehr das Schreiben betone. Seinen Standpunkt fasste er in einer Denkschrift zusammen, die er an verschiedene Politiker, Militärs, Geschäftsleute und Schulmänner sandte. In dieser polemisiert er nun teilweise ganz gehörig los:

«Es scheint mir etwas Ungereimtes, von einem schwerfälligen Arbeiter zu verlangen, dass er gut schreibe und rechne … Wenn ich einen guten Schreiber will, so werde ich einen solchen ebenso gut bekommen wie einen guten Arbeiter, ja noch leichter. Ich glaube demnach, es sei für die Schreiberei vollständig gesorgt. Angenommen, man bringe es dahin, dass der Rekrut mit 20 Jahren artig schreibe und rechne, wer bürgt denn dafür, dass er im 25., 30., 35. und 40. Jahr die Feder noch ebenso gut hantiere? … Will man die Sache radikal durchführen, so müsste man dem ganzen Schweizervolke verkünden, dass die Prüfungen von 5 zu 6 Jahren wiederholt werden und definitiv erst auf dem Todbett aufhören. Die Militärfreien, sowie die Frauen und Töchter müssten dann ebenfalls dran glauben und sich so gut stellen als andere. Um gerecht zu sein, wird dann auch in den oberen Regionen Ordnung geschafft. Die Bundes-, National-, Regierungs- und Grossräte werden bezüglich Staatswirtschaft auf Fähigkeit und Charakter geprüft und jene, welche zu leicht befunden werden, ausgemustert. Es werden besondere Hochschulen errichtet, um die nötige Zahl von Prüfungsprofessoren heranzuziehen. Da man aber diesen nicht zu viele Stunden zumuten kann, so wird zweifellos ein grosses Kontingent erforderlich sein. Der Verdienst wird dadurch vervielfältigt und viele Tausende von Mitbürgern werden eine Erwerbsquelle darin finden, indem sie die Tugenden und Untugenden der Volksrepräsentanten einer Analyse unterwerfen, die ohne Zweifel sehr interessant sein muss. Darüber werden weitläufige Kontrollen geführt und der Verbrauch an Papier wird sich bedeutend vermehren, so dass die Papierfabriken mit ihren vielen Arbeitern eine sehr willkommene Beschäftigung dabei finden werden. Auf diese Weise werden wir es zu einer Vollkommenheit bringen, die nichts zu wünschen übrig lässt und man wird von der Schweiz sagen können: ‹Das ist ein Musterstaat vom geringsten Schuhputzer bis zum obersten Staatsmann›.»

Moser übersieht mit dieser Argumentation wohl einen ganz wesentlichen Zweck der damaligen pädagogischen Rekrutenprüfungen, bei denen man doch feststellen wollte, wie es um den Volksbildungsgrad in den verschiede-

nen Landesgegenden und Kantonen, damals, d.h. vor rund 100 Jahren, stand. Offensichtlich verkennt er die Absichten der Freunde der pädagogischen Rekrutenprüfungen, und vollkommen unmotiviert erscheinen seine ironischen Bemerkungen, die er zum Schluss anbringt.

Begreiflicherweise lauteten denn auch lange nicht alle der vielen Antworten in zustimmender Weise. So konnte sich Regierungsrat Albert Bitzius, welcher 1878–1882 dem bernischen Unterrichtswesen vorstand, mit Mosers Standpunkt nicht befreunden.

«Ihre Ansichten betreffend die Rekrutenprüfungen», erwiderte ihm dieser, «wurden mir durch meine 20jährige Praxis als Geistlicher nicht bestätigt. Die Schreiberei würde durch diese Prüfungen nicht allzu sehr vermehrt, denn jetzt muss der eine Teil der Menschen doppelt so viel, weil für den andern Teil, schreiben. Übrigens, stellen Sie mir einen einzigen, der bereut, diese Dinge gelernt zu haben und ich stelle Ihnen dafür zehn und mehr, die es reut, dieselben nicht recht und ihrer nicht noch mehr gelernt zu haben …»

Der Langenthaler Radikale, Nationalrat Johann Bützberger, erklärte sich mit Moser in einem vom 14. April 1877 datierten Brief einverstanden,

«wenn er der Schulmeisterei, wie sie jetzt betrieben werde, den Krieg erkläre, die übertriebenen Schreibereien verdamme und die Schnörrewagner und liederlichen Regenten gehörig übers Knie nehme».

Dagegen glaubte Bützberger, dass Moser über die Volksschule und höheren wissenschaftlichen Anstalten doch wohl zu geringschätzig urteile. Mosers Hinweis, dass in «Frankreich jene vier Departements, welche in Bildung am weitesten zurückstehen, auch am wenigsten Verbrechen haben», stellte er die Tatsache gegenüber, « dass laut Zuchthäuserstatistik, die weitaus grösste Zahl der Sträflinge ohne alle Schulbildung sei …» Der stadtbernische Kaufmann G. Berger warf der Auffassung des Buchsers eine «gewisse Einseitigkeit» vor. Mit träfen Argumenten verteidigte der Zofinger Oberst Siegfried die «durchaus gute Einrichtung» der pädagogischen Rekrutenprüfung.

«Mit grossem Aufwand von Mitteln unterhält der Staat überall Schulen, er bietet dem jungen Bürger Gelegenheit, ja, er zwingt ihn sogar, sich auszubilden und gegen diesen Zwang lehnt sich niemand auf, weil ja jeder einsieht, dass nur Bildung den Menschen adelt und dass ein Mensch ohne Schulbildung eben gar ein kurioses Geschöpf ist … Wie will man in der Republik, wo am Ende eben jeder Bürger berufen ist, seine Stimme abzugeben, verlangen, dass eben diese Stimme zum Wohle des Gesamten ausfalle, wenn man den Stimmfähigen nicht zugleich auch die Mittel an die Hand gibt, die Fähigkeit zu

erlangen, zu unterscheiden, wie er stimmen soll? Und dazu ist gewiss vor allem nötig, dass einer gehörig lesen und schreiben kann. Wer hiezu nicht fähig ist, dem ist eben jede weitere Vervollkommnung seiner selbst verunmöglicht … leider haben nun die letzten zwei Jahrzehnte dargetan, dass unsere Jugend zum grossen Teil das in der Schule Gelernte bald vergisst, weil sie eben untergeht im grossen Strom des Materialismus, der seine Wellen so brausend auch über unser Land wälzt, dass ein der Schule entlassener Jüngling lieber dem Jass und Billard und weiss Gott was allem nachläuft, statt an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Dadurch aber bekommen wir eben statt eines gebildeten ein ungebildetes, ja was noch schlimmer ist, ein halb- und eingebildetes Volk, und um diesem zu steuern, sind die Rekrutenprüfungen ein vorzügliches Mittel …»

Uneingeschränktes Lob zollten Moser jedoch Regierungsstatthalter Geiser in Langenthal und Direktor Schatzmann in Lausanne, Redaktor der «Alpwirtschaftlichen Blätter». Letzterer bekundete seine Zustimmung mit den Worten: «Sie können sicher sein, dass Hunderte und Tausende Ihrer Ansicht sind.» In die gleiche Kerbe wie der Buchser Polemiker hieb gleichfalls Oberst Rieter in Winterthur:

«Ich kann Ihnen sagen, dass unsere Grundsätze völlig harmonieren und dass auch ich längst die Meinung habe, dass wenn die ganze Bevölkerung eines Landes bis ins 20. Jahr in die Schule geschickt würde, sie im grossen ganzen weniger leistungsfähig wäre als eine solche, die in einem früheren Lebensabschnitt in die praktische Arbeit eingeführt wird. Die Tatsache, dass Theorie und Praxis sich gar oft die Hand reichen, tritt gerade auf diesem Gebiet in greller Weise hervor, und es lässt sich konstatieren, dass bei vielen jungen Leuten die Lust zu praktischer Arbeit schwindet, wenn sie zu viele Hosen auf den Schulbänken abgerutscht haben. Der Hochmut wird darauf gesteigert …»

Neben Geiser, Schatzmann und Oberst Rieter schlossen sich auch noch andere Mosers Standpunkt an. Die Entwicklung ging damals freilich den von Regierungsrat Bitzius und Oberst Siegfried gewünschten Weg. Die pädagogischen Rekrutenprüfungen bürgerten sich doch ein, bis ihnen einige Jahrzehnte später die «Ehre» der Ausbürgerung zuteil wurde …

Aus der Zeit des 70er Krieges

In Herzogenbuchsee warf der Krieg Preussens gegen Frankreich ebenfalls seine Wellen. Das eidgenössische Truppenaufgebot bewirkte, dass auch diese Gemeinde mit Militär belegt wurde. Am 25. Juli rückten vier Kompanien Scharfschützen aus den Kantonen Zug und Luzern hier ein, sechs Tage nachdem Napoleon III., Samuel Friedrichs Freund vom einstigen Zürcher Schies-

set, an Preussen und die verbündeten deutschen Staaten den Krieg erklärt hatte. «Buchsi hat sie gerne aufgenommen und gut traktiert», erzählt Samuel Friedrich, dem u.a. auch die «charmante Musik» gefiel, die während den 10 Tagen den Buchsern das Leben erheiterte. «Für Äpfel- und Birnenmost hatten die Soldaten entschiedene Vorliebe und während ihres Hierseins haben sie bereits unsern ganzen Vorrat ausgetrunken. Es ist in dieser Hinsicht zu bedauern,» so bemerkt er 1889 in seinem Tagebuch, «dass der deutsch-französische Krieg um 19 Jahre zu früh ausgebrochen ist. Jetzt gerade oder in den nächsten Monaten sollte das Zeug losgehen, wir wären ja so ausnehmend wohl versehen und könnten nicht nur Kompagnien, sondern Bataillonen, Regimentern und sogar Divisionen gar prächtig aufwarten. Aber, wer weiss, was noch kommt. Es ist noch nicht aller Tage Abend und vielleicht gibts Kriegslärm und Einquartierung, bevor der Most zwei Jahre alt ist.» Mit dieser Bemerkung spielt Moser vermutlich auf die erneute Spannung zwischen Frankreich und Deutschland an, die durch die Umtriebe des abenteuerlichen französischen Generals Boulanger damals eine Verschärfung erfahren hatte.

Der Einzug der Bourbaki-Armee in die Schweiz war natürlich auch für Herzogenbuchsee ein Ereignis, das hier noch lange in Erinnerung haften blieb. Am 7. Februar trafen, aus der Westschweiz herkommend, nicht weniger als 500 Angehörige dieser unglücklichen Armee in Buchsi ein. «Hier wurden sie», so berichtet M., «interniert und im Kornhaus, Waschhaus und im neuen Schulhaus so gut wie möglich untergebracht. Sie waren in einem elenden und traurigen Zustand, so dass sie allgemein Mitleid erregten. Man hat sie dann gereinigt, gebadet, ihnen die Kleider geflickt und neue verschafft, ihnen auch eine gute Militärkost gegeben, so dass sie nach einigen Wochen ein ganz ordentliches Aussehen zeigten. Es gab mehrere Kranke, fünf Mann starben im Krankenhaus. Am 6. März 1871 warteten die Soldaten sogar mit einem Konzert in der ‹Sonne› auf. Der Gesang war aber zu monoton und hat nicht angesprochen.»

Mit einigen dieser Bourbaki-Soldaten trat Samuel Friedrich in ein näheres Verhältnis, wie uns die Korrespondenz, die er wenige Monate nach der Einquartierung mit ihnen führte, zeigt. Aus allen diesen Schreiben spricht das grosse Dankesgefühl, das die Unglücklichen für die Schweiz und namentlich für die gastliche Aufnahme im Hause Moser, empfanden. «Soyez persuadé», so schrieb ihm der Handelsangestellte Emile Lambert aus Bourges (Département Cher) nach der Rückkehr in die Heimat, «que je conserve

de vous tous un souvenir, qui ne s'effacera pas et que je n'oublierai jamais avec quelle amabilité j'ai toujours été reçu chez vous.» Der weitere Inhalt des Interniertenbriefes befasst sich mit den politischen Zuständen des Landes unmittelbar nach der grossen Niederlage. Lambert versichert, dass trotz des Kommunaufstandes in Paris in der Provinz draussen überall die grösste Ruhe herrsche. Ferner legt er ein damals noch keineswegs so selbstverständliches Bekenntnis zum republikanischen Gedanken ab und gibt der Überzeugung Ausdruck, dass in nicht allzu langer Zeit die Republik fest im Sattel sitze und das Volk all des Unglücks enthebe. «Dies würde leichter sein, als man gemeinhin glaubt, wenn wir den Frieden hätten, denn Frankreich ist weit davon entfernt, ruiniert zu sein. Es besitzt im Gegenteil viel beträchtlichere Hilfsquellen als man oft denkt», meint der Franzose, der im übrigen voller Zuversicht ist, dass sich die Republik gegenüber allen Umtrieben der Bonapartisten und der Anhänger der Bourbonen siegreich durchsetzen werde.

Moser hat, wie seine damalige Antwort an Lambert zeigt, am politischen Geschehen in Frankreich lebhaften Anteil genommen. «Je ne crois pas», so meint er, «que vous marcheriez bien avec une république unique, car le pays est trop grand et l'élection du président exciterait chaque année des passions de sorte que vous ne pourriez jamais jouir d'une parfaite tranquillité.» Einen wenig überzeugenden Eindruck hinterlässt es freilich, wenn er gegenüber Lambert in jenen Fehler verfällt, in den wir Schweizer so leicht geraten und glauben, uns als politischer Lehrmeister Europas aufspielen zu können. So schreibt er u.a. unbefangen und naiv: «… mais faites comme nous en Suisse, ou chaque canton est maître chez soi. Que chaque département aie sa famille, son gouvernement avec un grand conseil et un conseil exécutif. Et alors, cela pourra aller. Un conseil fédéral à Paris dirigerait les affaires de la grande nation et dans la chambre nationale et dans celle des états tous les départements seraient représentés, mais il n'y aurait plus cette centralisation formidable, qu'il y a eu jusqu'hier … Mais je ne veux pas vous expliquer davantage, vous connaissez peut-être dejà nos institutions et il vous sera facile d'en juger.»

Moser unterschätzte zweifellos die Bedeutung und die Vorteile des bereits zu einer Tradition gewordenen französischen Zentralismus und seiner dominierenden Kraft in der staatlichen Entwicklung Frankreichs. Er musste es dann doch erleben, dass die «centralisation formidable» sich auch in der dritten Republik siegreich durchsetzte. – Auch mit andern ehemaligen In-

ternierten pflegte Moser Freundschaft. Noch während einiger Zeit unterhielt er herzliche Beziehungen zum Soldaten Pierre Mabilat, dem er einmal mit einem 148 Pfund schweren Käselaib eine freudige Überraschung bereitete. Der Franzose revanchierte sich daraufhin mit einem «petit tonneau de vin rouge», das zweifellos in Buchsi gleichfalls dankbare Aufnahme fand.

Politische und religiöse Anschauungen — Lebensausklang

Als Politiker im eigentlichen Sinne des Wortes, gar als Parteipolitiker, soweit man zu seinen Lebzeiten von Parteien im heutigen Sinne überhaupt sprechen kann, ist Samuel Friedrich nie über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus hervorgetreten. Freilich bekundete er stets lebhaftes Interesse für das innen- und aussenpolitische Geschehen, ohne jedoch hier aktiv mitzuwirken. Selbst dem bernischen Grossen Rat hat er nie angehört. Zweifellos aber hat er sich eine persönliche Meinung gebildet, mögen auch seine Äusserungen hier spärlicher erhalten sein als auf andern Gebieten.

Durch seine Herkunft und seine soziale Stellung gehörte er dem durch Bildung und Besitz gesicherten Bürgerstande an, der sich in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts seine dominierende Stellung im bernischen Staat gegenüber dem an seinen Vorrechten festhaltenden Patriziat erkämpft hatte. Die Kampflosung der dreissiger Liberalen wirkte, wie das auch dokumentarisch belegt ist, begeisternd auch auf unseren Samuel Friedrich. Wie aus dem Briefwechsel mit seinem Bruder, dem Fürsprecher und späteren Buchser Chronisten, Karl Moser, erhellt, hatte er mit brennendem Herzen den Freiheits- und Unabhängigkeitskampf des Basler Landvolks gegen die Stadt Basel verfolgt. Als im Bernbiet die Liberalen unter der Führung der Schnell von Burgdorf das Regierungssteuer übernahmen, half auch der damals 23jährige beim Aufrichten der Freiheitsbäume freudetrunken mit. Rückhaltlos bekannte er sich zu den Idealen der Regeneration. Stärker entwickelt als bei vielen andern dreissiger Liberalen war bei ihm ein ausgeprägtes soziales Verantwortungsbewusstsein gegenüber all denen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Wie er später über den sechsundvierziger Radikalismus dachte, ist uns nicht überliefert. Nach seiner Gesinnung ist jedoch anzunehmen, dass er ihm kritisch, kühl, wenn nicht ablehnend, gegenüberstand. Wenngleich auch zutrifft, dass er sich dem radikalen Freischarenregiment als Geheimbeauftragter ins Ausland zur Verfügung stellte.

Gesinnungsmässig näher als den Fürsprechern der radikalen Schule vom Schlage eines Jakob Stämpfli stand er wohl den sog. Altliberalen, in der Folge auch als Konservative bezeichnet, die sich um den Landammann Eduard Bloesch sammelten.

So initiativ und aufgeschlossen sich unser Buchser im Bereiche der Ökonomie zeigte, neue Wege wies und vor allem auch selber beschritt und Neuerungen gegenüber andern mit grösster Entschiedenheit durchzusetzen wusste, so zeigte er anderseits in geistig-kulturellen Fragen eine entschieden konservative Einstellung. So haben wir z.B. seine kritische Haltung bei der Einführung der pädagogischen Rekrutenprüfungen kennen gelernt.

Mit nicht geringerer Entschiedenheit stellte er sich auch im religiös-kirchlichen Bereich auf die konservative Seite. Das zeigte sich, als in den sechziger und siebziger Jahren die kirchlichen Kämpfe mit Heftigkeit entbrannten und sich die von den Gebrüdern Langhans und Albert Bitzius, dem genialen Sohn Jeremias Gotthelfs, geführte Reformbewegung auch im Oberaargau Geltung zu verschaffen suchte, bezog Samuel Friedrich in einem in der «Berner Volkszeitung» erschienenen Leitartikel unter dem Titel: «Der alte Gott lebt noch» Stellung. In diesem unterstrich er die bedingungslose Autorität der Heiligen Schrift auch «bezüglich der Wunder». Und dann räsoniert er weiter:

> «Wie nun gewisse Geistliche dazu kommen, nach andern Grundsätzen quasi eine neue Lehre zu predigen, das geht über meine Begriffe. Bei ihrer Aufnahme ins Ministerium werden diese ins Gelübde aufgenommen, und es werden ihnen Pflichten auferlegt, von welchen sie nicht willkürlich abweichen dürfen. Und nun soll so ein Seelsorger je nach seiner Phantasie im Gotteshaus predigen können? Nein, das kann nicht sein, da muss mehr System sein und wenn einige Hitzköpfe nicht mehr Charakter haben als so, so würde ich ihnen so schnell als möglich die Situation klar machen. Hier muss auch Disziplin sein. Wenn im gewöhnlichen Leben jemand wortbrüchig ist, so wird er gestraft oder mindestens verachtet und wenn der Soldat seine Fahne verlässt und desertiert, so wird er je nach Umständen degradiert und oft sogar erschossen …»

«Letzteres Leid möchte ich immerhin keinem Pfarrer antun» meint Moser gnädig, «dagegen fragen, ob es nicht zulässig wäre, ersteres anzuwenden (also die (Degradation)) falls es zu arg kommen sollte?» Ungefähr in diesem Tenor setzt er seine Polemik, in welcher er leichthin mit militärischen Begriffen exemplifiziert, gegen die kirchliche Reformbewegung fort. Dass er aus ehrlichem Herzen heraus diese Attacke gegen die kirchliche Linke ritt, mag man ihm zubilligen. Dass letztere oft allzu sehr bloss niedergerissen hat

und deshalb eine mehr negative Wirkung erzielte, wird heute auch aus Kreisen des freien Protestantismus nicht bestritten. Wie einlässlich sich Moser mit dem Konflikt, resp. Gegensatz, den man damals in den Ausdruck «Glauben und Wissen» zusammenfasste, wirklich auseinandersetzte, mag offen bleiben …

Im Jahre 1881 verlor Samuel Friedrich seine treffliche Gattin Amalia geb. Gugelmann von Attiswil, mit welcher er nicht weniger als 45 Jahre in glücklicher Ehe lebte und die auch an seinem äusseren Lebenserfolg wesentlich beteiligt war. Dieser Verbindung entsprossen nicht weniger als sechs Töchter und sechs Söhne. Bis in seine letzten Lebensjahre hinein bewahrte der greise M. reges Interesse für alles, was um ihn her vorging und fast bis in seine letzten Tage hinein beaufsichtigte er noch den Gang der landwirtschaftlichen Arbeiten. Schliesslich ergriff ihn ein Brustleiden, das ihm, der in seinem Leben sonst nie krank gewesen war, einige bange Tage verursachte. Aber selbst den letzten Tag seines irdischen Daseins erlebte er noch freundlich sprechend mit den Seinen. Erst in der Nacht zum 6. Februar nehmen seine Kräfte rasch ab und ohne eigentlichen Todeskampf schlummerte er aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber.

In seiner Abdankungsrede hob Pfr. G. Joss von Herzogenbuchsee Mosers kirchlichen Sinn und darüber hinaus seine «tiefe und aufrichtige Frömmigkeit» und sein «lebendiges Christentum» besonders hervor. «Er war nicht nur ein treuer Sohn des Vaterlandes, sondern auch ein gar treuer Sohn unserer evangelisch-reformierten Landeskirche, eine Stütze des religiösen und kirchlichen Lebens unserer Kirchgemeinde.»

Was die ihm Nahestehenden bei seinem Tode empfanden, hat eine seiner Enkelinnen (Hedwig Moser-Moser, 1845–1906, Schwiegertochter) in einem gemütstiefen Gedicht zusammengefasst, das wir hier zum Schluss noch wiedergeben möchten:

Still ist sein Herz, das erst noch warm geschlagen,
Und um die hohe Stirn, die marmorbleiche,
Legt sich der Lorbeer … nimmer dürft ihr klagen,
Dass nun sein Leben schloss, das edle, reiche.

Wie geistesfrisch war er im Silberhaare,
So stark die Hand, so warm und treu sein Lieben,
Und stehn wir trauernd auch an seiner Bahre,
Uns ist sein Geist, sein teures Bild, geblieben.

O heil'ge Ruh', nun ist er heimgegangen,
Mit den verklärten Lieben sich zu einen,
Nun ist gestillt, sein sehnendes Verlangen …
Herr stille Du der Armut bittres Weinen,
Grossvater schläft!

Anmerkungen

Als einer der ersten hat der Langenthaler Historiker und Sekundarlehrer J. R. Meyer in der Zentenarschrift des oberaargauischen ökonomisch-gemeinnützigen Vereins kurz auf die Bedeutung Mosers als «Handelsmann, Musterlandwirt und praktisch-gemeinnützigen Volkswirtschafters und dessen weitreichende in- und ausländische Beziehungen» hingewiesen.

Die Grundlagen zum vorstehenden Lebensbild des markanten Bürgers von Herzogenbuchsee bilden die Bestände des Moser'schen Familienarchivs, das mir in freundlicher Weise seinerzeit Frl. Amy Moser, eine Enkelin Samuel Friedrichs, zur Benützung überlassen hat. Dieses birgt u.a. die aufschlussreichen Tagebuchnotizen und einen ausgedehnten Briefwechsel, den Moser mit zahlreichen Persönlichkeiten des wirtschaftlichen und politischen Lebens seiner Zeit führte, sowie Denkschriften zu Tagesfragen u.a.m. Konsultiert habe ich im weiteren verschiedene umfangreiche Akten der Direktion des Innern (heutige Volkswirtschaftsdirektion) aus den Jahren 1846/47 im Berner Staatsarchiv, die mir Archivadjunkt Emil Meyer in verdankenswerter Weise zugänglich machte.

An *gedruckten* Quellen lagen mir vor die bereits eingangs erwähnte Schrift J. R. Meyers («Die Saat des Jakob Käser»), ferner die Zeitschriften «Alpwirtschaftliche Monatsblätter» und «Schweiz. Alpenwirtschaft», die kurze Aufsätze Mosers über durchgeführte milchwirtschaftliche Experimente enthalten. Wertvollen Einblick ins volkswirtschaftliche Denken Mosers vermittelte mir die im Text erwähnte 1863 erschienene Broschüre «Die Korneinfuhr in die Schweiz», die damals weithin Beachtung fand. Kurze biographische Daten entnahm ich der gedruckt vorliegenden Abdankungsrede von Pfr. G. Joss, die er anlässlich der am 9. Februar 18 91 stattgefundenen Begräbnisfeier hielt.

ALS IM OBERAARGAU DIE POLITIK NOCH VON LEIDENSCHAFTEN BEWEGT WURDE

HUGO DÜRRENMATT

Vorbemerkung. In nachgelassenen Papieren meines Vaters Hugo Dürrenmatt (1876–195 7), ehemaliger Regierungsrat des Kantons Bern, findet sich ein Aufsatz, den mein Vater 1937 veröffentlicht haben muss und der den Titel trägt «Vor fünfzig Jahren». Wo der Aufsatz publiziert worden ist, kann nicht mehr festgestellt werden. Mein Vater hatte die Aufzeichnungen damals offenbar deshalb veröffentlicht, weil sie zeigen, dass das politische Leben seinerzeit, also im Jahre 1887, sogar im Oberaargau unerwartet leidenschaftliche Züge trug. Die dargestellte Episode beweist, dass auch die Oberaargauer damals noch für einen politischen Stil zu haben waren, der seltsam vom angeblich so schlichten und nüchternen Charakter des Berners abwich.

Im Jahre 1887 fanden Nationalratswahlen nach dem damals üblichen Majorzsystem statt. Es standen sich im Oberaargau zwei Parteien gegenüber, die Freisinnigen und die Konservativen (die Freisinnigen damals meistens besser bekannt unter dem Namen «Radikale»). Einer der Führer der Konservativen war Uli Dürrenmatt, streitbarer Redaktor der «Berner Volkszeitung» (Buchsi-Zitig) in Herzogenbuchsee. In was für Auseinandersetzungen der Buchsi-Zeitungsschreiber geriet, schildert der folgende Aufsatz von Uli Dürrenmatts Sohn, eben meinem Vater. Wie brav sind wir doch in hundert Jahren geworden ! (Oder am Ende scheint es nur, dass wir es geworden sind!).

Peter Dürrenmatt

Bewegte politische Tage waren 1887 im ehemaligen bernischen Nationalratswahlkreis Oberaargau, der sich aus den Amtsbezirken Aarwangen, Wangen, Burgdorf und Fraubrunnen zusammensetzte. Im Herbst jenes Jahres fanden die allgemeinen Erneuerungswahlen zum Nationalrat statt. Unter Führung des ehemaligen Redaktors der «Berner Volkszeitung» Ulrich Dürrenmatt trat auch die Volkspartei in den Kampf. Sie hatte zwei Jahre vorher im Kampf um die Burgergüter am 1. März 1885 den neuen Verfassungsentwurf zu Fall gebracht und hatte in den Grossratswahlen vom Mai 1886 ansehnliche Erfolge errungen. So gehörten nach diesen Wahlen im damaligen

Wahlkreis Herzogenbuchsee von fünf Vertretern im Grossen Rat vier der Volkspartei an. Auch Ulrich Dürrenmatt selber ist damals neu in den Grossen Rat eingezogen. Und der mehrheitlich freisinnige Grosse Rat wählte daraufhin den Vertreter der Volkspartei, Grossrat Johann Schär, Landwirt in Inkwil, dann auch gleich als Minderheitsvertreter zum Regierungsrat.

Die oberaargauische Vertretung im Nationalrat bestand im Jahre 1887 aus den drei Freisinnigen, Fabrikant Gugelmann in Langenthal (Vater des spätem Nationalrats und Obersten Arnold Gugelmann), Obergerichtspräsident Leuenberger in Bern, Fabrikant Andreas Schmid in Burgdorf und dem Volksparteiler Regierungsrat Schär. Die Freisinnigen sagten letzterem den Kampf an und beanspruchten eine ausschliessliche freisinnige Vertretung, worauf die Volkspartei ebenfalls mit einer ausschliesslichen Viererliste antwortete, also die drei bisherigen freisinnigen Vertreter zu sprengen versuchte.

Es gab um die vier Sessel einen Wahlkampf von unerhörter Schärfe, wie er seither kaum im Kanton Bern erlebt worden ist. Beim ersten Wahlgang vom 30. Oktober wurden von den vier Kandidaten der Volkspartei, Regierungsrat Schär, Fabrikant Elsässer in Kirchberg, Regierungsstatthalter Burkhalter in Fraubrunnen und Handelsmann Egli-Reinmann in Langenthal, zwei gewählt, nämlich Schär und Elsässer. Es kam am folgenden Samstag zur ersten Stichwahl, wobei wiederum ein Kandidat der Volkspartei, Burkhalter, gewählt wurde. Aber das damalige Wahlgesetz sah drei Wahlgänge vor, und erst im dritten Wahlgang entschied das einfache, relative Mehr, während in den beiden ersten Wahlgängen das absolute Mehr erreicht werden musste. So kam es am 13. November zum dritten Wahlgang zwischen dem Kandidaten der Volkspartei Egli-Reinmann und demjenigen der Freisinnigen, Fabrikant Gugelmann, beide in Langenthal. Das Wahlfieber war inzwischen natürlich auf Siedehitze gestiegen. Der dritte Wahlgang brachte den Sieg Gugelmanns. Die oberaargauische Vertretung im Nationalrat bestand also nunmehr aus drei Volksparteilern und einem Freisinnigen, während vorher das Verhältnis gerade umgekehrt gewesen war.

Die freisinnigen Langenthaler veranstalteten am Montag nach diesem beispiellosen Kampf mit acht Zweispännern (Autos gab es damals noch nicht) eine Ausfahrt über Bleienbach und Thörigen nach Herzogenbuchsee zu einer Siegesfeier im «Bären», nicht ohne in provozierendem Zug am Hause der Druckerei der «Buchsizeitung» vorbeizufahren, wobei im vordersten Wagen in Anspielung auf den Namen des schlussendlich unterlegenen

Kandidaten der Volkspartei aus Langenthal an einer Angelrute ein Egli paradierte. Von der Feier im «Bären» weg begaben sich zwei der Teilnehmer zur Wohnung von Ulrich Dürrenmatt, begehrten dort Einlass, griffen den allein in seinem Bureau und an seinem Titelgedicht für die nächste Nummer der «Buchsizeitung» arbeitenden Redaktor dieses Blattes tätlich an, würgten ihn und brachten ihn zu Boden, bis endlich infolge des Lärms von einer beim Auftritt zerschlagenen Glastüre die im obern Stock des Hauses weilende Gattin Dürrenmatts aufmerksam wurde und das Druckereipersonal zu Hülfe rufen konnte. Dieses konnte dann Dürrenmatt befreien und die Angreifer vertreiben. Dürrenmatt trug aber aus dem Unfall eine schwere Brustfellentzündung davon, die ihn viele Wochen ans Bett fesselte und von der er sich überhaupt nie ganz erholte. Die Übeltäter wurden später vom Amtsgericht Wangen zu Freiheitsstrafen verurteilt.

Der Überfall wurde natürlich rasch im ganzen Dorf bekannt, ebenso in den umliegenden Dörfern, den besonderen Domänen der Volkspartei, wo sich da und dort nicht übel Lust zeigte, mit eilends zusammengeholter Mannschaft nach Buchsi zu ziehen, um selber Justiz zu üben. Doch war mittlerweile auch bei den immer noch im «Bären» weilenden Langenthalern die Besinnung und wohl auch Beschämung über den Vorfall eingekehrt, und man begab sich in aller Stille auf den Heimweg nach Langenthal, um weiterem Unheil aus dem Weg zu gehen. Aber in der ganzen Schweizerpresse erregte der Vorfall natürlich gewaltiges Aufsehen. Niemand hätte es für möglich gehalten, dass in dem bedächtigen Kanton Bern politische Leidenschaft solche Auswüchse zeitigen könnte.

Jetzt sind die Wahlsitten milder geworden, dank wohl namentlich des Proporzes, der dreimalige Wahlgänge ausschliesst und automatisch jeder Partei das Ihre zukommen lässt. Bei allen Mängeln, die man ihm heute etwa sonstwie vorwerfen mag, darf man das nicht vergessen, und deshalb mag auch die heutige Generation neben derjenigen, die sich in Buchsi aus eigenem Erleben noch an diese Zeiten besinnen mag, mit Nutzen diese Erinnerung an vergangene, kampfbewegte Zeiten lesen. Beigefügt mag noch sein, dass damals die Abstimmungskreise meistens mit den Kirchgemeinden zusammenfielen, so dass für die ganze grosse Kirchgemeinde Herzogenbuchsee ein einziges Wahllokal bestand, und zwar im alten Schulhaus, an dessen Platz jetzt die Kantonalbank steht. Einzig die Gemeinde Ochlenberg hatte schon damals ein eigenes Wahllokal. Von allen andern Dörfern der ganzen Kirchgemeinde musste man nach Buchsi gehen, um der Stimmpflicht zu

genügen. Die Stimmbeteiligung war aber trotz dieser Erschwerung im allgemeinen nicht schlechter als jetzt, und dem Dorf Buchsi brachte der Aufmarsch aus allen Aussengemeinden an belebten Wahl- und Stimmtagen, wo die Stimmberechtigten manchmal in geordnetem Zuge nach Buchsi marschierten und sich nachher in den Wirtschaften des Ortes gütlich taten, viel Verkehr. «Aber es ist nümme wie albe!»

DER OBERAARGAUISCHE NATURALVERPFLEGUNGSVERBAND

1885–1962

HANS ISCHI

Bei der Schöpfung war wohl beabsichtigt, den Menschen als sesshaftes Wesen zu schaffen. Dann kam die Affäre mit dem Apfel, und er musste auf Wanderschaft, und ob all dem Wandern vermehrte er sich und schuf die Übervölkerung mit allen ihren Folgen und ihren Sozialproblemen.

In Europa erfuhr die Binnenwanderung durch die Städtegründungen und nicht zuletzt durch den Wanderzwang der Zünfte eine grosse Steigerung. In vielen Handwerksberufen konnte nur Meister werden, wer sich über Wanderjahre auszuweisen vermochte. Aber auch wirtschaftliche Notlage trieb die Leute auf die Strasse zu Bettel und Landstreicherei in einem Ausmass, dass dies zu eigentlichen Landplagen führte. Der ehemalige Sekretär der Fürsorgedirektion des Kantons Bern, W. Gilomen, gibt uns in einem 1959 veröffentlichten Artikel ein drastisches Bild der früheren Verhältnisse, wenn er schreibt:

«Wanderbettel und Vagabundieren sind sicher älter als die Eidgenossenschaft. Es war nicht anormal, wenn Eltern ihre Kinder auf den Bettel schickten. Viele Familien lebten zur Hauptsache davon. Dazu gab es nebst Arbeit suchenden Wanderburschen herumschweifendes Gesindel in Massen. Dieser Zustand entwickelte sich zur ernsten Plage für die sesshaften Bürger. Gegenmassnahmen drängten sich auf. Die Tagsatzungen erliessen ‹Bettelordnungen› an die Kantone. Doch diese Anstrengungen verliefen im Sande. Immer wieder versuchte man den Tremelbuben, Bengelbuben, Kriegsgurglen, Zigeunern, Landstreichern, Sondersiechen, Mordbrennern, Krämern und Krätzenträgern ernsthaft auf den Leib zu rücken. Man veranstaltete sogenannte ‹Betteljägi›. Die fremden Bettler und Vaganten jagte man entweder aus dem Lande oder schickte sie auf die Galeeren, in fremden Kriegsdienst oder verurteilte sie zu Zwangsarbeiten oder zu Schallenwerk. Je mehr man aber den Bettlern und Stromern an den Fersen hing, desto findiger wurden sie. Mit allen Schlichen wussten sie sich der Polizei zu erwehren. Es gab Lasterhöhlen, wo die einen die andern über den erfolgreichsten Bettel

unterwiesen und dabei lernbegierige Zuhörer fanden. Die wirklichen Stromer und Berufsbettler bedienten sich gar einer eigenen Sprache. Ihnen war das Geld ‹Asche›, je nachdem es aus Kupfer, Nickel oder Silber bestand ‹rote, weisse oder blanke Asche›. Der Lieblingsaufenthalt war die ‹Panne› (Wirtshaus), sei es in einem ‹Mochum› (Stadt) oder in einem ‹Nest› (Dorf), besonders wenn die ‹Panne dufte› (höhlenähnlich) war. Dort konnten sie nach dem Bettel wacker ‹schmieren und schmoren› (schnapsen und Bier trinken), was leichter ging, als ‹schmigeln› (arbeiten). Das überliessen sie den ‹Moschümen und Kaffern› (Stadtbürgern und Bauern). Wenn einer auch etwa ‹verschütt› ging (aufgegriffen wurde), so wusste er dem ‹Putz oder Deckel› (Polizist) meist ein Schnippchen zu schlagen; denn wozu war die ‹gezottelte, linke Fleppe› (das gestohlene, fremde Arbeitsbuch) da? Der Bettel war vielerorts mit Raffiniertheit organisiert. Oft lagen in den Herbergen Verzeichnisse der ‹guten Häuser› auf. Ganze Strassen wurden abgesteckt und mit Hilfe eines Aufpassersystems abgebettelt. Wer nichts oder nur Naturalien gab, konnte auf ein kleines Andenken gefasst sein. Türen wurden verschmiert, Hausflur und Treppen verunreinigt, Glockenzüge ruiniert usw. Geschenkte Kleidungsstücke wurden am Abend, wenn die Brüder wieder beisammen waren, auf die Gant gebracht und an den Meistbietenden losgeschlagen. Geld wollten diese Fechtbrüder haben, um sich dem Sumpf hingeben zu können.

Es wäre allerdings falsch, alle die damaligen Tippelbrüder als Stromer anzusprechen und sie in den gleichen Topf zu werfen. Für viele mag das Wandern Schicksal gewesen sein. Dem einen gibt der Ewige den Frieden, dem andern ruhelose Sehnsucht. Und keiner weiss, wie er zu seinem Lose kommt. Wir wundern uns heute über ein solch armes, zerschlagenes Leben. Aber hat das Wandern in Gottes freier Natur nicht auch seine Reize? Es gab durchaus ehrliche, von Haus aus rechtschaffene und arbeitsame Leute, die, der vorübergehenden Not gehorchend, um einen Zehrpfennig oder um ein Essen nachsuchen mussten. Sie waren die schlimmen Wanderer nicht.

Anstoss erregende Tippelbrüder waren auch die wirklichen Handwerksburschen nicht. Diese waren gezwungen, in die Welt hinaus zu ziehen, weil sie nicht als fertige Handwerker betrachtet wurden, solange sie sich ihre Sporen nicht auch in der Fremde abverdient hatten. Ihnen war das Wandern früher nicht nur eine Lust, sondern ein Bedürfnis, eine Hochschule für die allseitige Ausbildung. Meist wurden sie bei der Durchreise von ihren Zunftmeistern verpflegt oder erhielten von ihnen einen Zehrpfennig, wenn sie

umsonst nach Arbeit fragten. Ihretwegen hätten keine Naturalverpflegungsstationen geschaffen werden müssen.

Muss man sich nicht fragen, werter Leser, ob in dieser Arglist der Zeit wirklich nur der Landstreicher und nicht auch die menschliche Gesellschaft versagt habe? Schuldete die damalige Gesellschaft dem menschlichen Einzelleben nicht ein sittliches Gebot der Achtung und Humanität? Massnahmen wurden freilich getroffen, aber vor allem Massnahmen mit Polizeicharakter, die zum Kampf gegen die Armen selber wurden. Sie drängten den Armen, also auch den mittellosen und hilflosen Wanderer dazu, sich ausserhalb der Gesellschaft, der in ihr geltenden sozialen Ordnung zu stellen, weil er innerhalb dieser Ordnung nicht mehr die Möglichkeit fand, an den Werten und Gütern der Gesellschaft teilzuhaben.

Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden die ausländischen (d.h. ausserkantonalen) «Bettler und Landstreicher auf die Folter gesetzt, mit Ruten gestrichen, ins Halseisen gestellt und auf der Stirn gebrandmarkt». Später, im Jahre 1646, ermächtigte die Berner Regierung ihre Angehörigen zu Stadt und Land, «das überlästige und gefährliche Bettler- und Diebsgesindel niederzumachen und sich desselben mit Prügeln oder Erschiessen zu entledigen». Im Jahre 1741 stellte die gleiche Regierung ein besonderes Landjägercorps auf zur Fernhaltung des herumschweifenden Gesindels und für den Sicherheitsdienst auf den Landstrassen.

Je und je war die Zunahme oder Abnahme des Stromertums von den geschichtlichen Ereignissen abhängig. Nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zogen Arbeitslose und Arbeitsscheue wiederum in Massen durch das Land. Der Bettel wurde wieder zu einem richtigen Krebsschaden der Gesellschaft. Im ganzen Lande herum suchte man nach bessern Abwehrmitteln. Man glaubte namentlich auch erzieherisch wirken zu müssen. Die Schulen wurden nach und nach verbessert, das Lehrlingswesen neu geregelt und die Arbeitsbedingungen in den Fabriken humaner gestaltet. Man erkannte aber bald, dass auch mit diesen Waffen den Missständen nicht abgeholfen werden konnte. Man gab sich bei einzelnen Regierungen sogar mit dem Gedanken ab, das Wandern auf den Landstrassen überhaupt zu verbieten. Soweit kam es jedoch nicht, wohl nicht zuletzt deshalb, weil man gar nicht wusste, wohin mit allen diesen Leuten.»

Mehr und mehr setzte sich die Auffassung durch, dass nicht polizeiliche, sondern fürsorgerische Massnahmen zur Behebung des Übelstandes nötig seien. So entstand die Idee der organisierten Beschaffung von Unterkunft

und die Abgabe von Verpflegung, die *Naturalverpflegung*. 1867 wurde in Zürich an einer Tagung der Gemeinnützigen Gesellschaft der Vorschlag auf Einführung einer derartigen Hilfsorganisation gemacht.

Am 26. September 1885 ist auf Initiative von Emil Güder, Pfarrer in Aarwangen, der *«Verband der oberaargauischen Unterstützungsvereine zugunsten armer Durchreisender»* gegründet worden. Erste Verbandsgemeinden waren Aarwangen, Herzogenbuchsee, Kirchberg, Koppigen, Langenthal, Madiswil und Melchnau. Es wurden *drei Herbergen* in Betrieb genommen, nämlich im Spittel in Wiedlisbach[1], an der Weiermattstrasse in Herzogenbuchsee und im Kaufhaus, später in der alten Markthalle in Langenthal. Hauptziel des Verbandes war die Koordinierung der Verpflegungsleistungen, der Ausrüstung mit Kleidern und Schuhen und die Kontrolle der Wanderer auf Sauberkeit und Unterstützungswürdigkeit und schliesslich die Arbeitsvermittlung. Anstelle von Barbeiträgen, die von den Empfängern allzuoft in Alkohol umgesetzt wurden, wurde die Abgabe von Mahlzeiten gesetzt. Wie notwendig die geschaffene Institution auch in unserer Gegend war, erhellt die Tatsache, dass in den ersten Dreivierteljahren 1885 über 6000 Verpflegungen abgegeben wurden. Es waren bescheidene Mahlzeiten, bestehend aus Milch, Suppe und Brot, vielleicht etwas Gemüse, Fleisch höchstens an einem Sonntag.

Wie aus dem Titel hervorgeht, bestanden schon vor der Verbandsgründung *Hilfsorganisationen* in den verschiedenen Gemeinden, die teils auf privater Basis, teils als Institution der Gemeinde wirkten. So wirkte z.B. in Langenthal ein vom Ortsverein gebildetes Komitee, das 1879 gegründet wurde und im Kaufhaus (dem heutigen Gemeindehaus) eine «Herbergsanstalt» betrieb. Sie hatte den Zweck, «das Fechten und Betteln bei den Häusern, namentlich zur strengen Winterszeit, wo solches für die Einwohnerschaft sehr lästig ist, zu unterdrücken, aber gleichzeitig dem wirklichen Bedürfnis der Fremden entgegenzukommen». Die Geldmittel wurden durch freiwillige Spenden aufgebracht; dafür erhielten die Geldgeber eine Karte zum Anschlagen an der Haustüre, auf welcher stand: «Herbergslokal auf dem Kaufhaus. Zehrpfennige werden von Privaten keine mehr verabfolgt.»

Herbergeväter waren bei uns fast ausschliesslich Angehörige der Polizei, in Herzogenbuchsee und Wiedlisbach Kantonspolizisten, in Langenthal Ge-

[1] Vgl. dazu den Aufsatz im Jahrbuch 1973, S. 9 ff.

meindepolizeiorgane. Es war keine leichte Aufgabe, eine Herberge zu betreuen; einmal brachten die Gäste ihrer Natur und Veranlagung nach ein rechtes Paket Probleme mit, und anderseits bestanden strenge Vorschriften über die Berechtigung zur Benützung der Herbergen. Jeder Wanderer musste ein von den Behörden ausgestelltes *Wanderbuch* besitzen, in dem der Herbergeaufenthalt eingetragen wurde, dies nicht zuletzt deshalb, um arbeitsscheue Elemente zu erfassen, die nur von Ort zu Ort zogen und von der Wohltätigkeit leben wollten. Nichtannahme der vermittelten Arbeitsstelle ohne triftigen Grund führte zur zeitweisen Sperre oder gar dem Entzug des Wanderbuches und Abschiebung in die Heimatgemeinde. Polizeilich Gesuchte wurden der ausschreibenden Amtsstelle zugeführt. Das mag sehr streng und bürokratisch aussehen, es war aber eine Notwendigkeit, wollte man Ordnung in der Sache haben und die asozialen Elemente erfassen.

Damit das System wirkungsvoll spielen konnte, war es notwendig, dass es in der ganzen Schweiz gehandhabt wurde. Im Jahre 1887 kam es zur Gründung des interkantonalen Verbandes für Naturalverpflegung; 1889 bildete sich der Bernische Kantonalverband. Von Bund und Kanton wurden aus dem Alkoholzehntel Gelder zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1898 ordnete ein *Dekret des Grossen Rates* das ganze Problem der Wanderfürsorge im Kanton Bern. Es kam, soweit sie nicht schon bestanden, zur Bildung von Gemeindeverbänden innerhalb eines oder, mehrerer Amtsbezirke, eine Organisation, die bis zum Jahre 1962 Bestand hatte.

Die *Frequenzen* in den Herbergen waren grossen Schwankungen ausgesetzt, je nach politischer und wirtschaftlicher Lage mehrten oder dezimierten sich die Betreuten. Der Statistik kann entnommen werden, dass gesamtschweizerisch an Mahlzeiten abgegeben wurden: 1903: 267 333; 1918: 64 687; 1936: 282 357; 1945: 2908; 1960: 513.

Auch in unserem Verband zeigte sich ein ähnliches Bild. Waren im Jahre 1936 noch 7677 Verpflegungen abgegeben worden, so registrierte man 1946 noch 61 und 1960 noch 18. Die Verbesserung der Sozialeinrichtungen (wie Arbeitslosenunterstützung, AHV, IV, Pensionskassen), die erhöhten Berufsanforderungen und die damit verbundene Ausbildung, aber vor allem der Wunsch nach einer gesicherten Existenz, gepaart mit dem Bedürfnis nach Sesshaftigkeit, haben die Wanderschaft praktisch erlöschen lassen. Wer sich heute auf die Strasse begibt, tut es nicht mehr aus existentiellen Gründen. Er wandert auch nicht mehr; er fährt per Autostopp oder mit dem eigenen Vehikel über weite Strecken, und er hat mehr oder weniger Geld im Sack.

Mit dem auf 1. Juli 1962 in Kraft getretenen kantonalen *Fürsorgegesetz* wurde die Wanderfürsorge den Gemeinden überbunden, und die entsprechenden Kosten können in den Lastenausgleich einbezogen werden, womit sich Staat und Gemeinden zum Träger dieser Hilfe an Bedürftige gemacht haben. Die Weiterführung oder die Eröffnung von Wanderherbergen ist damit nicht ausgeschlossen. Es ist dies eine ausgesprochene Bedürfnisfrage.

Der Oberaargauische Naturalverpflegungsverband hat sich am 30. Juni 1962, gestützt auf einstimmigen Beschluss der Gemeindedelegierten der Ämter Aarwangen und Wangen, aufgelöst, wie das auch alle anderen Verbände taten. Das Vermögen von rund Fr. 24 000.– wurde zu zwei, resp. zu einem Drittel den Alkoholfürsorgestellen der beiden Amtsbezirke zugeteilt, analog den seinerzeit geleisteten Gemeindebeiträgen gemäss Steuerkraft. Die Herbergen von Herzogenbuchsee und Wiedlisbach sind aufgehoben worden, jene von Langenthal besteht weiter in einem gemeindeeigenen Gebäude bei der Markthalle. Sie dient als Truppenunterkunft und Quartier bei Anlässen und lässt sich jederzeit wieder ihrem früheren Zweck zuführen, wenn dafür ein Bedürfnis bestehen sollte.

WÄSSERMATTEN UND GRUNDWASSERSPEISUNG

Hydrologische Folgen einer Nutzungsänderung
und ihre Folgen für die Regionalplanung

CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Die vorliegende Arbeit ist primär als Grundlagenforschung zur wasserwirtschaftlichen Planung angesetzt worden. Sie hat dann sowohl hydrologische wie planerische Folgearbeiten ausgelöst. Es ist bekannt, dass in unserem intensiv genutzten Lebensraum Störungen von natürlichen oder auch quasinatürlichen Gleichgewichten auftreten; in unserem Falle eine Störung der Wasserbilanz durch Nutzungsänderung. Im Langetental bestehen besonders günstige Voraussetzungen, um die Ursachen und Folgen hydrologischer Veränderungen zu untersuchen.

Zum Untersuchungsraum

Das Langetental kann als typisches Einzugsgebiet für das nördliche Alpenvorland bezeichnet werden. Seine Quellwurzeln liegen im Napfmassiv. Mit nord-nordöstlicher Abflussrichtung werden dann die einzelnen Molassestufen durchflossen bis hinunter zur Aare. Geologisch liegt das Gebiet hauptsächlich in der mittelländischen Molasse. Die Langete entspringt in der tortonischen Nagelfluh der Napfschüttung, durchfliesst dann die Sandsteinformationen des Helvétiens und des Burdigaliens, um schliesslich etwas südlich von Langenthal in die aquitane Molasse einzutreten, die hier als Mergel ausgebildet ist und als Grundwasser-Stauer wirkt. Die Talfüllung besteht im eigentlichen Langetental aus alluvialen Schottern. Nördlich von Langenthal fliesst die Langete auf weiten fluvioglazialen Niederterrassenschottern.

Das Gebiet der Langete wird aufgeteilt in drei Teileinzugsgebiete. Das oberste Teileinzugsgebiet (L_1) ist unten begrenzt durch die Abflussstation Häberenbad-Huttwil. Im L_1 herrscht Oberlaufcharakter vor. Die Ausläufer des Napfberglandes sind hier stark fluviatil geprägt. Das mittlere Einzugsgebiet (L_2) wird unten begrenzt durch die Abflussstation Lotzwil. Das L_2 hat den typischen Charakter der mittelländischen Molasse-Plateau-Landschaft. Das L_3 schliesslich, das unterste Teileinzugsgebiet, wird begrenzt durch die

Abflussstation Murg-Walliswil. Dieses Einzugsgebiet wird beherrscht durch die fluvioglazialen Niederterrassenfelder. Sowohl diese Niederterrassenfelder wie auch die alluvialen Schotter im mittleren und oberen Langetental sind gekennzeichnet durch wechselnde Mächtigkeit, die grundsätzlich mit zunehmender Tallänge zunimmt und die gut bis sehr gut durchlässig sind. Alle drei Einzugsgebiete weisen einen unterschiedlichen hydrologischen Charakter auf. Das oberste Einzugsgebiet wird bei der Station Häberenbad-Huttwil durch einen Molasseriegel abgeschlossen, so dass hier die gesamte abfliessende Wassermenge über die Oberflächenabflussmessstation erfasst werden kann. Das mittlere Teileinzugsgebiet weist im Talquerschnitt auf der Höhe der Abflussmessstation Langeten-Lotzwil einen einige Meter mächtigen Schotterkörper auf. Um eine Wasserbilanz erstellen zu können, muss hier der Grundwasserdurchfluss mengenmässig erfasst werden. Das dritte Teileinzugsgebiet schliesslich ist gekennzeichnet durch namhafte Quellaustritte an den Niederterrassenrändern. Dadurch ist es möglich, hydrometrisch wiederum die gesamte Wassermenge an einem Punkt, nämlich der Abflussstation Murg-Walliswil, zu erfassen.

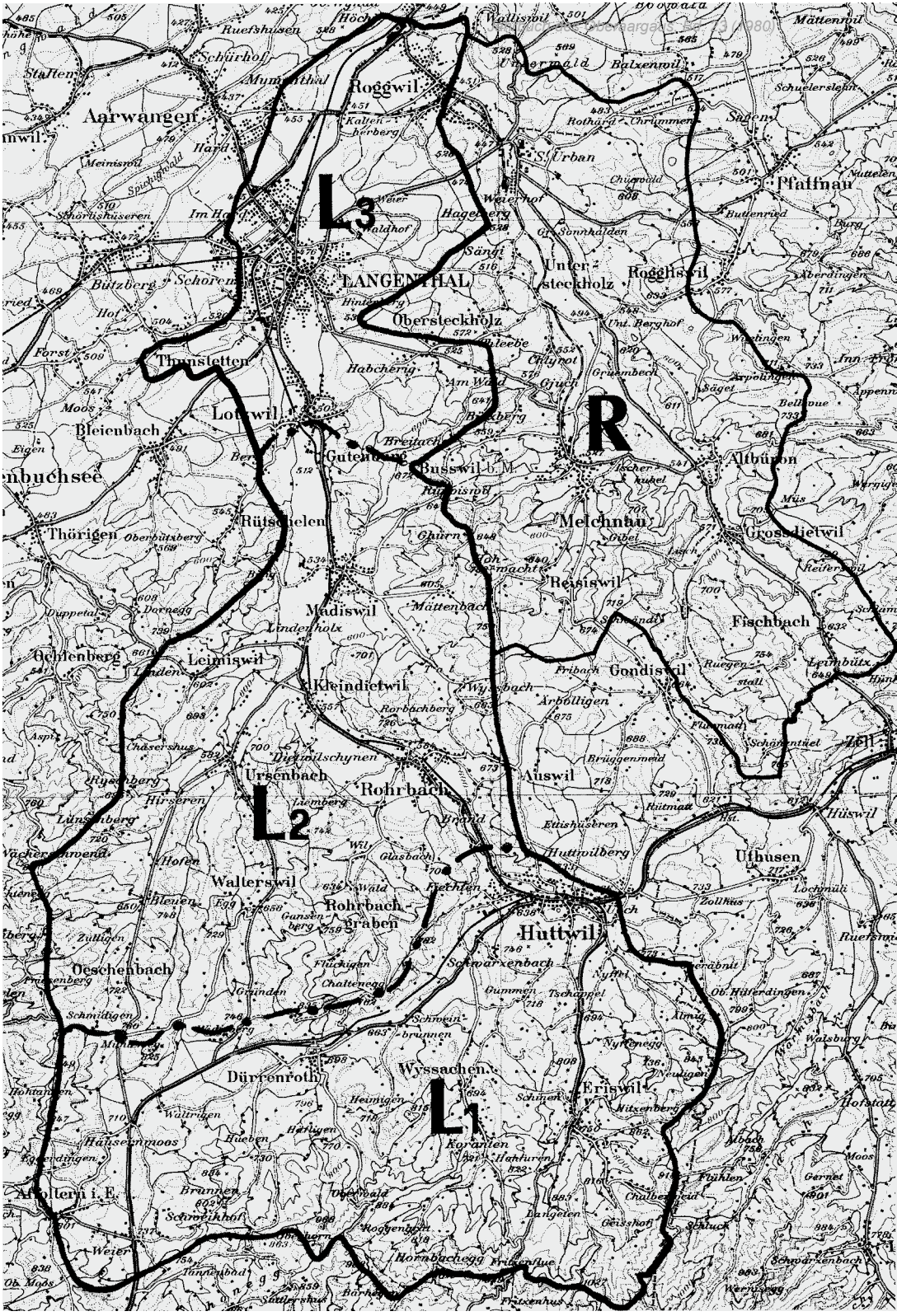
Wasserhaushalt im Einzugsgebiet und in den Teileinzugsgebieten

Der Wasserhaushalt ist *eine* der Grundlagen der Betrachtung. Ohne hier auf eine methodische Diskussion einzugehen, möchten wir direkt zur Quintessenz der Wasserbilanz vorstossen, dies als Basis zur Lösung der gestellten Frage.

Die langjährigen Werte im Langetental betragen:
N = 1050 mm
A_0 = 2,03 m^3/sek oder 560 mm
V = 450 mm
S = nur Grundwasser von Bedeutung
kann im langjährigen Mittel vernachlässigt werden.

Legende: N = Niederschlag V = Verdunstung
A_0 = Abfluss (oberirdisch) S = Speichergrösse

Abb. 1. Übersichtskarte ca. 1:100 000. L_1, L_2, L_3: Teileinzugsgebiete der Langeten. R: Einzugsgebiet der Roth. Der Abfluss der Roth wird bei der untersten Station miterfasst. Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Landestopographie vom 1. 11. 1980.


L3
R
L2
L1
Aarwangen
Roggwil
St. Urban
Pfaffnau
LANGENTHAL
Untersteckholz
Roggliswil
Obersteckholz
Thunstetten
Lotzwil
Bleienbach
Gutenburg
Busswil b. M.
Altbüron
Rütschelen
Melchnau
Grossdietwil
Thörigen
Madiswil
Ressiswil
Fischbach
Ochlenberg
Leimiswil
Gondiswil
Kleindietwil
Ursenbach
Rohrbach
Auswil
Zell
Hüswil
Uthusen
Walterswil
Rohrbachgraben
Huttwil
Oeschenbach
Wyssachen
Dürrenroth
Eriswil
Affoltern i. E.

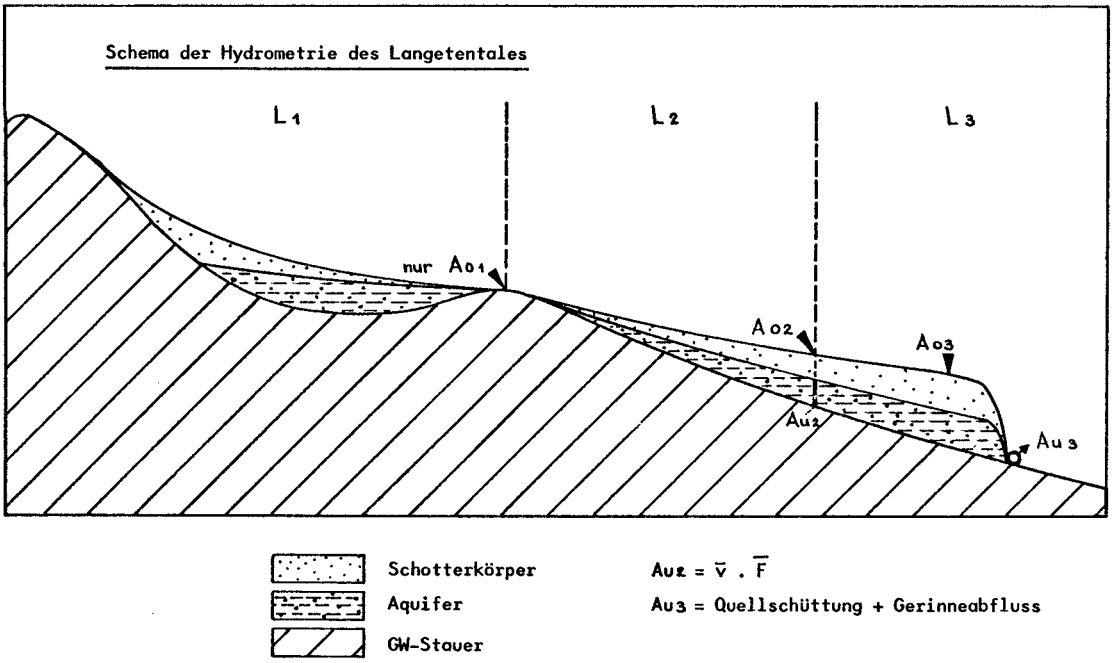


Abb. 2

Die Wasserbilanzen in den Teileinzugsgebieten sind in Tabelle 1 dargestellt. Wesentlich für unsere Fragestellung sind die Differenzgrössen. Sie betragen im L_1 22 mm (Grundwasserabfluss oder Verlustwasser). Diese Grössenordnung liegt im Messfehler drin, wir finden darin eine Bestätigung für die hydrologische Geschlossenheit des Gebietes.

Tabelle 1: Hydrologische Bilanzen im Langetental

Einzugsgebiet bis Häberenbad (L_1)

N_1	=	1094 mm	
A_{01}	=	647 mm	
V_1	=	425 mm	
Δ_1	=	22 mm	= Grundwasser oder Verlustwasser

Einzugsgebiet bis Lotzwil ($L_1 + L_2$)

N_{1+2} = 1058 mm
A_{01+2} = 560 mm
V_{1+2} = 435 mm

Δ_{1+2} = 63 mm = Grundwasser (A_{u1+2})

Einzugsgebiet Häberenbad bis Lotzwil (L_2)

$A_{u2} = N_2 + A_{01} - A_{0(1+2)} - V_2 + QM - A_{u1}$
$= 1017 + 699 - 1151 - 440 + 15 - 24$ mm
= 116 mm (≙ 0,204 m^3/sec)
(QM = Trinkwasser der Fassung Madiswil der Gemeinde Langenthal)

Einzugsgebiet Lotzwil bis Murg (L_3)

$A_{u3} = N_3 + A_{u2} - (V + A_{03\,dir} + A_{ARA})$
$A_{u-} = 1025 + 250 - (445 + 270 + 90)$ mm = 470 mm

A_{u3} berechnet: 470 mm
A_{u3} gemessen: 1177 mm

Wenn wir die Teileinzugsgebiete $L_1 + L_2$, d.h. vom Quellgebiet bis zur Abflussstation Lotzwil, berechnen, erhalten wir 63 mm Grundwasserabfluss. Im Teileinzugsgebiet L_2 allein beträgt der Grundwasserabfluss im Querschnitt von Lotzwil umgerechnet 116 mm.

Wenn wir schliesslich den Wasserhaushalt für das unterste Einzugsgebiet von Lotzwil bis zur Murg berechnen, erhalten wir einen berechneten unterirdischen Abfluss von 470 mm.

Damit kommen wir zu der interessanten Grösse. Der gemessene unterirdische Abfluss im L_1, umgerechnet auf die Fläche des Einzugsgebietes, beträgt 1177 mm. Das heisst mit anderen Worten, dass sich im L_3 interne Austausche im hydrologischen Kreislauf vollziehen müssen. Diese können nur vom oberirdischen zum unterirdischen Abfluss stattfinden. Es müssen Formen von Infiltration sein: direkte Infiltrationen aus dem Bachbett, Wässerungsinfiltrationen und Hochwasserinfiltrationen.

Aufgrund der ermittelten Wasserbilanzen im Langetental bestehen im untersten Einzugsgebiet im langjährigen Mittel 707 mm (0,578 m^3/sek) des unterirdischen Abflusses aus diesen verschiedenen Infiltrationstypen.

Es gilt nun in einer nächsten Arbeitsphase, diese ermittelte Grösse von rund 700 mm Wasserübertritt vom oberirdischen zum unterirdischen Abfluss über Infiltrationen experimentell auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Darüber hinaus muss dieser hydrologisch entscheidende Wert in seinen einzelnen Grössen beziffert werden können. Die Speisungsgrössen der verschiedenen Infiltrationstypen müssen zahlenmässig belegt werden.

Das Bewässerungssystem

Aus Feldbeobachtungen wissen wir, dass während der Bewässerungsphasen grössere Wassermengen in den Untergrund versickern. Das Wiesenbewässerungssystem im Langetental stellt heute eine besondere Nutzungsform dar, die wir, soweit es zum Verständnis unserer Fragestellung nötig ist, beschreiben wollen. Die Wiesenbewässerung erzeugt eine Landschaft von eigenem Gepräge: weite Grünlandflächen, die als Naturwiesen vom Typ der Fromentalwiese ausgebildet sind. Ein vielfältiger Grasbestand, dazu die Hecken entlang der Bewässerungsgräben und des Talflusses ergeben gesamthaft eine sehr naturnahe Landschaft. Obwohl wir in unserer meist hochintensiv genutzen Umwelt diese Mattenlandschaft als naturnahe empfinden, ist es doch eine vom Menschen geschaffene Kulturlandschaft.

Die ursprüngliche Naturlandschaft müssen wir uns unterhalb Langenthal als Überschwemmungslandschaft vom Akkumulationstyp vorstellen. Auf der alten Schöpfkarte von 1578 ist die Langeten in diesen Niederterrassenfeldern nördlich von Langenthal noch als Versickerungsfluss mit zahlreichen Armen dargestellt. Durch das grosse Meliorationswerk der Zisterzienser-Mönche von St. Urban, im 12./13. Jahrhundert begonnen, wurde die traditionelle Wiesenwässerungsnutzung im Langetental begründet und auch die heutige Landschaft geschaffen. Trotzdem auf den ersten Blick die frühere Naturlandschaft von der heutigen Kulturlandschaft sehr verschieden ist, können wir doch jetzt schon festhalten, dass hydrologisch ein vergleichbarer Zustand herrschte. Die oberirdisch abfliessenden Wasser der Langeten sind auf natürliche Art und Weise in den Untergrund gesickert, haben damit das Grundwasser gespiesen und sind in den auch heute noch fliessenden Quellen

Abb. 3. Typische Wässermattenlandschaft im Langetental. Im Vordergrund Schleusenanlagen an der Langeten. Foto Hans Zaugg, Langenthal

an den Terrassenrändern wieder zutagegetreten. Mit der Einführung der Wiesenbewässerung wurde nun diese natürliche Versickerung gesteuert und gleichzeitig dem Menschen nutzbar gemacht. Mit den Schwebstoffen, die im Wasser mitgeführt werden, wurde eine Kolmatierung erzielt, die nun seit vielen hundert Jahren spielt und die die Ausbildung einer mächtigen, fruchtbaren Bodenschicht erlaubte.

So befinden wir uns heute in einer typischen Alluviallandschaft, in der der Talfluss oftmals über dem Niveau des umgebenden Landes dahinfliesst. Das Bewässerungssystem ist als Rückenbau ausgebildet, d.h. die einzelnen Bewässerungsgräben fliessen ebenfalls auf flachen Rücken über dem Niveau des umgebenden Landes. Damit können sie ihr Wasser nach beiden Seiten

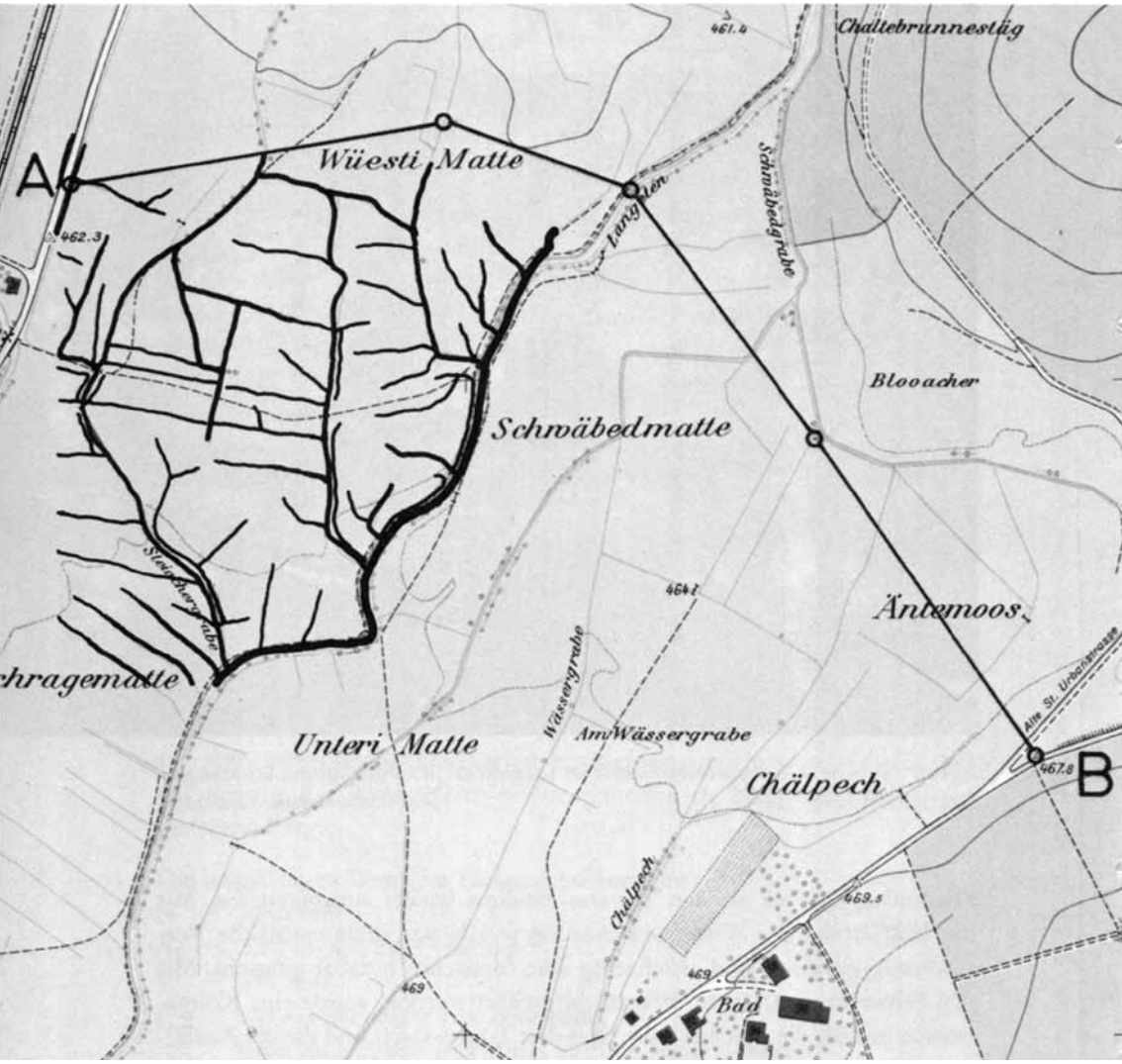


Abb. 4. Das Wässergrabensystem der Matten. Der Ausschnitt aus dem Grundbuchplan von Langenthal wurde in Feldbegehungen vervollständigt. Die Ergänzungen beziehen sich teilweise auf frühere Beobachtungen. Die Skizze zeigt damit den Zustand des Wässerungssystems vor den Eingriffen durch Umbrechen und Überbauung.

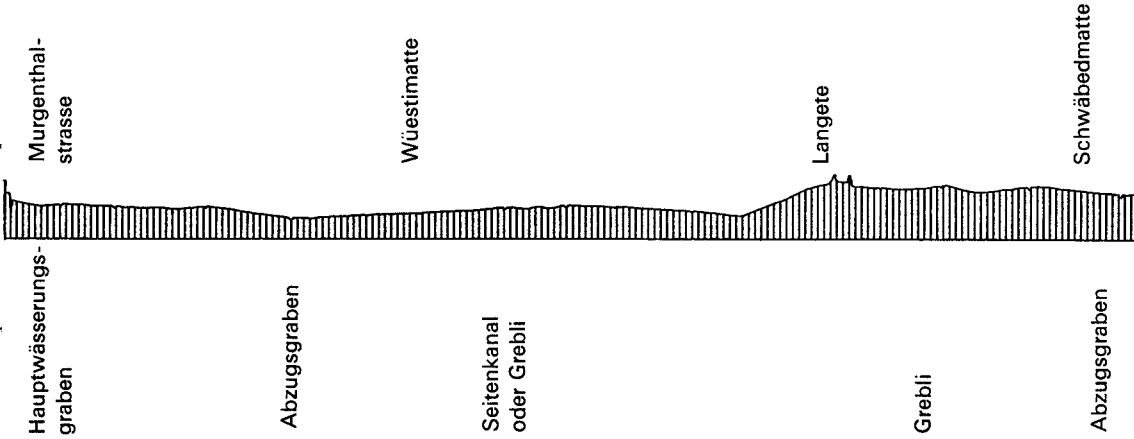


Abb. 5. Querprofil durch die Wässermatten. Die Akkumulationslandschaft der Wässermatten unterhalb Langenthals. Das Profil quer durchs Tal ist 5mal überhöht. Die Profillinie ist in der Abbildung 8 eingetragen (A–B).

hin zur Bewässerung abgeben. Allfälliges Überwasser sammelt sich in Abzugsrinnen und wird wieder dem Vorfluter zugeführt.

Die Anlagen des Bewässerungssystems sind gekennzeichnet durch einen guten Ausbau. Starke, bis vor wenigen Jahren auch handwerklich ausserordentlich wertvolle Schleusenwerke stauen das Wasser des Talflusses auf, um es über die Hauptgräben den Wiesen zuzuleiten. In diesem weitverzweigten Grabensystem sorgen Verteiler verschiedener Grössen für eine gleichmässige Verteilung des Bewässerungswassers. Entsprechend den natürlichen Umgebungsbedingungen ist es eine Bewässerung vom Typ der Rieselbewässerung. Es werden grosse Wassermengen flächenhaft über die Grasnarbe geleitet. Wesentlich ist, dass das Wasser in dauernder Bewegung ist, dass es eben rieselt. Damit ist eine ständige gute Sauerstoffversorgung gewährleistet. Da der Untergrund von guter Durchlässigkeit ist, treten grössere Wassermengen pro Flächeneinheit in den Boden über. Die darin gelösten Nährstoffe können somit vom Boden aufgenommen werden, und das durchsickernde Bewässerungswasser speist den Grundwasserkörper.

Die Bewässerung im Langetental ist ursprünglich landwirtschaftlich motiviert. Primär wurde einmal eine Kolmatierung, d.h. die Schaffung einer Bodenschicht auf die ursprünglich sterilen Sanderflächen beabsichtigt. Dafür wurde der relativ hohe Schwebstoffgehalt im Langetenwasser ausgenützt.

Mit der einsetzenden Bewirtschaftung stellte nun dieser Schwebstoff zusammen mit den gelösten Stoffen im Wasser die dauernde Nachführung von Dünger dar. Wir haben in diesem Sachverhalt den eigentlichen Grund für die nun jahrhundertealte Nutzung des Talbodens in Form von Bewässerungswiesen. In der alten Dreizelgenwirtschaft war die Möglichkeit der Düngung auf natürlichem Wege mit Hilfe des Langetenwassers ein unschätzbarer Vorteil. Es war damit möglich, über den offenen Kreislauf Bewässerungswiese → Stall → Acker, die vorhandene Ackerfläche ausdehnen zu können. Für die weitere Entwicklung ist es wichtig, dass diese Düngung der eigentliche Grund zur Bewässerung war und nicht etwa eine Befeuchtung.

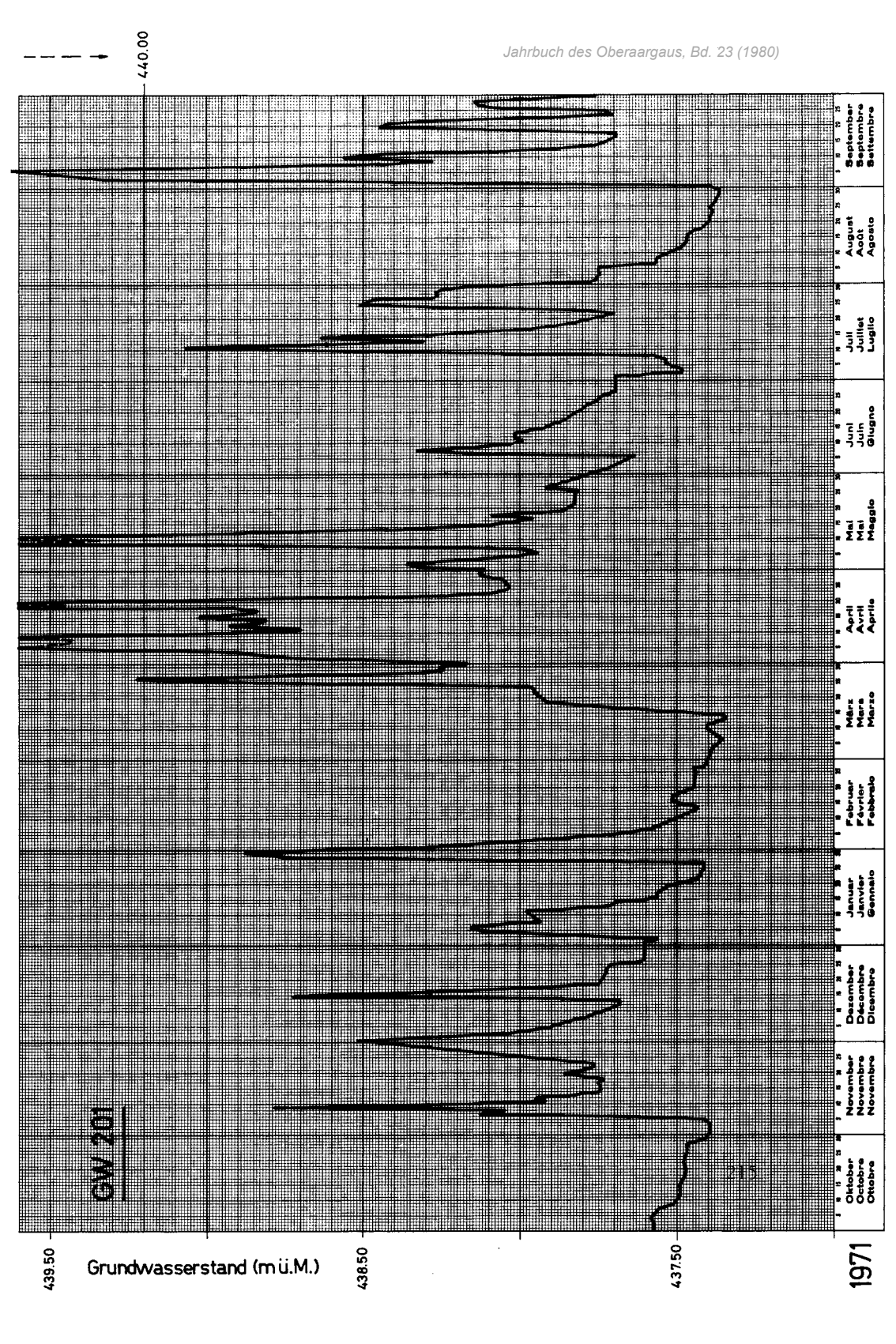
Die alte Kulturlandschaftsverteilung im Langetental war sehr einfach. Der Talboden wurde eingenommen durch die Grünlandflächen der Wässerwiesen, die vor allem als Heumatten und Weide genutzt wurden. Sobald an den ansteigenden Talrändern keine Hochwassergefahr mehr bestand, wurde das offene Land zu Ackerland umgebrochen. Wir haben somit die einfache Verteilung, dass an den Hängen und auf dem Plateau die Ackerflächen liegen, im Talboden die Grünflächen.

Auswirkung der Bewässerung

Die Bewässerung erfolgt grossflächig auf gut bis sehr gut durchlässige Schotter, die den Grundwasserträger darstellen. Da die Rieselwirtschaft grosse Wassermengen benötigt, ergeben sich daraus hohe Sickerleistungen. Der mittlere Wert der Sickerleistung nach zwei Tagen im Langetental liegt bei rund 3 m pro m^2 und Tag. Beachten wir die Grössenordnung dieser drei Meter pro Tag. Das entspricht einem Wert von 3 Jahresniederschlägen! Oder umgerechnet dem Betrag von 5 bis 10 Nettojahreswerten an Infiltration allein aus den Niederschlägen. Wir können daraus ersehen, dass diese Bewässerungsinfiltrationen von grosser hydrologischer Bedeutung sind. An einem einzigen Tag können auf eine Flächeneinheit 5 bis 10 natürliche Versickerungsjahre eingebracht werden.

Es ist nun ohne weiteres ersichtlich, dass diese starken Infiltrationen in kurzer Zeit das Grundwasser entsprechend beeinflussen müssen. Wir können

Abb. 6. Typische Ganglinie des Grundwasserspiegels in Wässermattengebieten. (Tagesmittel). GW 201: Messstelle.


440.00
GW 201
Oktober
Octobre
Ottobre
November
Novembre
Novembre
Dezember
Décembre
Dicembre
Januar
Janvier
Gennaio
Februar
Février
Febbraio
März
Mars
Marzo
April
Avril
Aprile
Mai
Mai
Maggio
Juni
Juin
Giugno
Juli
Juillet
Luglio
August
Août
Agosto
September
Septembre
Settembre
439.50
Grundwasserstand (m ü.M.)
438.50
437.50
1971

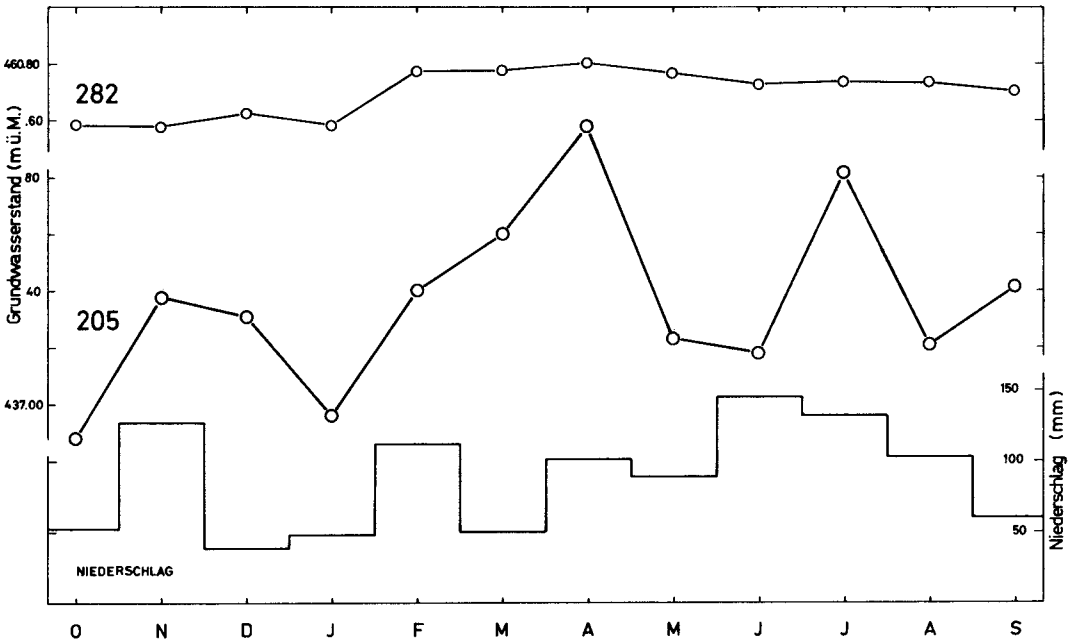


Abb. 7. Vergleichende Darstellung von Grundwasser-Ganglinien aus unbewässertem (282) und bewässertem (205) Gebiet zusammen mit dem Niederschlag in mm (Monatsmittel 1970–1973).

hier den Grundwasserspiegel als Messgrösse heranziehen und dann die Auswirkungen der Bewässerungsinfiltrationen darstellen.

Die einzelnen Wässerungen rufen Grundwasserspiegelschwankungen von mehreren Metern in wenigen Tagen hervor. Die Grundwasserganglinie der Tagesmittel aus einem Bewässerungsgebiet ist gekennzeichnet durch sehr schmale Spitzen, durch eine wechselnde Abfolge von Hoch- und Niedrigwasserständen, hervorgerufen durch Bewässerungs- oder auch durch Hochwasserversickerungen, die die gleiche Wirkung haben. Diese Ganglinie ist einer oberirdischen Abfluss-Ganglinie ähnlicher als einer Grundwasserganglinie, wie wir sie sonst als typisch erkennen.

Wenn wir die Monatsmittel der Grundwasserstände auftragen, ergibt sich ein sehr interessantes Bild. Wir können Hochstände im November, im April, im Juli und im September feststellen. Wenn wir diese Bewässerungs-

ganglinie mit der Ganglinie aus dem gleichen *Aquifer* aber im unbewässerten Gebiet vergleichen, sehen wir, dass sie eine völlig andere Gestalt hat. Nur gerade der Höchststand im April, der dem natürlichen Jahreshochstand entspricht, ist ähnlich – allerdings im unbewässerten Gebiet viel flacher.

Wo liegt nun die Ursache für diese vier Hochstände während des Jahres? Wenn wir dazu die aus landwirtschaftlichen Bedürfnissen gesteuerte Bewässerung heranziehen, sehen wir, dass die Grundwasserganglinie das direkte Abbild der Bewässerungsperioden darstellt. Eine erste Bewässerungsperiode im Hydrologischen Jahr liegt im Frühwinter und erzeugt einen Hochstand im November, einen relativen im Dezember. Im Januar folgt ein Tiefstand, meistens der Jahrestiefststand, der vom Februar über den März bis zum April zum Jahreshochstand ansteigt. Hier überlagern sich natürliche Einflüsse, nämlich die Speisung aus natürlichen Gründen und die Frühjahrsbewässerung, die je nach Witterung bereits im Februar oder erst im März einsetzt, um dann im April ihre intensivste Phase zu erreichen. Mit dem Heranwachsen des ersten Grasschnittes wird die Bewässerung eingestellt, und die Wasservorräte im Boden werden aufgebraucht. Es erfolgt zum Mai hin ein deutlicher Abfall im Grundwasserstand, der bis zum Juni anhält. Nach dem ersten Schnitt wird Ende Juni oder anfangs Juli kurz, aber intensiv bewässert, was sich in einem relativen Hochstand im Monat Juli ausdrückt. Dann wiederum ein Abfallen des Grundwasserstandes im August, während des Heranwachsens des zweiten Schnittes, eine weitere kurze und intensive Bewässerungsphase nach dem zweiten Schnitt, die zum nächsten Hochstand im September führt. Wir können daher von einer typischen Bewässerungs-Grundwasserganglinie sprechen.

Wässerungen und Grundwasserstand

Anhand einiger Fallstudien sollen nun die positiven Auswirkungen von Wässerungen auf das Grundwasser gezeigt werden. Der Einfluss der Wässerungsversickerungen auf den Grundwasserspiegel lässt sich sowohl in Einzelereignissen als auch in den Mittelwerten verfolgen.

Die Abbildung 8 zeigt das Resultat einer Messreihe in der Trockenperiode Ende 1971 in den unteren Langenthaler Matten. Neben der gesamthaft steigenden Tendenz der Ganglinie ist auch eine direkte Abhängigkeit

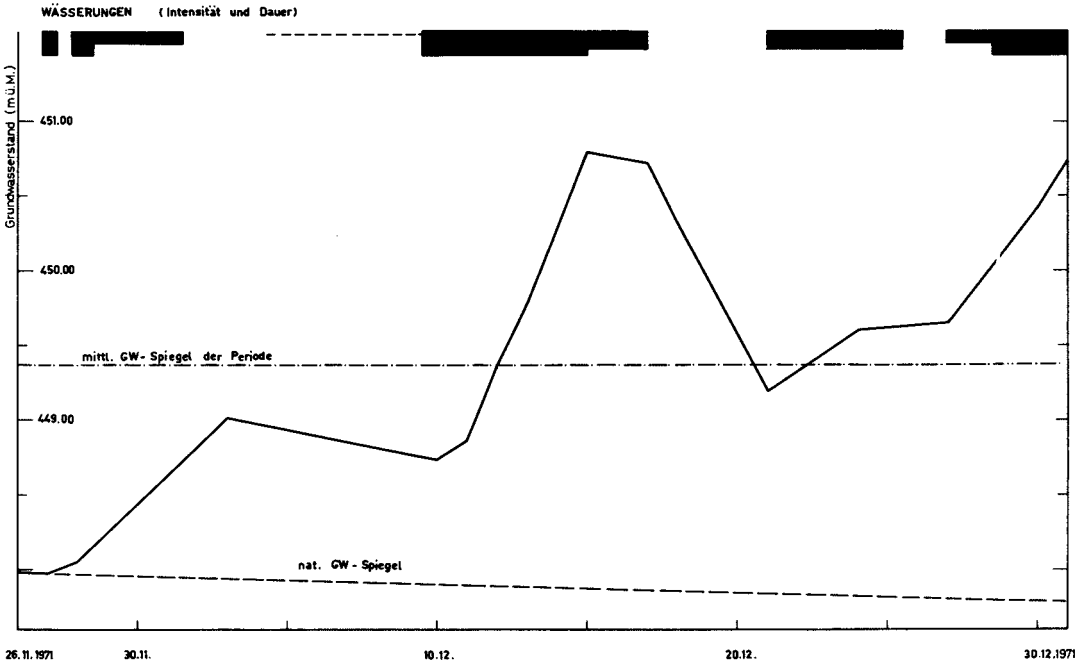


Abb. 8. Wässerung und Grundwasserstand (m ü. Meer). Messstelle G 274 in den unteren Langenthaler Matten. Der Grundwasserstand wird durch die Wässerungen beeinflusst.

von den Wässerungen unverkennbar. Verglichen mit den Grundwasserganglinien von Messstellen ausserhalb der Wässerungsbereiche (hier ausgedrückt als natürlicher Grundwasserspiegel) zeigt diese eine gegenläufige Bewegung. Die mittlere Differenz zwischen natürlichem und angereichertem Grundwasserspiegel beträgt 1,39 m. In der 35tägigen Beobachtungsperiode sind rund 800 000 m^3 Wässerwasser versickert, die im Raume Brunnmatt als Grundwasser wieder zutage getreten sind.

Die Möglichkeit, durch Wässerungen die Grundwasserergiebigkeit zu steigern, haben einzelne, mit der Natur oder dem Wasser verbundene Leute auch in der Vergangenheit schon gekannt und genutzt. Die Nutzung beruhte auf der praktischen Erfahrung. So war bekannt, dass die Schüttungen von Grundwasser-Quellfassungen in den Gemeinden Ursenbach, Madiswil, Lotzwil, Langenthal und Roggwil durch Wässerungen beeinflusst werden

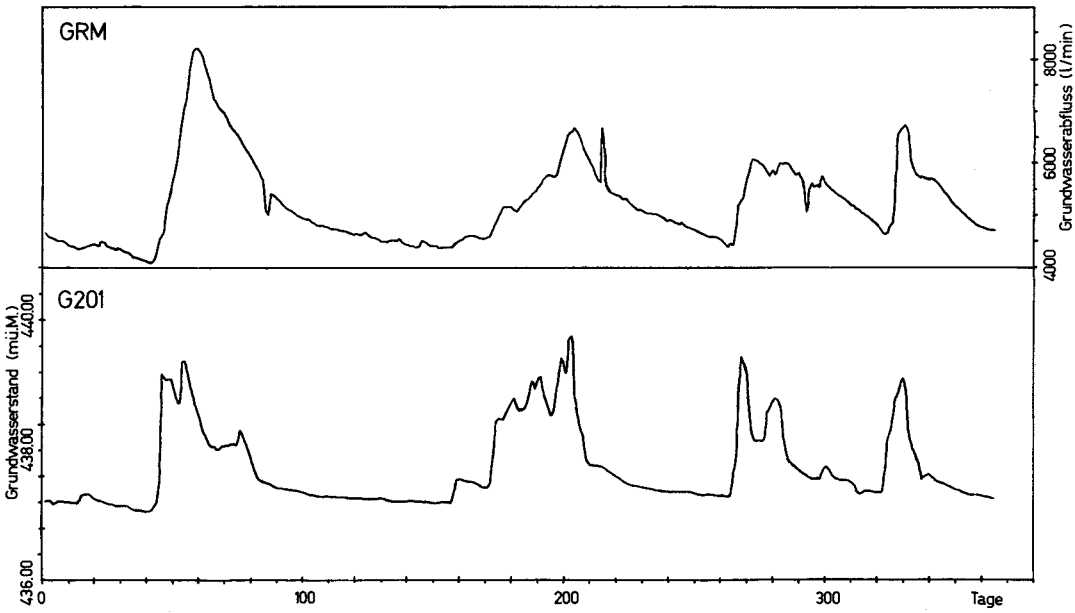


Abb. 9. Ganglinien des Grundwasserabflusses (GRM) und des Grundwasserstandes (G 201), Tagesmittel 1973. Der weitgehend parallele Verlauf der Ganglinien zeigt die Abhängigkeit des Grundwasserabflusses vom Grundwasserstand, der stark durch Wässerungsversickerungen beeinflusst ist.

konnten. Ebenso steigt der Quellertrag der Grundwasseraufstösse in den Brunnmatten nach Wässerungen in den unteren Langenthaler Matten. Zur detaillierten Beschreibung der Beziehung zwischen Bewässerung und Grundwasser wurden eigentliche Bewässerungsversuche durchgeführt. Diese bestätigten die sehr enge Beziehung zwischen der Bewässerung und dem Grundwasser. Damit erhält die Wiesenbewässerung eine grosse Bedeutung für die Trinkwasserversorgung. Diese wird in der Region vorwiegend aus dem Grundwasser bestritten. Die Quellergüsse an den Terrassenrändern, die zu einem guten Teil für die kommunalen Trinkwasserversorgungen gefasst sind, zeigen einen parallelen Verlauf zum Grundwasserspiegel im Aquifer. Wir haben somit die Möglichkeit, über die Wiesenbewässerung die Grundwasservorräte und damit auch die Trinkwasservorräte direkt zu steuern.

Nutzungsänderungen

Wir kennen die traditionelle Nutzung des Talbodens als Dauergrünland in Form der Wässerwiesenwirtschaft. Die Folge dieser Nutzung ist eine namhafte Speisung des Grundwassers. Eine Begehung des Gebietes zum heutigen Zeitpunkt wird nun aber zeigen, dass die traditionelle Nutzung von andern Nutzungsarten abgelöst wird.

Das Bewässerungssystem selbst zeigt bereits verschiedene Auflösungserscheinungen: verwachsene Gräben oder beschädigte oder gar verfallene Anlagen. Insbesondere die handarbeitsintensiven Teile des Bewässerungssystems sind oft in einem schlechten Zustand anzutreffen. Wenn wir dieser Entwicklung etwas auf den Grund gehen, sehen wir, wie die strukturellen Veränderungen in der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg Auswirkungen auf die Wiesenbewässerungsnutzung zeigen. Der wichtigste Grund ist dabei das Aufkommen des Kunstdüngers. Mit dieser Möglichkeit, zusätzlich und relativ einfach Düngerstoffe auf die landwirtschaftliche Nutzfläche auszubringen, ist der bis dahin grosse Vorteil der Düngung über die Wiesenbewässerung dahingefallen. Der Schwebstoff im Langetenwasser wurde durch den Kunstdünger mehr und mehr verdrängt, da dieser mit weniger Arbeitsaufwand die gleiche Nutzung erzielt. Dazu mag auch kommen, dass sich mit dem Kunstdünger eine bessere Verteilung der Nährstoffe erreichen lässt als mit Bewässerung.

Ein weiterer wichtiger Grund, der zu einer zunehmenden Auflassung des Wiesenbewässerungssystems geführt hat, war die Mechanisierung in der Landwirtschaft. Mit den aufkommenden Traktoren und Maschinen wurde es immer schwieriger, die von vielen Gräben und Gräblein durchzogenen Wiesen rationell zu nutzen. Heute sind Landwirtschaftsbetriebe häufig Ein-Mann-Betriebe. Handarbeit kann nur noch beschränkt ausgeführt werden. Der moderne vollmechanisierte Landwirt verlangt einfache Parzellen zur Bearbeitung.

In der gleichen Richtung hat die moderne Landwirtschaftspolitik gewirkt. Mit der Subventionierung der Ackerprodukte sind diese gegenüber der Graswirtschaft finanziell immer interessanter geworden. Der Bauer kann heute aus der gleichen Fläche Ackerland mehr Ertrag herauswirtschaften als auf der gleichen Fläche Wiesland. So wurden denn die weniger überschwemmungsgefährdeten Gebiete in der alten Wässermattenlandschaft Stück um Stück zu Ackerland umgebrochen. In neuester Zeit hat besonders auch der

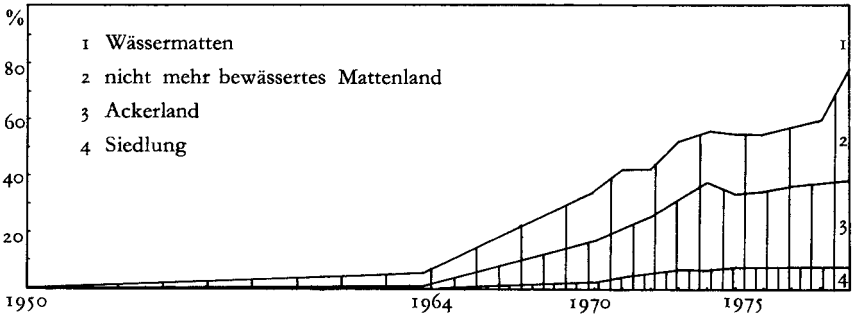


Abb. 10. Nutzungswandel in den unteren Langenthaler Matten.

Beschluss zur Milchkontingentierung den Bauern wiederum gezwungen, weiteres Grünland zu Ackerland umzubrechen. Die letzte Phase der Entwicklung ist jeweils die Überbauung. Auch hier bestehen Konfliktträume zwischen Landwirtschaft einerseits und Siedlung andererseits. Die flachen Talböden gehören zu den beliebtesten Bauplätzen, insbesondere auch für Gewerbe und Industrie.

Auf einer Testfläche im unteren Langetental, nördlich von Langenthal, haben wir diese Nutzungsänderungs-Entwicklung seit 1970 detailliert verfolgt.

Tabelle 2: Nutzungswandel in den unteren Langenthaler Matten

Nutzungsart	Anteil in %											
	1950	1964	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979
Mattenland bewässert	100	93,8	65,6	58,0	57,3	48,0	44,1	45,1	45,1	42,9	40,2	23,5
Mattenland nicht mehr bewässert	0*	5,0*	17,0	205,	16,7	19,6	18,1	21,4	20,0	20,2	21,1	38,5
Ackerland/ Gartenbau	0	1,2	15,5	16,9	20,6	25,9	31,3	26,1	27,5	29,5	31,3	30,6
überbaut	0	0	2,4	4,6	5,4	6,5	6,5	7,4	7,4	7,4	7,4	7,4

* Schätzungen

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

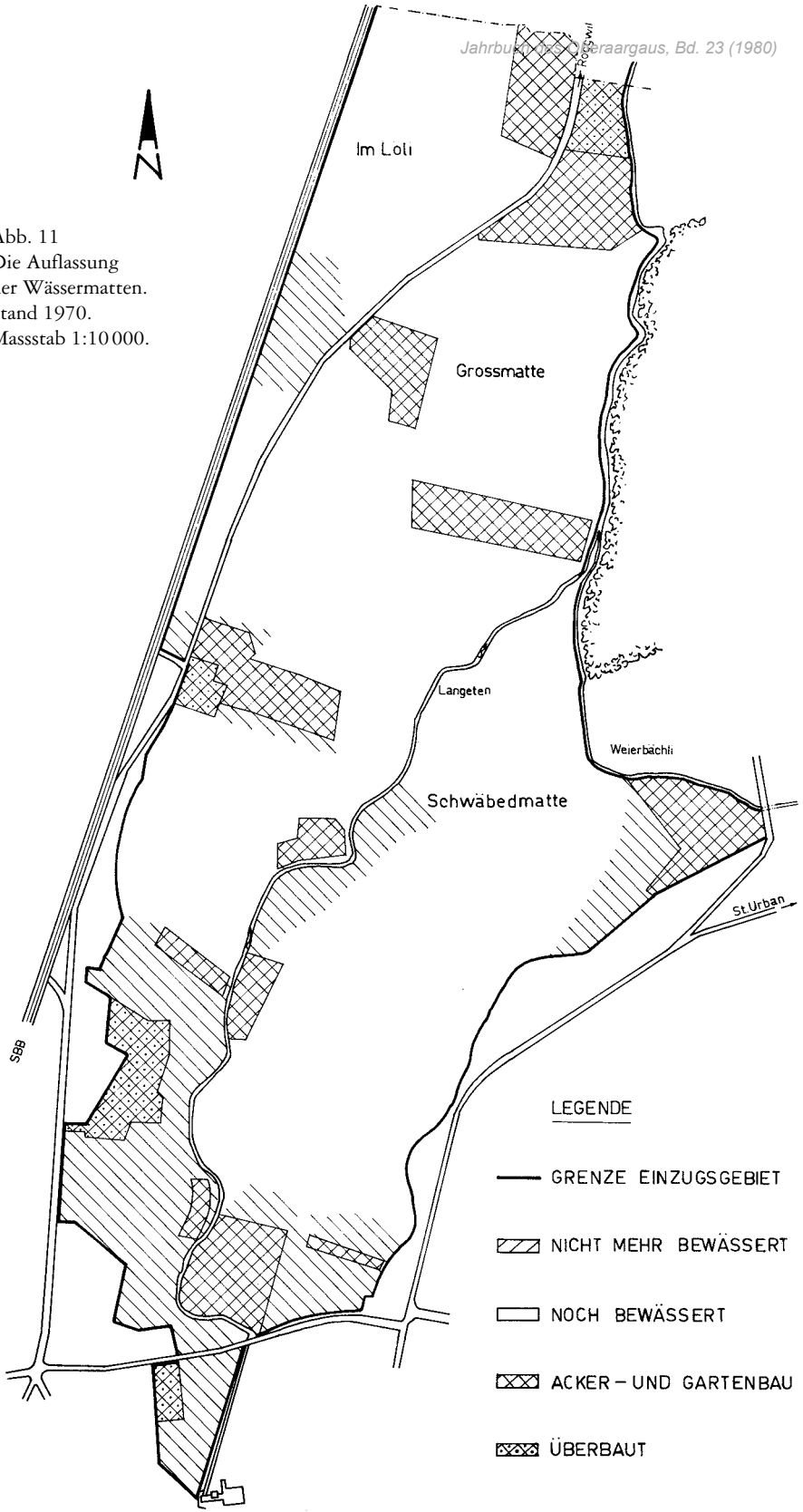


Abb. 11
Die Auflassung
der Wässermatten.
Stand 1970.
Massstab 1:10 000.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

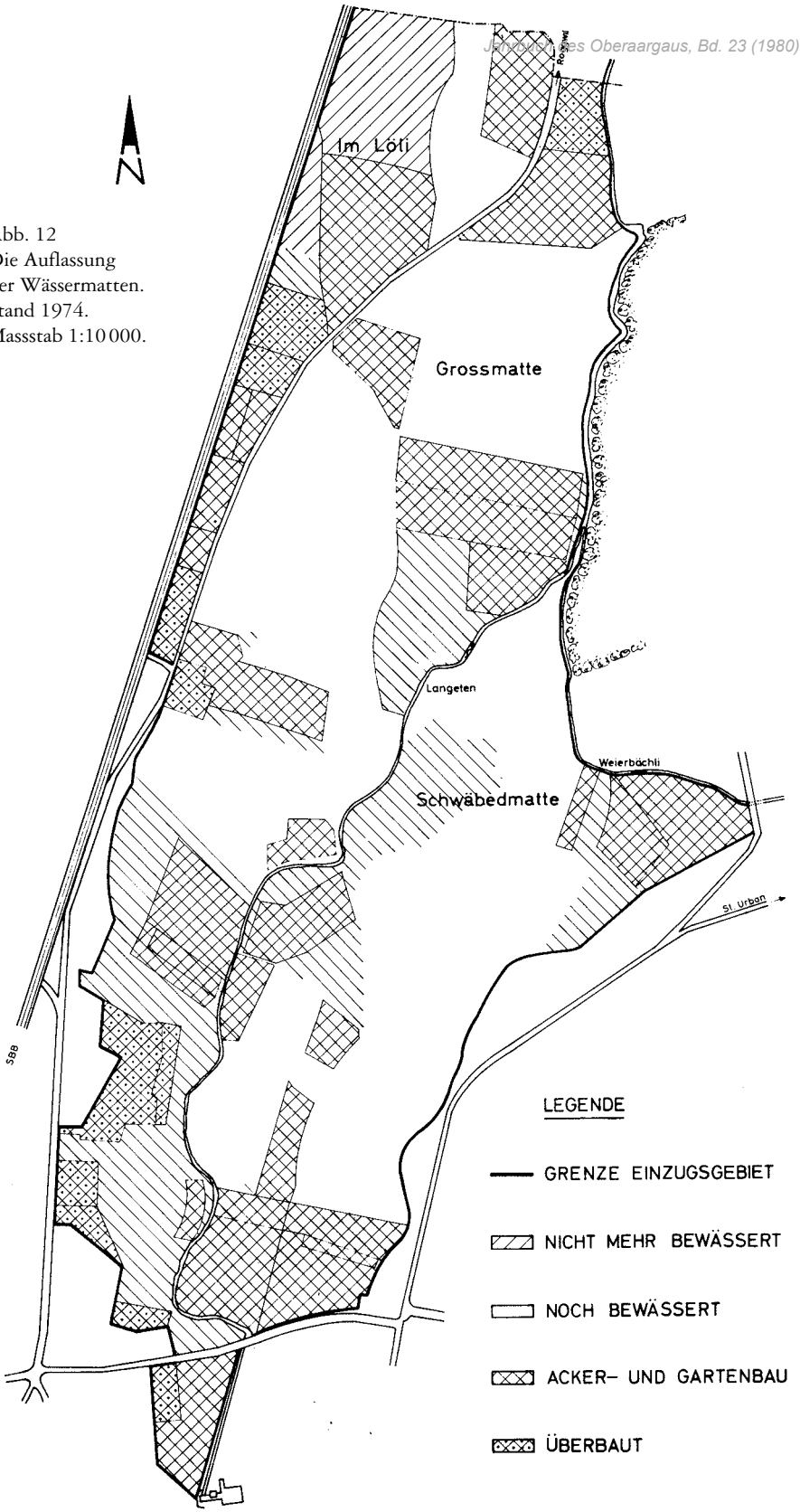


Abb. 12
Die Auflassung
der Wässermatten.
Stand 1974.
Massstab 1:10 000.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

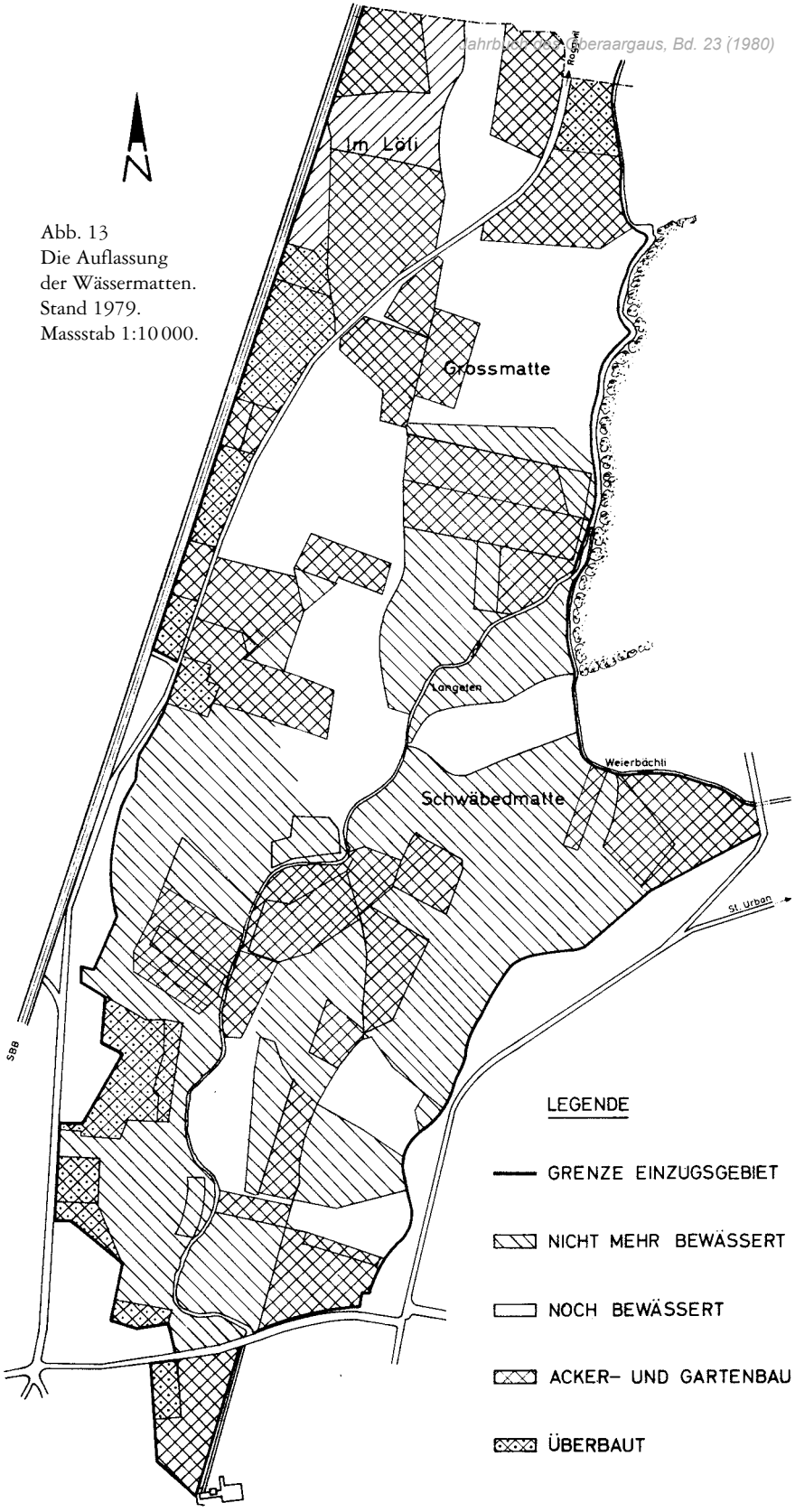


Abb. 13
Die Auflassung
der Wässermatten.
Stand 1979.
Massstab 1:10 000.

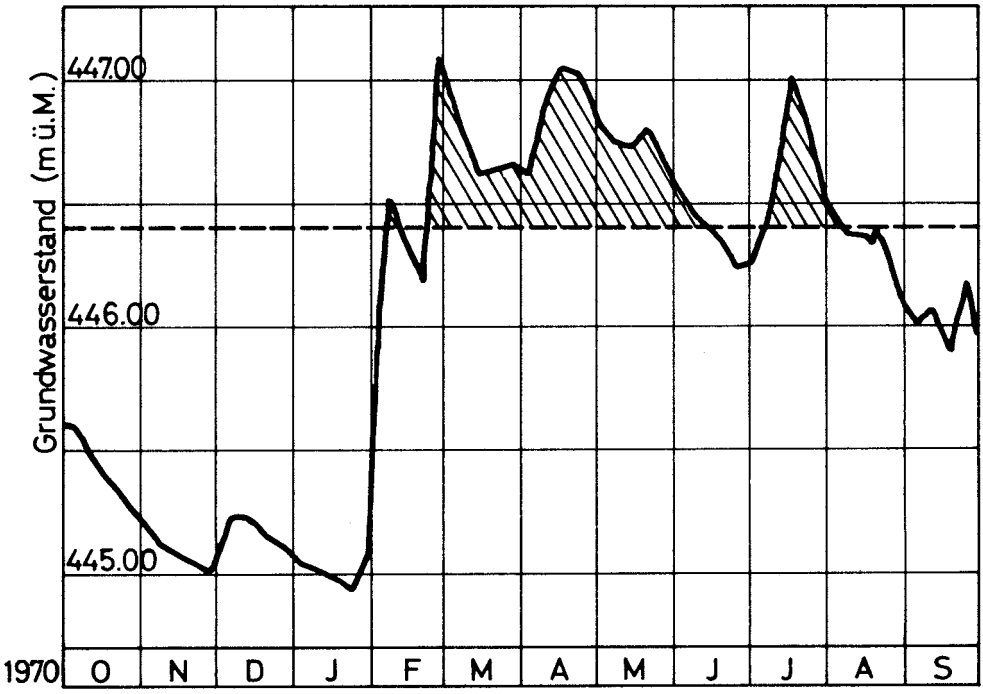


Abb. 14. Vom Quellbach zum Sickerbach. Zeitweilige Umkehr der Quellbachfunktion des Brunnbaches in die eines Sickerlaufes infolge Grundwasserabsenkung.
––– Niveau Bachsohle, schraffiert: Phasen von Grundwasserabfluss im Brunnbach.

Zusammenfassend können wir also feststellen, dass eine deutliche Entwicklung in Richtung Auflassung des alten Wiesenbewässerungssystems besteht.

Folgen der Nutzungsänderungen

Die Änderung eines so bedeutenden hydrologischen Elementes wie der Wiesenbewässerung kann nicht ohne Folgen bleiben. Es sei nochmals festgehalten, dass ein Tag Bewässerung mehreren Jahresniederschlägen an Versickerung, d.h. an Grundwasserspeisung, entspricht.

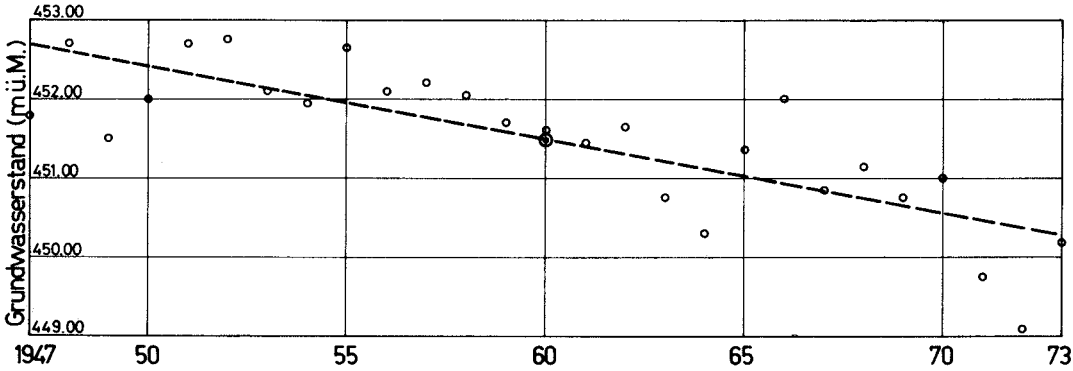


Abb. 15. Grundwasserstand und Trend 1947–1973 in der Fassung Hard (G 270)
○ mildere jährliche Grundwasserstände
⊙ mittlerer Grundwasserstand 1947–1973
––– Trendlinie der durchschnittlichen Absenkung

Die Folgen dieser Nutzungsänderung im Grundwasser können denn auch deutlich verfolgt werden. Ein schönes Beispiel dafür ist der Wasserspiegel des Mumenthalerweihers. Während dieser vor zwanzig Jahren noch gefüllt war und damit eine grosse Wasserfläche aufwies, liegt der Wasserspiegel heute rund 1,5 m tiefer, der Weiher ist stark verlandet.

Eine zweite, von blossem Auge im Gelände sichtbare Erscheinung ist das Abgehen von Quellen und das Austrocknen von Quellbächen. Der frühere Brunnbach, der wie der Name sagt, von Quellen gespiesen wird, ist in den letzten Jahren ausgetrocknet und somit vom Quellbach zum «Sickerbach» geworden.

Die Verfolgung des Grundwasserspiegels im Grundwasserpumpwerk Hard von Langenthal von 1947–1973 zeigt bei grösseren jährlichen Variationen einen eindeutigen Trend nach unten. Die Spiegelabsenkung beträgt hier rund 2 m.

Dieser Trend lässt sich ganz generell für alle Quellergüsse und Grundwasserspiegel im untersten Teileinzugsgebiet verfolgen. Der Grund kann nur im zunehmenden Verbrauch und/oder in fehlender Speisung liegen. Der Verbrauch ist zwar angestiegen, doch niemals in dem Masse, der eine solche Spiegelabsenkung begründen könnte. Der Niederschlag zeigt über die gleichen Jahre hinweg zwar auch grössere jährliche Variationen von ±30%, wie

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

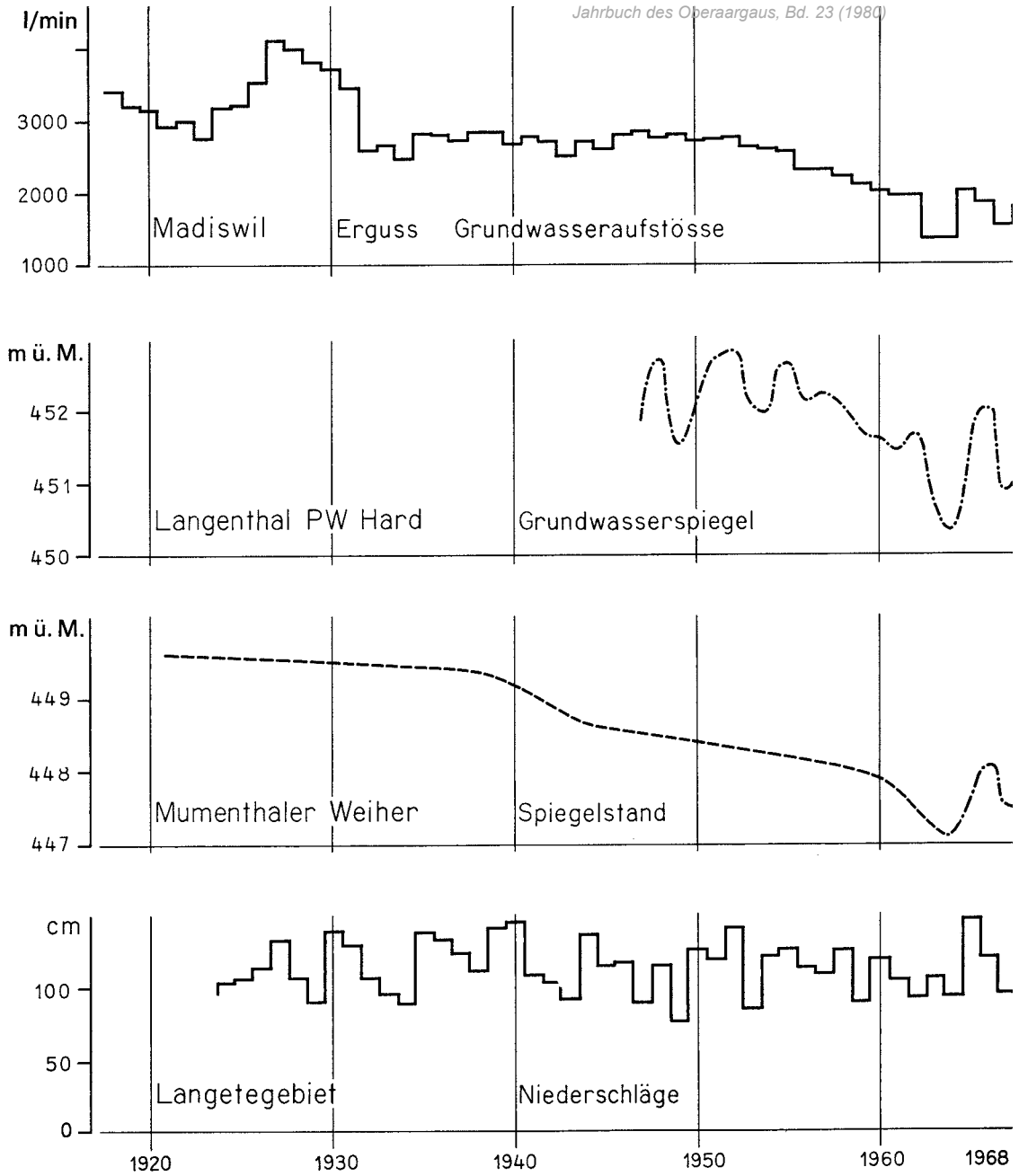


Abb. 16. Grundwasserstände und Niederschlag seit 1920. Absenkung des Grundwasserspiegels bei gleichbleibenden Niederschlagsmengen. Aus *Binggeli* 1974.

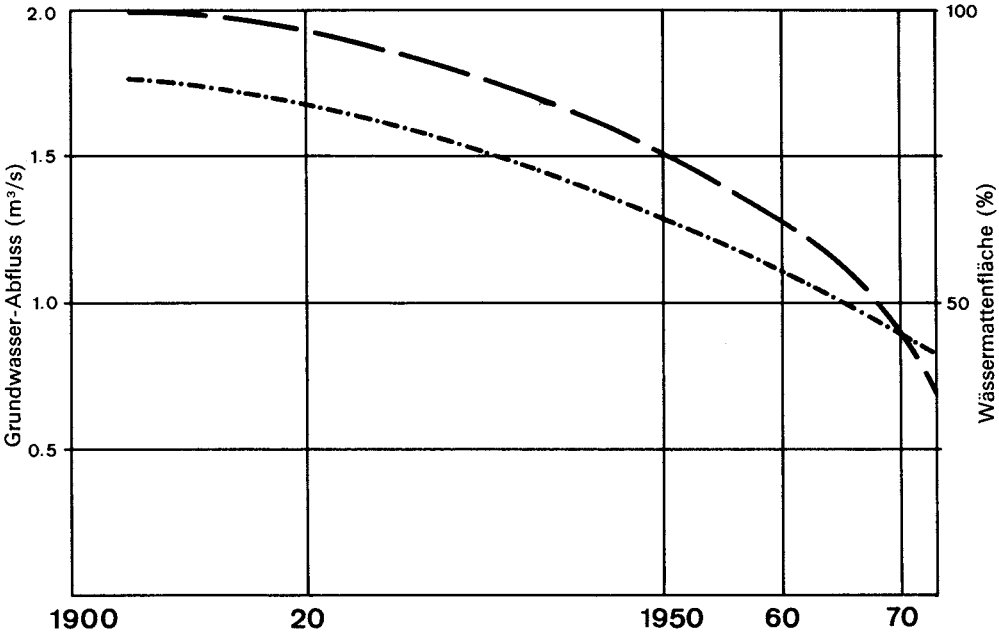


Abb. 17. Beziehung zwischen Grundwasserabfluss (strichpunktiert) und abnehmender Wässermattenfläche (gestrichelt) im Zeitraum 1900–1970.

wir das aus dem Mittelland kennen. Irgendein Trend ist aber nicht erkennbar, im langjährigen Mittel sind die Niederschlagsmengen gleich.

Der Grund dieser sinkenden Grundwasserspiegel muss damit hauptsächlich in der Auflassung des Wiesenbewässerungssystems gesucht werden. Wenn wir die Entwicklung dieser Auflassung der Entwicklung des Grundwassers gegenüberstellen, können wir seit Beginn des Jahrhunderts eine weitgehend parallele Entwicklung feststellen. Kurz nach der Jahrhundertwende betrug der Flächenanteil an Wässermatten rund 100%. 1916 beträgt die Grössenordnung des Grundwasserabflusses rund 1,7 m^3/sek. Die neusten Zahlen Ende 1973 lauten auf rund 30% Wässermattenfläche und noch rund 0,9 m^3/sek Grundwasserabfluss.

Selbstverständlich sind auch andere Einflüsse mitbeteiligt: eine zunehmende Versiegelung der Landschaft hat in der Untersuchungsperiode zu einer Verminderung der natürlichen Grundwasserspeicherung von 3 bis 4 mm pro Jahr geführt. Dazu kommt der zunehmende Wasserbedarf des

Menschen, der auf 6 bis 7 mm veranschlagt werden kann. Wenn wir nun diese rund 10 mm pro Jahr verminderter natürlicher Grundwasserspeisung vergleichen mit der Grössenordnung der Infiltration aus dem Wiesenbewässerungssystem von 707 mm pro Jahr, sehen wir, dass es eine ganz andere Grössenordnung ist und dass die übrigen Einflüsse nur rund 1 bis 2% der Infiltrationsgrösse betragen. Die Wiesenbewässerung ist daher das dominante hydrologische Hauptelement im untersten Langetental.

Tabelle: 3: Anteile an der Grundwasserspeisung im untersten Teileinzugsgebiet der Langete

Niederschläge und unterirdische Zuflüsse	40%
Direkte Infiltrationen aus dem Bachbett	3%
Hochwasserversickerung	7%
Bewässerungs-Infiltrationen	50%
	100%

Prognosen für die Zukunft

In den vergangenen Kapiteln haben wir die Grundlagen für eine Prognose zusammengestellt. Wir können davon ausgehen, dass das Grundwasser die Trinkwasserreserve für die Region darstellt. Es ist eine regenerierbare Reserve, die über die Kausalkette Langete → Wässermatten → Grundwasser → Wasserversorgung zusammengehängt ist.

Wenn wir nun die Grössen der einzelnen Grundwasserspeisungen quantifizieren, sehen wir, dass die Niederschläge und die unterirdischen Zuflüsse rund 40% des Grundwasserdargebotes betragen, die direkten Infiltrationen aus der Langete 3%, die Hochwasserversickerungen 7% und die Versickerungen über die halbnatürliche Anreicherung über die Wässermatten 50%. Wir haben also vom Status quo auszugehen, dass rund die Hälfte des verfügbaren Trinkwassers im untersten Teileinzugsgebiet der Langeten aus dem Wiesenbewässerungssystem stammt.

Unter der Bedingung, dass die heutige Bewässerungsfläche bleibt, muss trotzdem eine Fehlwassermenge für die Zukunft in Aussicht gestellt werden.

Dies deshalb, weil die Trends für den Bedarf und für das Angebot gegenläufig sind. Der Bedarf wird weiterhin steigen, das Angebot im besten Falle gleichbleiben, aber wahrscheinlich doch weiterhin noch etwas zurückgehen.

Dazu kommt im gegenwärtigen Zeitpunkt ein politisches Moment. Die Langetenkorrektion birgt die reale Gefahr in sich, dass das Wässermattensystem vollständig aufgelassen wird. Wenn die Hochwassergefahr endgültig gebannt ist, wird der Landwirt die letzten Naturwiesen, damit auch die letzten Bewässerungsflächen, in die Fruchtfolge nehmen und umbrechen. Die Milchkontingentierung hat diese Entwicklung noch gefördert.

Wir können somit die Prognose stellen, dass in diesem Falle die Wasserversorgung zusammenbrechen wird, weil eine Reduktion des Grundwasserdargebotes um 50% bereits heute weit unter der Bedarfsgrösse liegt.

Dazu kommt ein Gesichtspunkt, von dem wir bis jetzt noch nicht gesprochen haben, nämlich die Wasserbeschaffenheit, d.h. letztlich die Qualität des Trinkwassers. Untersuchungen haben gezeigt, dass überall dort, wo die Wiesenbewässerung eingestellt wird, wo damit von einer extensiven Landwirtschaft zu einer intensiven Bewirtschaftung des Landes hinübergewechselt wird, sich die Grundwasserbeschaffenheit merklich verschlechtert. Wir müssen auch hier die Prognose stellen, dass sich nach vollständiger Auflassung des Wiesenbewässerungssystems im Langetental eine deutliche Verschlechterung der Wasserqualität ergeben wird.

Lösungsmöglichkeiten

Wenn wir in dieser Situation nach Lösungsmöglichkeiten suchen wollen, müssen wir vom tatsächlichen Ausgangspunkt ausgehen, nämlich dem, dass ein enger Zusammenhang besteht zwischen der Langetenkorrektion, dem Wiesenbewässerungssystem und der Wasserversorgung. Und wir müssen davon ausgehen, dass die Wässermatten das Hauptelement im hydrologischen Geschehen darstellen, bei dessen Ausfall es zur Störung des Gleichgewichts kommt.

In den letzten Jahren sind verschiedene Korrektionsvorschläge für die Langete gemacht 'worden. Eine erste Variante war technologischer Natur. Hier sollte eine Lösung des brennendsten Problems angegangen werden, nämlich die Bannung der Hochwassergefahr, d.h. die Korrektion des Langetengerinnes.

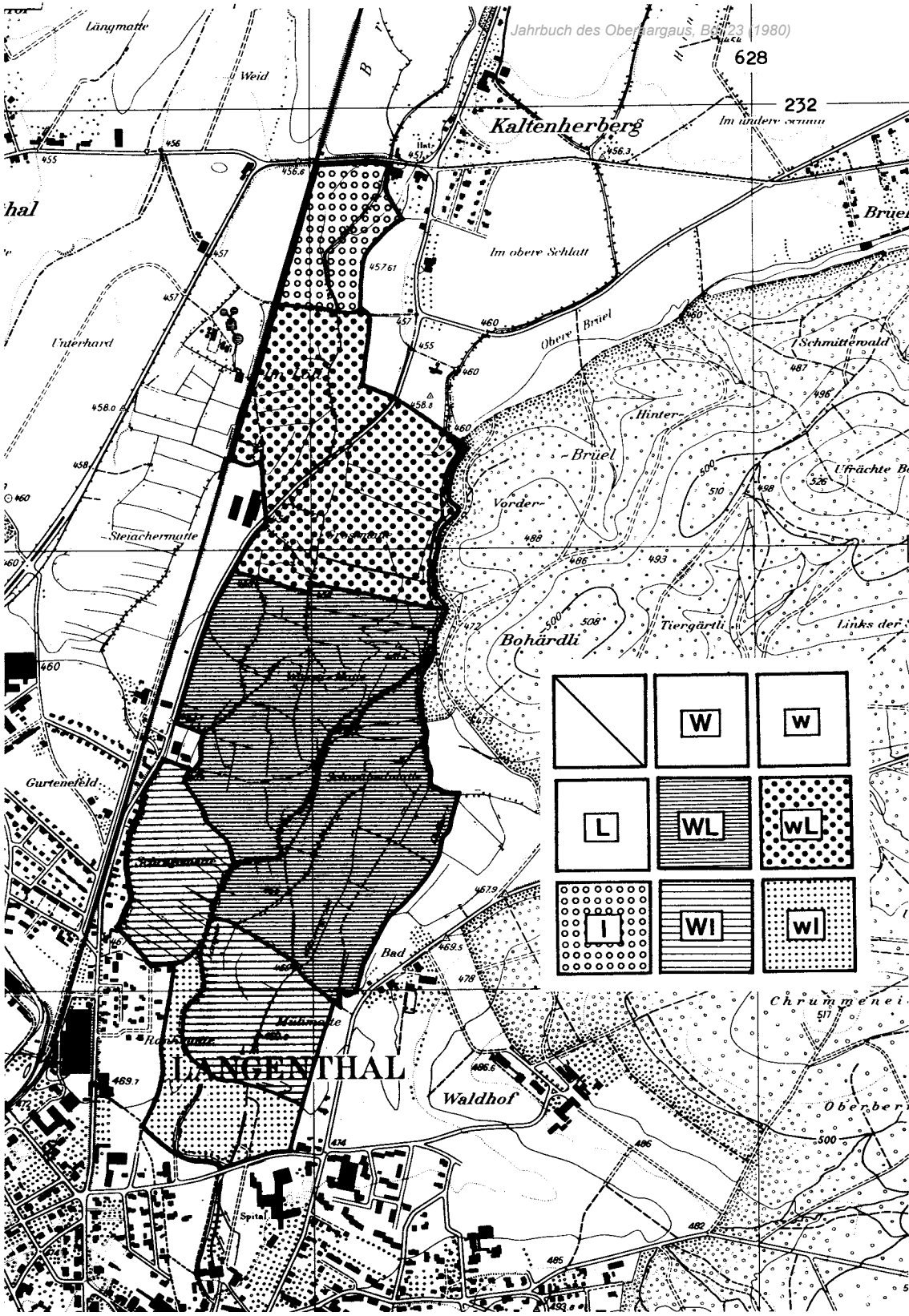
Dieser Lösung haben wir eine zweite Variante, eine ökologisch-ganzheitliche Variante, gegenübergestellt: ganzheitlich heisst hier eine Lösung unter Berücksichtigung der obengenannten natürlichen Zusammenhänge. Die wesentlichen Stützpfeiler dieser Variante sind erstens die Beibehaltung der Infiltrationsflächen der Wässermatten und zweitens die Lösung der Hochwasserfrage mittels Retentionsbecken.

Tabelle 4: Die Summierung von Extensivnutzungen ergibt eine Intensivnutzung

		$N_{e1} + N_{e2} + N_{e3} = N_i$
N_{e1}	=	extensive landwirtschaftliche Nutzung als Dauergrünland (Naturwiese)
N_{e2}	=	extensive wasserwirtschaftliche Nutzung in Form der «Halbnatürlichen Grundwasseranreicherung» mittels Wässermatten
N_{e3}	=	extensive Erholungsnutzung als Naherholungsgebiet (naturnahe Landschaft, Wild, Spazier- und Wanderwege, Bänke)
N_i	=	Intensivnutzung durch aufsummierte Extensivnutzung

Wir sind noch etwas weitergegangen und haben neben den hydrologischen Problemen auch die Seite des Landschaftsschutzes und die Erholungsnutzung in die Lösung mit einbezogen. Dabei sind wir von dem theoretischen Ansatz ausgegangen, dass die Summe von Extensivnutzungen eines bestimmten Perimeters eine Intensivnutzung ergeben (Tab. 4). Konkret heisst das erstens eine extensive landwirtschaftliche Nutzung + zweitens eine extensive wasserwirtschaftliche Nutzung und schliesslich + drittens eine extensive Naherholungsnutzung. Es versteht sich von selbst, dass innerhalb dieser Nutzungsarten ein Lastenausgleich stattzufinden hat. Dazu haben wir versucht, über eine Raumgliederung sogenannte Kerngebiete auszuscheiden, für die dann ein spezifischer Schutz postuliert wird. Es sind dies einmal nach hydrologisch-quantitativen Kriterien der Grundwasserspeisung die wasserwirtschaftlichen Kerngebiete, und es sind dazu die sogenannten landschaftlichen Kerngebiete. Hier haben wir die Hecken als dominantes Landschaftselement erkannt, die Heckendichte als Kriterium herangezogen, und so sind

Jahrbuch des Oberpfalz, Bd. 23 (1980)



wir zu verschiedenen Stufen der Schutzwürdigkeit gekommen. Durch eine Kombination der beiden Elemente lassen sich Kerngebiete erster, zweiter und dritter Ordnung ausscheiden, die mit einem entsprechenden Schutz belegt werden sollen. Das sind einmal die Kerngebiete erster Ordnung mit wasserwirtschaftlicher und landschaftlicher Schutzwürdigkeit ersten Grades. Hier soll das Wässermattensystem beibehalten werden und die Bewässerung weitergeführt werden zwecks Speisung des Grundwassers. Der Flächenbedarf für diese Kerngebiete zur Sicherstellung der Wasserversorgung liegt zwischen 50 und 100 ha.

Die nur wasserwirtschaftlich bedingten Kerngebiete fallen in die gleiche Kategorie, da bei Aufrechterhaltung der Wiesenbewässerung weitere Eingriffe in die Landschaft nicht vorgenommen werden können.

Bei den nur vom Landschaftsschutz her begründeten Kerngebieten soll die Dauergrünlandbewirtschaftung beibehalten werden, ebenso müssen die Feldgehölze und Hecken entlang den alten Bewässerungsgräben bestehen bleiben. Die Bewässerung selbst ist aber nicht mehr zwingend vorgesehen. Der Landwirt hat hier somit die Möglichkeit, die Naturwiese in Form einer Dauer-Kunstwiese zu bewirtschaften.

Wir müssen in diesem Zusammenhang auf ein echtes Problem aufmerksam machen. Während Dienstbarkeiten normalerweise einer Duldung entsprechen und dafür auch noch Entgelt von der Öffentlichkeit oder allgemein vom Nutzniesser bezahlt werden muss, handelt es sich im vorliegenden Fall nicht nur um die Duldung, sondern um die Pflicht zu einer bestimmten Nutzungsart, auch die Pflicht zur Bewässerung. Dieser juristische Punkt ist noch nicht geklärt, es muss wahrscheinlich dafür eine neuartige Lösung gefunden werden.

Wir stehen im Langetental vor der Tatsache, dass hier noch rechtzeitig die Zusammenhänge erkannt worden sind, dass ebenso verschiedene Lösungsmöglichkeiten vorliegen, von denen die hier gezeigte ganzheitliche Lösung verschiedene Aspekte der Umwelt mitberücksichtigt. Wir können aber nicht

Abb. 18. Synthetische Karte der Schutzgebiete verschiedener Prioritäten. Ausscheidungskriterien sind die Grundwasserwirksamkeit der Bewässerung (Wasser) und der Erhaltungszustand der Landschaft in bezug auf die Wiesenbewässerung (Landschaftsbild).
W = 1. Priorität «Wasser»
L = 1. Priorität «Landschaftsbild»
w = 2. Priorität «Wasser»
l = 2. Priorität «Landschaftsbild»

daran vorbeisehen, dass solche ungewohnten Lösungswege selbst bei den Fachleuten auf Widerstand stossen, weil das Begehen neuer Pfade offenbar nicht jedermanns Sache ist.

Der ganze Problemkreis geht gegenwärtig in die politische Entscheidungsphase. Es wird für alle an der Planung interessierten Mitbürger von grossem Interesse sein, wie dieser Entscheid ausfällt.

Literatur

Binggeli V.: Hydrologische Studien im zentralen schweizerischen Alpenvorland, insbesondere dem Gebiet der Langete. 1974 (Beiträge zur Geologie der Schweiz – Hydrologie Nr. 22)

Leibundgut Ch.: Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus und zur hydrologischen Bedeutung des landwirtschaftlichen Wiesenbewässerungssystems im Langetental. 1976 (Beiträge zur Geologie der Schweiz – Hydrologie Nr. 23)

100 JAHRE LANZ AG ROHRBACH

MAX FLÜCKIGER

Vor ein paar Jahren konnten die Furnier- und Sägewerke Lanz AG in Rohrbach auf 100 Jahre ihres Bestehens zurückblicken. Dies ist Anlass, Rückschau zu halten auf die Entwicklung dieses zu internationaler Bedeutung aufgestiegenen grössten Holzindustriebetriebes unserer Region.

Aufstieg aus bescheidenen Anfängen

Im Nachruf an seinen Vater, den Gründer des Unternehmens, schrieb Hans Lanz im Jahre 1950: «Gottfried Lanz, Bürger von Rohrbach, geboren am 20. Februar 1859, war das neunte und jüngste Kind des Johann und der Anna Barbara geb. Heiniger. Nach Schulaustritt erlernte er den Sägerberuf in der kleinen Sägerei seines Vaters. Nach der Lehre folgten die damals üblichen Wanderjahre: Sie führten ihn auch in die französische Schweiz. Alsdann kehrte er, mit Berufskenntnissen wohl ausgerüstet, zurück und übernahm die väterliche Säge in Pacht. Nach Ableben seines Vaters erwarb er diese käuflich. In Fräulein Marie Ruprecht von Laupen lernte er seine künftige Gattin kennen und vermählte sich mit ihr im Jahre 1881.»

Im nachfolgenden Jahrzehnt war sein Existenzkampf nicht leicht. Kriegsnachwehen, überall erhöhte Zollschranken und der Zollkrieg mit Frankreich machten sich in mangelndem Absatz fühlbar. Auch erlaubte ihm die veraltete Einrichtung seiner kleinen Säge nicht, mit der Konkurrenz Schritt zu halten. Er entschloss sich daher im Jahre 1890, vielleicht auch im Hinblick auf den kommenden Schutzzolltarif, den die eidgenössischen Räte im Jahre 1891 guthiessen, die Sägerei umzubauen und zu modernisieren. Dank seines eisernen Willens und seiner umsichtigen Geschäftsführung begann sich langsam der Erfolg einzustellen.

Im März 1897 tätigte er bei der Gemeinde Rohrbach einen Wasserkraftankauf zu folgenden Bedingungen:

– die Kraft soll zu allen Zeiten in hiesiger Gemeinde ausgenützt werden und
– Gottfried Lanz und seine Rechtsnachfolger haben die moralische Verpflichtung zu übernehmen, mit dieser Kraft möglichst viele Arbeiter in der hiesigen Gemeinde zu beschäftigen.

Wir dürfen füglich darauf hinweisen, dass damals in der Gemeinde sehr ärmliche Verhältnisse herrschten. Um der bittern Not zu steuern, suchte man mit allen Mitteln, der Bevölkerung Arbeit und Brot zu schaffen. Aus jenen Zeiten stammt das Wort, das wir gelegentlich hören: Im Sommer protzig: «Vo Rohrbach bim Donner», im Winter demütig: «Vo Rohrbach Herr Jeses».

Erfolgreiche Pionierarbeit

Nebst dem üblichen Sägereibetrieb suchte der tüchtige Unternehmer fortwährend neue Artikel in die Fabrikation aufzunehmen. So entging es ihm nicht, dass um die Jahrhundertwende ein Herr Mathey in Monthey erstmals eine Schälmaschine aufstellte, die jedoch nur kurze Zeit in Betrieb war. Mit dem ihm eigenen Instinkt für die kommende Entwicklung installierte Gottfried Lanz im Jahre 1906 eine französische Schälmaschine und 1911 die erste Messermaschine. Mit diesen beiden Maschinen begann er als erster in der Schweiz die Furnierfabrikation auf industrieller Basis und wurde damit zum Pionier der schweizerischen Furnierindustrie. Auf diese Weise ist unser Land in die Reihe der Furnier erzeugenden Länder getreten. Nun konnten auch bei uns bisher aus dem Ausland importierte Furniere bezogen werden. Zum ersten Male stand dem schweizerischen Furnierhandel in der Schweiz ein Furnierwerk zur Verfügung, wo er Furniere aller Art kaufen oder europäische und exotische Rundhölzer zu Furnieren aufarbeiten konnte.

Aber Gottfried Lanz begnügte sich nicht mit dem Erreichten. Rastlos war er tätig. Aufmerksam verfolgte er die Veränderungen in der Holzwirtschaft und suchte daraus für sein eigenes Geschäft Nutzen zu ziehen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden weltweite Beziehungen aufgenommen. Steigende Mengen preiswerter afrikanischer und kostbare überseeische Rundhölzer fanden allmählich ihren Weg nach Rohrbach. Bald einmal war die Firma Lanz als Lieferant von Spezialhölzern weitherum bekannt.

Trotz der in den zwanziger und dreissiger Jahren eingetretenen Wirtschaftskrisen gelang es durch sorgfältige Planung den Betrieb zu erweitern.

Mit der Fabrikation auf Mass zugeschnittener edelfurnierter Sperrholzplatten mit Bildcharakter, die die Schönheiten des Holzes besonders zum Ausdruck bringen, kam man den Bedürfnissen des Möbelgewerbes und des Innenausbaus entgegen. Darauf folgten in grossem Massstabe die Entwicklung und Produktion grossflächiger Tischlerplatten mit einem Flächeninhalt von zirka 9 m^2, die eine weitere Marktlücke zu schliessen versprachen.

Treu zur Seite standen Vater Lanz seine inzwischen herangewachsenen Söhne Hans und Fritz, jener mit der technischen, dieser mit der kaufmännischen Leitung betraut, die mehr und mehr das weitere Geschick des Werkes bestimmten.

So schien nun alles in bester Ordnung zu sein. Der kaufmännisch begabte Fritz Lanz ging in seiner Arbeit völlig auf. Er erschloss neue Absatzmärkte. Die Versorgung des Betriebes mit einheimischen und exotischen Rundhölzern war sicherzustellen. Durch sein freundliches und gewinnendes Wesen gewann er die Gunst vieler Kunden. Auch in Verbandsangelegenheiten erwies er sich als geschickter Verhandlungspartner. Sein Bruder Hans wandte sich als technischer Leiter dem Ausbau des Betriebes zu. Er schuf etappenweise eine neue, imposante Fabrikanlage, die mit den modernsten Einrichtungen und Maschinen ausgestattet wurde und das Unternehmen befähigte, der wachsenden Konkurrenz erfolgreich zu begegnen.

Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten

Das musste auch Gottfried Lanz erfahren. Das Leid trat auch an ihn heran. Von vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, verlor er drei im schönsten Alter, davon eine Tochter in fernen Landen. Einen überaus schweren Verlust erlitt er durch den plötzlichen Tod seines Sohnes Fritz im Kriegsjahre 1940.

Die Verantwortung für die Zukunft des Unternehmens ruhte nun allein auf dem ältern Sohne Hans Lanz, der zur technischen jetzt auch die kaufmännische Leitung übernehmen musste. Was das für ihn bedeutete, kann nur jemand, ermessen, der diese Zeit miterlebt hat. Der Zweite Weltkrieg tobte bereits seit mehr als vier Monaten. Die Schweiz traf kriegswirtschaftliche Massnahmen und stellte damit auch die Firma Lanz vor vielerlei Probleme. Vor allem galt es, die Beschaffung der afrikanischen und überseeischen Hölzer sicherzustellen und durch umsichtige Dispositionen mit Hilfe und Ver-

ständnis der ganzen Belegschaft die schweren Zeiten zu überwinden. Vater Lanz, der inzwischen das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, gewann nur mühsam die alte Schaffenskraft wieder. Als ihm auch die Gattin durch den Tod entrissen wurde, zog er sich allmählich vom Geschäft zurück, jedoch nicht, bevor er noch seine Grosssöhne in den Rundholzeinkauf eingeführt hatte. Die letzten Jahre verbrachte er in seinem Heim in Rohrbach sowie in seinem sonnigen Hause im Tessin, wo er am 19. Februar 1950 im Alter von 91 Jahren entschlief.

Fürsorgeeinrichtungen

Nachdem das Unternehmen die härtesten Kampfjahre hinter sich hatte, errichtete Gottfried Lanz im Einvernehmen mit seinen Söhnen Stiftungen, die zum Zwecke haben, Betriebsangehörige finanziell zu unterstützen, die durch Krankheit, Gebrechen oder bei Todesfällen in Not geraten sind, und Dienstalters-Abfindungssummen an ältere Arbeiter bereitzustellen. Für Angestellte wurden und werden Lebensversicherungen abgeschlossen und die Beiträge der Stiftung entnommen.

Gottfried Lanz und die Öffentlichkeit

Der Gründer der Firma Lanz AG war nicht nur ein erfolgreicher Geschäftsmann, sondern er stellte seine Intelligenz und Initiative auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. So waltete er zwei Jahre als Gemeindekassier. In der Zeit von 1896–1897 und 1905–1906 bekleidete er das Amt eines Vizepräsidenten des Gemeinderates. Als der Bau der Wasserversorgung beschlossen wurde, war er Mitglied der Wasserkommission. Während zwei Amtsperioden gehörte er dem Grossen Rate an, wo er die Interessen der Bauern- und Gewerbepartei vertrat.

Musse und Geselligkeit

Gottfried Lanz war eine gesellige Natur. Der Sohn Hans Lanz schildert diese Seite seines Wesens im Nachruf wie folgt: «Mein Vater war stets ein Gönner der dörflichen Vereine, besonders des Musik- und Schützenvereins.

Schon in seinen frühen Jugendjahren war er als talentvoller Musiker der Musikgesellschaft Rohrbach beigetreten. Er galt auch als einer der besten Schützen weitherum. Man war sich gewohnt, ihn von jedem Schützenfeste, das er besuchte, kranzgeschmückt heimkehren zu sehen. Noch in seinen Achtzigerjahren hat er stets mit grossem Interesse an den beliebten Veteranenschiessen teilgenommen. Für diese Treue wurde er mit dem goldenen Veteranenzweig ausgezeichnet. Vater Lanz war mit 91 Jahren der älteste Berner- und der zweitälteste Schweizer Schützenveteran. Seine kameradschaftliche Frohnatur, sein stets aufrichtiges und ehrliches Wesen machten ihn zum Freunde, den jedermann lieb gewann.»

Persönliche Erinnerungen

Ich lernte meinen Chef erst nach meinem im Jahre 1925 erfolgten Eintritt in die Firma kennen. Damals hatte er bereits das 66. Altersjahr überschritten; aber nichts liess auf ein Nachlassen der geistigen und körperlichen Kräfte schliessen. Zeitig stand er auf und oft, wenn wir Angestellte morgens das Büro betraten, war er mit der Kluppe, einem Holzmessinstrument, unter dem Arm längst über alle Berge. Bei seinen Kontrollgängen durch den Betrieb entging seinem wachsamen Auge nichts. Müssig herumstehende und lässig arbeitende Leute wies er zurecht und mahnte sie an ihre Pflicht. Auch seine Söhne durften sich nicht zu grosse Freiheiten erlauben.

Im Herbst nahm er sich die Zeit, in seiner kleinen Hofstatt das Obst selbst aufzulesen und es in seiner kleinen Mostpresse zu «mosten». Es war ihm ein Vergnügen, den Kunden und Bekannten mit «Most eigener Fabrikation» aufzuwarten.

Die Entwicklung der Lanz AG in den vierziger Jahren

Die vierziger Jahre stellten an Hans Lanz, nun allein auf sich gestellt, die höchsten Anforderungen. Sein Sohn Hans Lanz jun. schreibt darüber im Nachruf: «Er begann in einer mehr als zehnjährigen rastlosen und enormen Arbeitsleistung ein Werk aufzubauen, das seinem Leben wahren Inhalt verlieh. Nächte hindurch sass Hans Lanz am Arbeitstisch und entwarf Pläne für Neubauten und Einrichtungen.» Er war ein grosser Planer und Konstruk-

Abb. 1. Furnier- und Sägewerke Lanz, Rohrbach. Foto E. Hiltbrunner, Rohrbach

Abb. 2. Krananlage mit Rundholzlager. Foto O. Pfeiffer, Luzern

teur, dem nur ein Ziel vorschwebte: das Unternehmen technisch auf den höchsten Stand zu bringen. Er betonte gelegentlich, man müsse der Konkurrenz immer einen halben Schritt voraus sein. Wohl standen ihm ein erfahrener kaufmännischer und technischer Mitarbeiterstab und später seine beiden Söhne bei. Aber die Sorge um die Zukunft der Firma nahm ihm niemand ab.

In diesen Jahren des zeitweiligen Holzmangels suchte man sowohl in der Schweiz als auch im Ausland nach Möglichkeiten, den Werkstoff Holz besser auszunützen. Es wurden verschiedene Fabrikationsverfahren entwickelt, um aus beleimten Holzspänen Platten, zu pressen. Das war die Geburt der Spanplatte, die zu weltweiter Bedeutung aufsteigen sollte. Schon früh brachte auch die Firma Lanz eine Spanplatte auf den Markt, die jedoch zu klein dimensioniert war.

Hans Lanz war ein verständnisvoller Vorgesetzter. Auch im grössten Trubel blieb er ruhig und gelassen und vermochte durch sein freundliches, leutseliges Wesen viele Misshelligkeiten aus dem Wege zu räumen und aufgeregte Gemüter zu beschwichtigen. Er wusste, dass nur ein gutes Einvernehmen dem Geschäft förderlich ist. Leider zehrte die jahrelange Überbeanspruchung allmählich an seiner Gesundheit. Ein Herzleiden stellte sich ein, dem er vorerst keine Beachtung schenkte. Die Krankheit verschlimmerte sich zusehends. Oft musste er das Bett hüten. Schliesslich wurde ein Kuraufenthalt notwendig. Kurz darauf, am 15. September 1951, starb er unerwartet an einem Herzversagen. Mit Sorge blickte man in die Zukunft.

Die dritte Generation tritt an

Mit dem Hinschied von Hans Lanz schien die Firma im ersten Augenblick führerlos zu sein. Wohl arbeiteten seine beiden Söhne Hans und Eugen seit längerer Zeit im Betrieb und hatten bereits einen erheblichen Einblick in das geschäftliche Geschehen gewonnen. Aber ihnen mangelten doch wohl noch die reichen Erfahrungen des Vaters. Und André Lanz, der Sohn des im Jahre 1940 verstorbenen Fritz Lanz, weilte in den USA. Dieser musste nun seine Ausbildung abbrechen und nach Hause zurückkehren. Sie bildeten zusammen ein Dreierdirektorium. In verhältnismässig kurzer Zeit konnten sie die Führungsprobleme meistern, wobei ihnen die Erfahrungen langjähriger Mitarbeiter zur Verfügung standen.

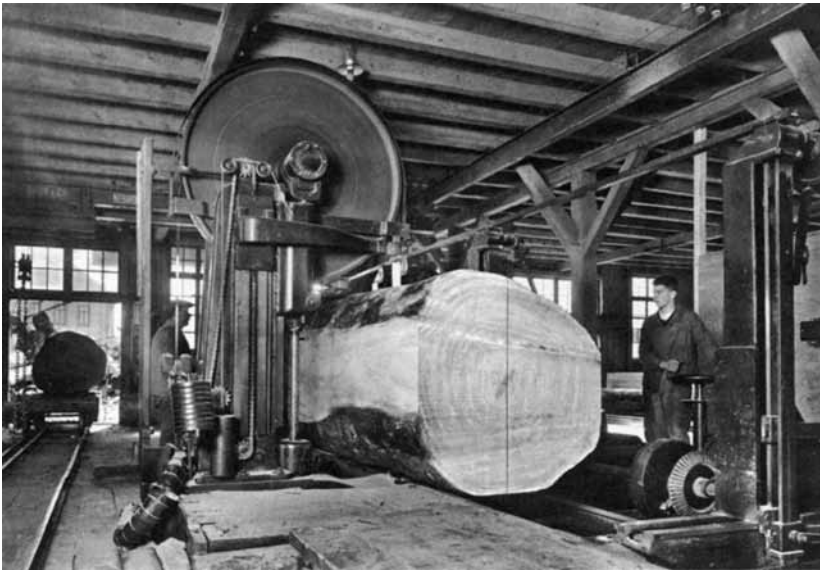
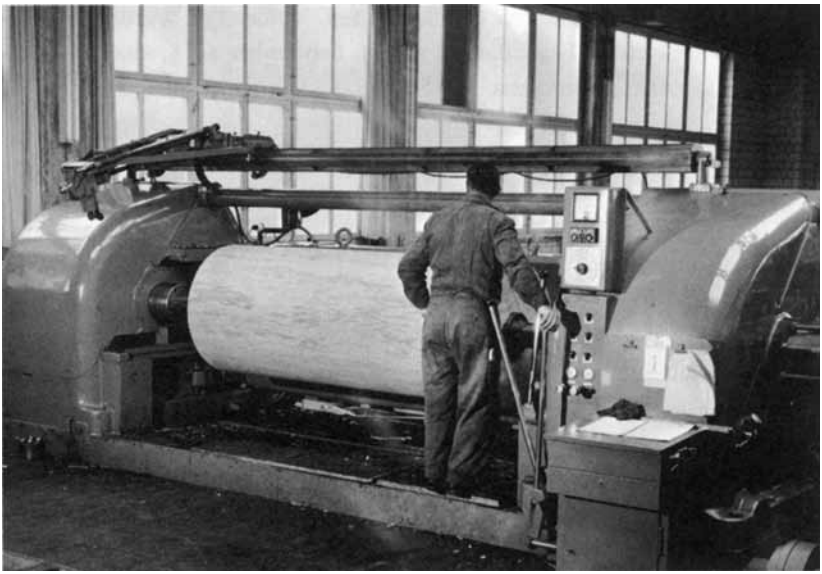


Abb. 3. Blockbandsäge. Foto H. Wolf, Zütich

Abb. 4 Schwere Schälmaschine, Bedienungsseite. Foto W. Bernhard, Huttwil



Leider schied vor einigen Jahren Hans Lanz aus der Firma aus, der sich mit nie nachlassender Arbeitskraft hauptsächlich dem innerbetrieblichen Geschehen und einem Teil des einheimischen Rundholzeinkaufs gewidmet und einen grossen Beitrag zur modernen Ausgestaltung des Betriebes geleistet hatte.

Es sind nun die heutigen Inhaber André und Eugen Lanz, die mit Tatkraft dahin wirken, die Furnier- und Sägewerke immer wieder den Forderungen der Zeit anzupassen, eingedenk der warnenden Worte ihrer Väter: Wer rastet, der rostet.

Ein breiter Fächer von Produkten

Wir wollen versuchen, in kurzen Zügen sowohl die traditionellen als auch die neuen Erzeugnisse darzulegen. Wenden wir uns deshalb eine Weile den fachlichen und technischen Bereichen zu, um so mehr, als wir alle mit Holzfurnieren täglich konfrontiert sind.

Vielfalt der Furniere

Im Furniersektor zwang wachsender Konkurrenzdruck zu weiterer Rationalisierung. Moderne, schneller arbeitende Messer- und Schälmaschinen mit den dazugehörigen Einrichtungen und Bauten wurden installiert und Veraltetes herausgerissen. Neue Lagerhallen entstanden.

Allmählich trat die wirtschaftlich wieder erstarkte Bundesrepublik Deutschland als bedeutender Abnehmer schweizerischer Edelfurniere auf. Und während einiger Jahre konnten grosse Mengen in Westeuropa nicht verkäuflicher Nussbaumfurniere geringer Qualität nach Polen geliefert werden. Modeströmungen galt es zu beachten und sich vorzusehen.

Edelfurniere – ein modeempfindliches Produkt

Wenn Heiratslustige Möbelausstellungen besuchen, um für ihr künftiges Heim eine Wohnungseinrichtung anzuschaffen, werden sie meist nicht sofort gewahr, dass sie auch hier der Mode begegnen, wenn ihnen eine Holzart oder Holzstruktur besonders auffällt. Damit ist nicht der Möbelstil, sondern

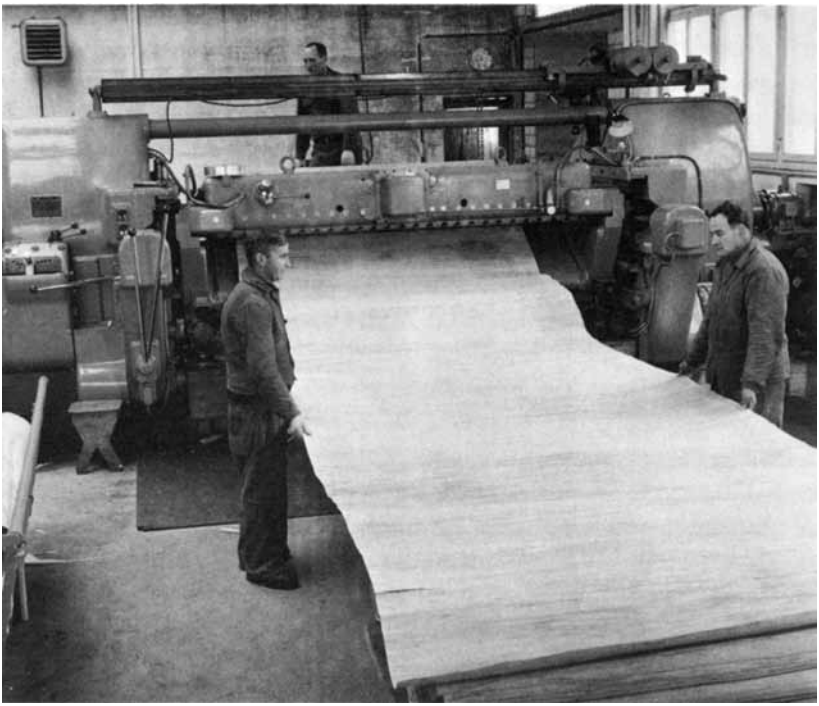


Abb. 5. Ausschnitt aus der Schälstrasse. Foto W. Bernhard, Huttwil

die Oberfläche des Möbels gemeint. Wer nicht zu bodenständigen aus einheimischen Holzarten wie Nussbaum, Kirschbaum, Esche, Ulme, Eiche angefertigten Möbeln neigt, wird der augenblicklichen Geschmacksrichtung nachgeben und sich ein Schlaf- und Wohnzimmer kaufen, das «in» ist.

Während noch in den zwanziger und dreissiger Jahren reich gemaserte und geflammte Furniere die Möbel zierten, fanden nach dem Kriege schlichtere Strukturen Gefallen, gefolgt von gestreiften Furnieren, die lange Zeit in Mode waren. In Fachkreisen spricht man, wenn von solchen Modeströmungen die Rede ist, von «Wellen». So erlebte man in den letzten Jahren verschiedene solcher Wellen wie die «Birkenwelle», Birke aus Finnland, die «Palisanderwelle», buntes Holz aus Südamerika, die «Teakwelle», helles Holz aus Burma, die «Nussbaumwelle», amerikanischer Nussbaum aus den USA, und in den letzten Jahren die «Eichenwelle», amerikanische und europäische Eiche, die heute noch den Möbelmarkt beherrscht.

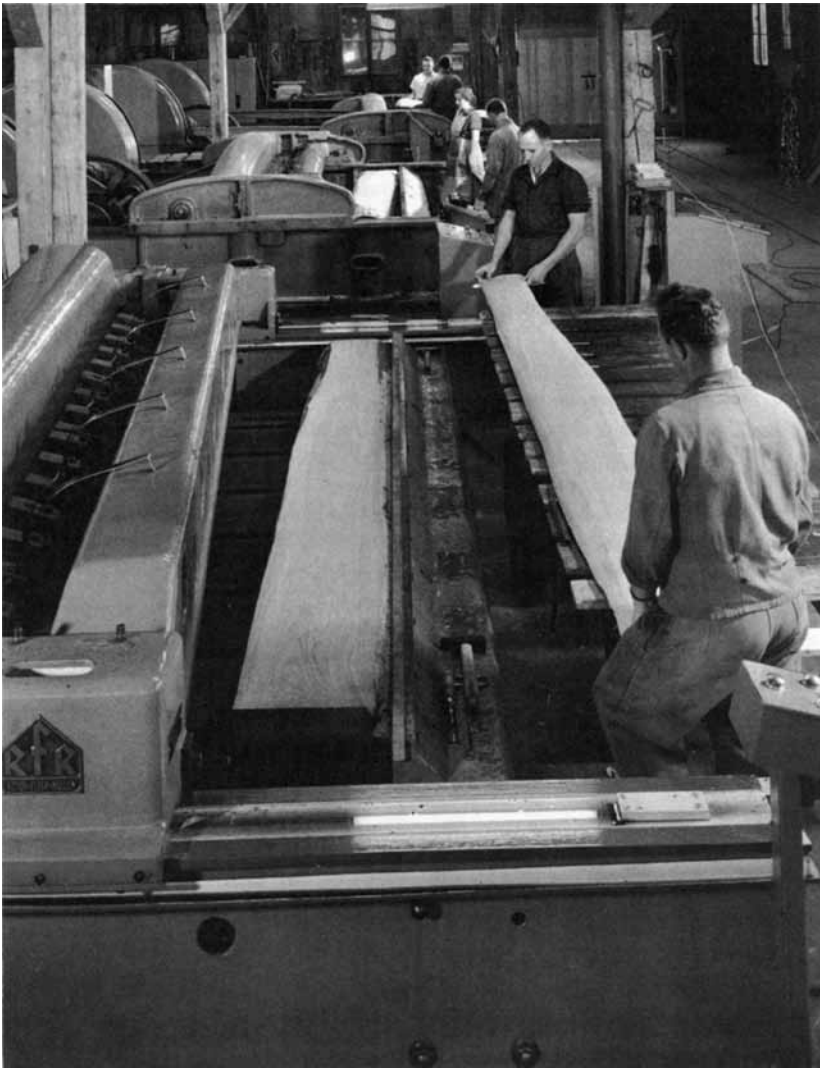


Abb. 6. Historische Aufnahme der Messermaschine. Foto O. Pfeiffer, Luzern

Absperrfurniere – ein Massenprodukt

Zu den bereits besprochenen Edelfurnieren, die ausschliesslich als dekoratives Element für Möbel und Innenausbau verwendet werden, gesellen sich die grossflächigen, meist aus afrikanischen Rundhölzern wie Okume, Abachi, Limba hergestellten Absperrfurniere, auch Blindfurniere oder Konstruktionsfurniere genannt, die heute das geeignete Deckblatt- und Mittellagenmaterial zur Erzeugung von Sperrholzplatten, Tischlerplatten, Türen und vielen andern Artikeln bilden.

Wie werden Furniere hergestellt!

Furniere sind dünne Holzblätter (0,1 bis 10 mm dick), die entweder gesägt, gemessert oder geschält werden.

Sägefurniere, die älteste Form von Furnieren, heute nur noch von geringer Bedeutung, werden mit einer Spezialsäge gewonnen.

Messerfurniere. Der Stamm wird in die Messermaschine eingespannt, deren hin- und hergehendes, schräg gestelltes Messer sich wie ein Hobel waagrecht gegen das Holz bewegt und dadurch ausserordentlich dünne Holzblätter schneidet.

Schälfurniere. Der Baumstamm wird wie eine Walze in die Schälmaschine eingesetzt, gegen ein feststehendes Messer gedrückt und in Drehung versetzt. Es entsteht ein endloses Holzband, ähnlich wie man Papier von einer Rolle abrollt.

Die Tischlerplatte

Dieses aus block- und stäbchenverleimten Mittellagen einheimischer Nadelhölzer hergestellte Halbfabrikat, beidseitig mit geschälten exotischen Deckfurnieren beleimt, erfuhr in den letzten fünfzehn Jahren eine stark rückläufige Entwicklung. Wurden bis zu den sechziger Jahren jährlich mehrere tausend Kubikmeter erzeugt und verkauft, verdrängen nun die Spanplatten weitgehend die traditionelle Tischlerplatte.

Norm-Türen

Die Entwicklung neuzeitlicher Baumethoden erschloss auch aussichtsreiche Absatzmöglichkeiten für normierte Türen. Schritthaltend mit der Konkurrenz entwickelte die Firma Lanz zwei Typen normierter Türen, die

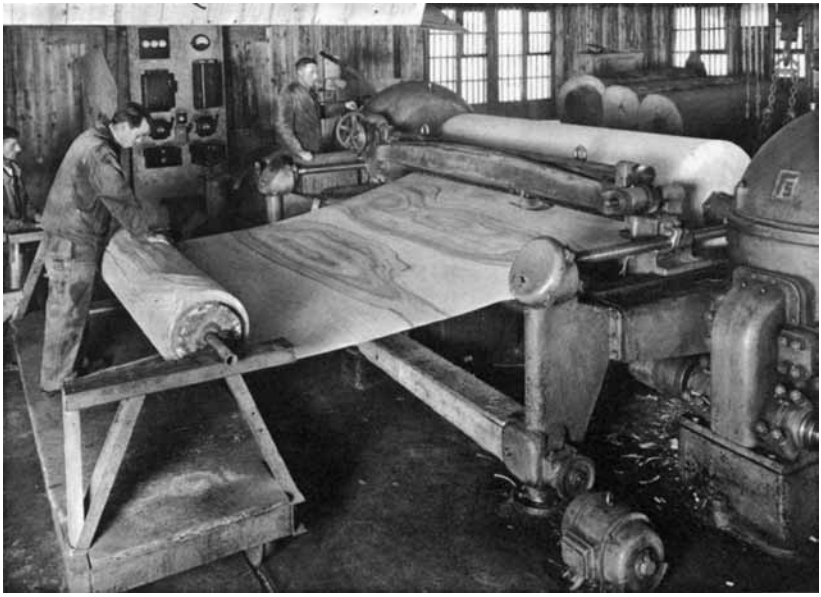


Abb. 7. Historische Aufnahme der Schälmaschine. Foto H. Wolf, Zürich

eine mit einer welligen Spankernmittellage und die andere mit einem Wabenzellenskelett als Mittellage, die als LAROTÜREN und LAROWAB-TÜREN einen grossen Teil des schweizerischen Marktes eroberten und bis heute beibehielten.

Das Furniertäfer

Die steigende Nachfrage nach einem preiswerten normierten Sperrholztäfer veranlasste die Geschäftsleitung, ein Edelholz-Furniertäfer mit Brettcharakter und eine gerillte Platte, ebenfalls für Wand- und Deckenverkleidungen, weniger für Möbel, herzustellen. Vorab das Laro-Fastäfer ersetzte mehr und mehr die hochwertigen und kostspieligen bildmässig zusammengesetzten edelfurnierten Platten.

Sägereiprodukte

Auch das Schnittwarengeschäft durfte nicht vernachlässigt werden. Besonders eine grosse vollautomatisch arbeitende Blockbandsäge lenkt heute die Aufmerksamkeit auf sich.

Jahrbuch des Vereins, Bd. 23 (1980)

Kundmachung.

vol.

Hiermit wird beurkundet,

dass

Frau **Anna Barbara Anna geb. Heinzer,**

Johannesen, des Seilermeisters sel. Witwe, angesessen hier Haus Nr. und zu Rohrbach, zum künftigen Eigenthum

— verkauft hat: —

Ihrem jüngsten Sohn Herrn

Gottfried Lang,

Sägemeister und Negotiant daselbst, unverehelicht und eigenen Rechts,

— nämlich: —

1. Eine unter Nr. 104 zum Nr. 2400. gegen Brandschaden versicherte **Sägemühle** hier Haus zu **Rohrbach** am Langenbach, mit **Schwelle** und **Kanal**, sowie dazu gehörenden **Rechen, Verschlicht** und **Wasserrecht** aus dem Langenbach.

2. An bei und umliegenden **Gründen**, halb auf dem Gemeinde in Hofplatz und Hofraum circa 11209 Quadratfuss, laut Gemeindeplan Blatt 10 Parzelle 324 aber in **Grund** und **Boden**, worauf das Gebäude steht, **Platz** und **Kanal**, mit Inbegriff der

Aus der Geschichte des Furniers

Das Sägen von wertvollen Holzstücken mit schönen Zeichnungen und prächtigen Farbtönungen zu dünnen Brettchen ist uralt. Schon die Ägypter verstanden es meisterhaft, minderwertiges Holz mit kostbaren Holzfurnieren zu verkleiden. Im Grabe von Tut-ench-Amun fand man unter anderem eine Reisetruhe aus Zedernholz mit Ebenholz und Elfenbein furniert. Die Königin Kleopatra soll Cäsar einen reichverzierten furnierten Tisch geschenkt haben. Allerdings konnten sich nur Könige und Fürsten mit solchen Luxusmöbeln umgeben.

Diese hochentwickelte Furniertechnik gelangte von Ägypten über Babylonien, Assyrien, Griechenland, Italien zu uns. Es dauerte jedoch sehr lange, bis man in Europa das mühselige Furniersägen zu mechanisieren begann. Man versuchte den Schnittverlust zu verringern und die Furniere noch dünner zu schneiden, um aus einem edlen Stück Holz möglichst viele gleichartige Furnierblätter herauszubekommen. Die Sägefurnierherstellung wurde verfeinert. Aber erst im 19. Jahrhundert gelang es genialen Erfindern, Schäl- und Messermaschinen zu entwickeln, die das Schneiden von Furnieren ohne Holzverlust ermöglichten. Dieser umwälzende technische Fortschritt in der rationellen Verarbeitung des Holzes führte zum Aufbau der Furnier- und Sperrholzindustrie.

Eine Zweigniederlassung entsieht

Als die Verlegung und der Neuaufbau des Zürcher Güterbahnhofes von Zürich nach Spreitenbach beschlossen wurde, gründete die Firma Lanz AG, die Zeichen der Zeit erkennend, in Spreitenbach die Interholz AG. Imposante, neuzeitlich eingerichtete Lagerhallen wurden erstellt, deren Räumlichkeiten nicht nur der Lagerung und dem Verkaufe eigener Produkte dienen, sondern auch andern Firmen offen stehen.

Modernisierung der Holzfeuerungs- und Energieanlage

Angesichts der steigenden Unsicherheit auf dem Erdölmarkt stellte sich der Firma Lanz AG immer dringender die Frage nach einer besseren Aus-

◁ Abb. 8 «Kaufbeile», Kaufvertrag von 1890.

nutzung des Abfallholzes. Mit dem Einbau einer automatischen, umweltfreundlichen Holzschnitzelfeuerung, einer der grössten in der Schweiz, erreichte man in dieser Richtung einen entscheidenden Fortschritt. Dadurch wird der Ölbedarf drastisch verringert und erlaubt es, die Produktion auch bei einem totalen Ausfall des Erdöls weitgehend aufrecht zu erhalten.

Ausblick

Mit der vermehrten Verwendung von Holz im modernen Wohnungsbau hat sich unsere Zeit einem neuen Lebensstil zugewendet. Vom nüchternen kalten Stein- und Zweckbau erleben wir in unsern Tagen den Aufbau einer neuen, gefühlsbetonten Häuslichkeit. Das zeigt sich rein äusserlich in der Betonung des Riegfachwerkes in schönen, alten Fassaden, die man modemässig über Jahrzehnte hinweg einfach mit Verputz überzogen hatte. Heute werden die Deckschichten abgeschlagen und das Riegelwerk zur Freude des Besitzers und des Beschauers neu ins Blickfeld gerückt.

Aber auch im Innenausbau von Gaststätten, Kirchen, bei Büro- und Wohnbauten, rustikalen Gesellschaftssälen und Sitzungszimmern wird Holz bevorzugt. Jedermann weiss, dass Holz den Räumen eine warme und wohnliche Atmosphäre verleiht, nach der sich der unter der Hetze des Alltags leidende Mensch sehnt. Das sind hoffnungsvolle Zeichen zum Aufbau einer neuen Lebensqualität, zu deren Gestaltung die Furnier- und Sägewerke Lanz AG gerne ihren Teil beitragen.

Quellen und Helfer

Gedenkblätter zum Hinschied von Gottfried Lanz, 1950 und Hans Lanz, 1951.

Einige fachtechnische Publikationen; Verschiedene Verfasser.

Eigene Erfahrungen und Erinnerungen aus 50jähriger Angestelltenzeit in der Firma Lanz, Dankbar bin ich auch für die Angaben und Anregungen der Direktoren André, Eugen und Hans Lanz.

Herzlich danke ich ferner meinem Freund aus alter Ursenbacher Zeit, Werner Staub, mit dem ich die vorliegende Arbeit besprechen konnte.

REGIONALPLANUNG OBERAARGAU – AUF DEM WEG ZUM REGIONALEN DENKEN

MARKUS ISCHI

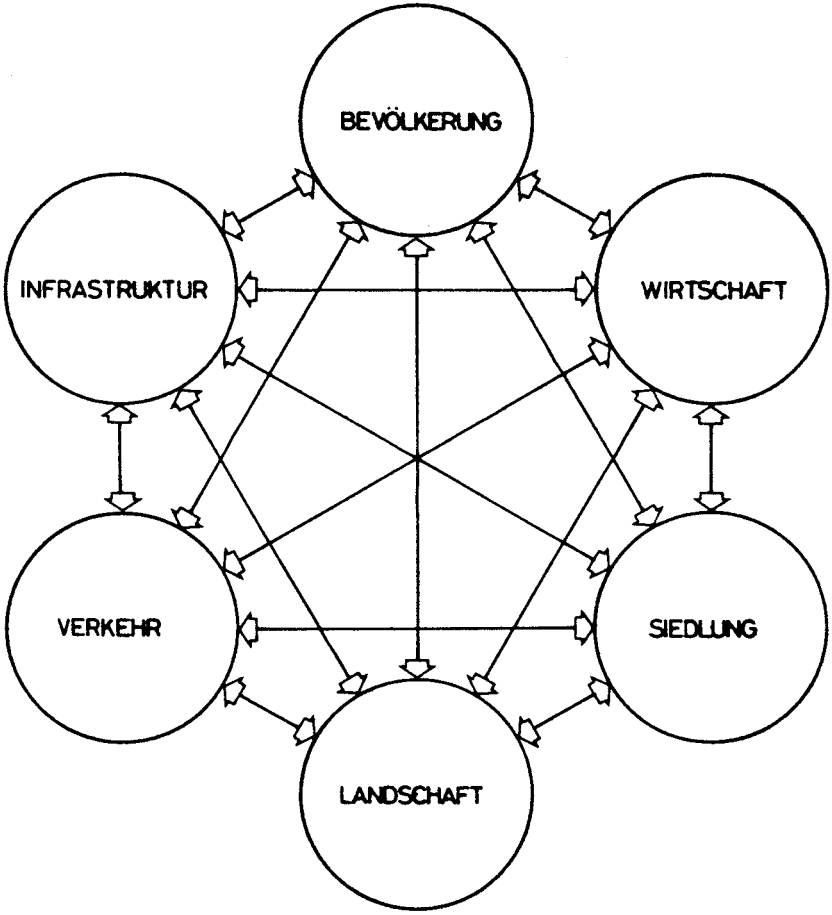
Am 2. Juli 1980 konnte die Delegiertenversammlung des Planungsverbandes Region Oberaargau das regionale Richtplanwerk genehmigen und in Kraft setzen. Damit ist in der planerischen Geschichte unserer Region ein Markstein gesetzt worden, welcher es wert ist, an dieser Stelle gewürdigt zu werden.

Bevor näher auf das genehmigte Richtplanwerk und die kommenden Aufgaben eingegangen werden kann, ist es unvermeidbar, kurz den Werdegang dieses Werks zu schildern.

Werdegang des regionalen Gesamtrichtplanes

Die Gründung des Planungsverbandes als Trägerorganisation der regionalen Richtpläne erfolgte vor 13 Jahren, im Spätherbst 1967. Die Zeitspanne bis 1974 galt der Konsolidierung des Vereins und der Erarbeitung der Grundlagen, welche für die Erstellung der Richtpläne notwendig sind. Im gleichen Zeitabschnitt formulierten die Regionsvertreter auch die ersten groben Vorstellungen über die künftige Entwicklung der Region – die sogenannten Konzeptionsvarianten. Aus mehreren verschiedenen Entwicklungsvorstellungen wurde schliesslich eine einzige den weiteren Planungsarbeiten zu Grunde gelegt. Die siedlungsmässige Entwicklung des Oberaargaus soll demzufolge in einer leichten Abkehr vom ungelenkten Wachstum in Richtung auf eine betontere *Schwerpunktsbildung* in den Räumen Langenthal–Herzogenbuchsee, Wangen–Wiedlisbach und Huttwil hingelenkt werden.

Die regionalen Richtpläne haben diese sehr allgemeinen Ziele zu verfeinern, räumlich darzustellen und auch die notwendigen Massnahmen aufzuzeigen. Als erster Teil des regionalen Richtplanwerkes wurde 1975 der *Landschaftsrichtplan* erarbeitet; einenteils aufgrund der stürmischen baulichen Entwicklung und andernteils aus praktischen Erwägungen. Er setzt,



Abhängigkeiten und Beziehungen der Strukturelemente.

von der Beurteilung der Landwirtschaft ausgehend, die notwendigen Fixpunkte und Rahmenbedingungen für die weitere Planungsarbeit; er zeigt, in welchem Freiraum sich die siedlungsmässige Entwicklung der Region vollziehen kann oder, anders gesagt, wo es vom Landschaftsbild her unerwünscht ist, den Boden zu überbauen oder sonstwie bleibend zu verändern.

Darauf aufbauend ist das *regionale Richtplanwerk* entstanden und wurde neu in folgende drei Teile aufgegliedert: Strukturplan, Gesamtrichtplan,

Realisierungsplan. Die einzelnen Teile sind in gemeinsamer Arbeit mit den Gemeinden sowie weiteren interessierten Organisationen und in verschiedenen Stufen aufgebaut worden.

Die ständige «Rückkoppelung» zu den Gemeinden hat sich sehr vorteilhaft auf die schliessliche Genehmigung und Inkraftsetzung ausgewirkt, indem praktisch alle Differenzen vorgängig bereinigt werden konnten.

Die wesentlichen Inhalte des Regionalen Gesamtrichtplanes

Der *Strukturplan:* Er baut direkt auf der ausgewählten Konzeptionsvariante «Synthese» auf und verfeinert die Abhängigkeiten und Beziehungen in der Region so, dass daraus fassbare Massnahmen zur Erlangung der gesteckten Ziele abgeleitet werden können. Um die Vielfalt der Wechselwirkungen im gesamten Gefüge der Region zu zeigen, seien die sogenannten Strukturelemente in einer schematischen Darstellung gezeigt:

Abhängigkeiten und Beziehungen der Strukturelemente

Es ist zum vornherein klar, dass nur ein Teil dieser Wechselwirkungen durch regionalplanerische Massnahmen beeinflussbar sind. So enthält der Strukturplan denn auch nur Zielsetzungen und Massnahmen, für welche eine Einflussmöglichkeit der Region nicht rundweg ausgeschlossen ist.

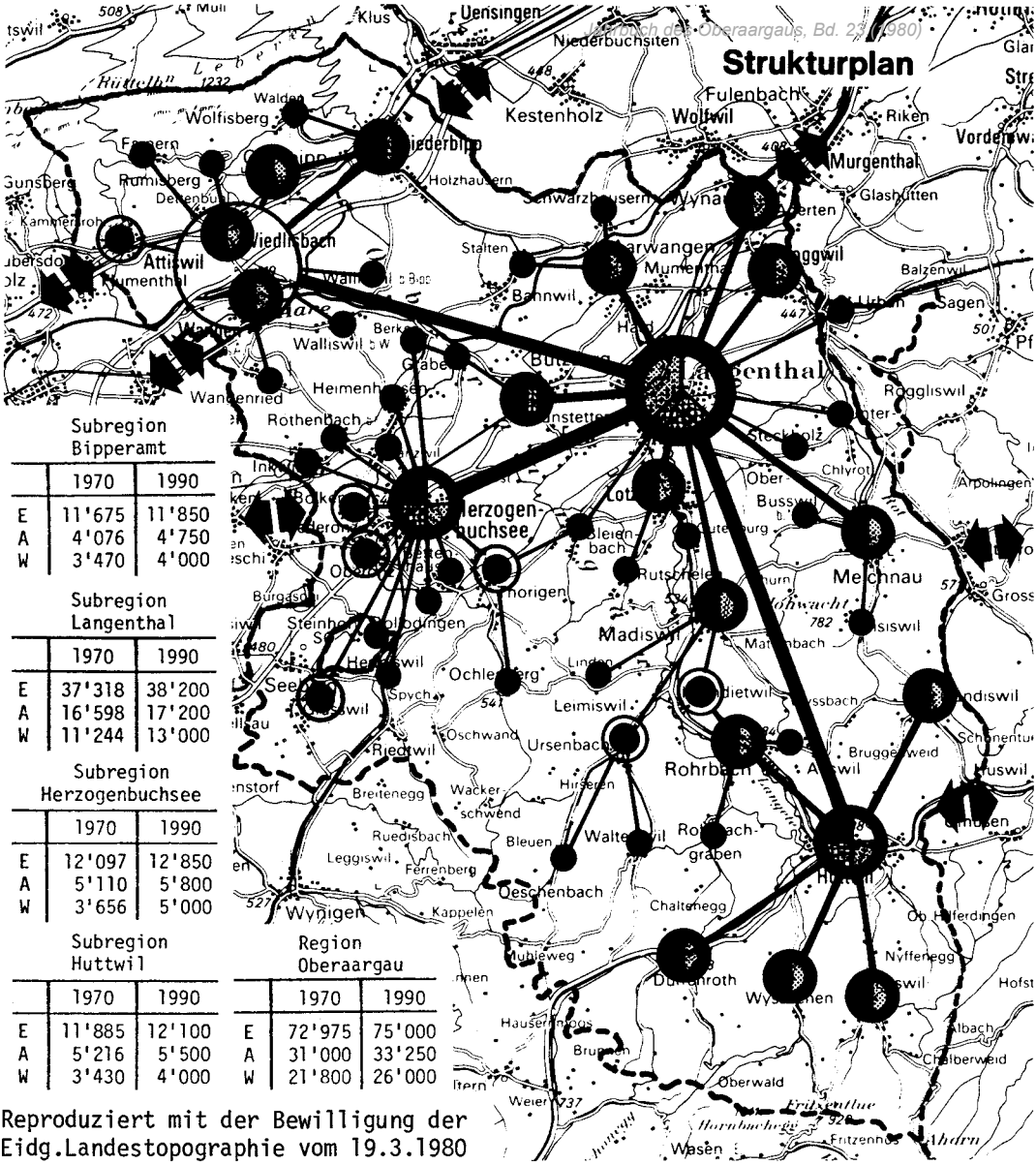
Als Beispiel für die Schwierigkeit der Realisierung regionaler Zielsetzungen sei die Lagebeurteilung bezüglich Bevölkerungsveränderung im ersten Kapitel des Strukturplanes zitiert:

Zielsetzung

Die Region Oberaargau ist bereits seit langem eine Abwanderungsregion. Dank dem recht grossen natürlichen Wachstum (Geburtenüberschuss) verzeichnete die Region trotzdem ein kleines, aber stetiges Bevölkerungswachstum. Sinkende Fruchtbarkeit und stetige Abwanderungstendenz gefährden nicht nur die Einwohnerzahl, sondern beeinflussen auch die Altersstruktur in unerwünschter Weise. Daher ist in der Region Oberaargau generell die Erhöhung der Einwohnerzahl anzustreben.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 23 (1980)

Strukturplan



Subregion Bipperamt

	1970	1990
E	11'675	11'850
A	4'076	4'750
W	3'470	4'000

Subregion Langenthal

	1970	1990
E	37'318	38'200
A	16'598	17'200
W	11'244	13'000

Subregion Herzogenbuchsee

	1970	1990
E	12'097	12'850
A	5'110	5'800
W	3'656	5'000

Subregion Huttwil

	1970	1990
E	11'885	12'100
A	5'216	5'500
W	3'430	4'000

Region Oberaargau

	1970	1990
E	72'975	75'000
A	31'000	33'250
W	21'800	26'000

Reproduziert mit der Bewilligung der Eidg.Landestopographie vom 19.3.1980

Legende :

Regionale Schwergewichtsbildung in den Wirtschaftssektoren :

- Landwirtschaft
- Dienstleistungen
- Gewerbe
- Industrie

Hauptbeziehungen in der Region

Wichtige ausserregionale Beziehungen

Regionszentrum

Subzentrum

Gemeindekern

teilweise ausgerüsteter Gemeindekern

Gemeindestützpunkt

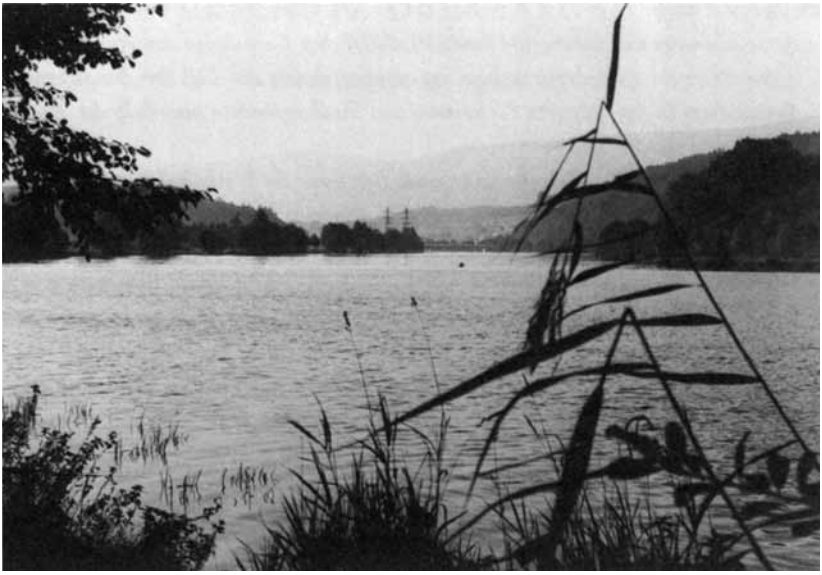
Zu diesem Zweck

- *ist in kleineren und vorwiegend landwirtschaftlichen Gemeinden der Rückgang der Einwohnerzahl zu reduzieren bzw. zu stoppen, indem ein Teil der abwandernden Bevölkerung in den grösseren Gemeinden und Siedlungskernen innerhalb der Region aufgefangen werden soll.*
- *sind für ausserhalb der Region arbeitende Bewohner die Verhältnisse so zu gestalten, dass sie zum Verbleiben in der Region ermutigt werden und nicht abwandern*
- *kann das Halten und Erhöhen der Einwohnerzahl durch folgende Zielsetzungen in weiteren Bereichen angestrebt werden:*
  - *Heben des Wohlstandes durch Schaffung von zusätzlichen und attraktiven Arbeitsplätzen*
  - *Verbessern der Wohnattraktivität durch einen optimalen Ausbau der Infrastruktur und Anbieten befriedigender Wohnverhältnisse*
  - *Erhöhung der Umweltqualität*

Eine grosse Bedeutung kommt dem Strukturplan im engeren Sinn zu. Dieser ordnet den einzelnen Gemeinden bestimmte, auf Grösse und Funktion abgestimmte minimale Anforderungen an ihre Infrastruktur zu. Er ist das eigentliche «Drehbuch» der Region und gibt Auskunft über die «Rolle» der einzelnen «Akteure». Nebenstehende Skizze zeigt, wie die hauptsächlichen Beziehungen in der Region nach Vorstellungen des Planungsverbandes ablaufen sollten.

Der *Gesamtrichtplan:* Er stellt die im Strukturplan formulierten, strukturellen Ziele in ihren räumlichen Auswirkungen dar und besteht deshalb auch aus einer Plandarstellung im Massstab 1:25 000 mit zugehöriger, erläuternder Legende. Einerseits legt er die Schutzgebiete in der Landschaft fest, bezeichnet die geologischen und botanischen Schutzobjekte und gibt Auskunft über die Bau- und Kulturdenkmäler. Andererseits zeigt er die zur Besiedlung bestimmten Räume, namentlich auch die regionalen Industriegebiete, verweist auf zu bauende Strassenstücke und Radwege und vermerkt die noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Gemeinden und Region, bzw. zwischen Kanton und Region.

Der Gesamtrichtplan wird in der Anwendung die grösste Bedeutung erlangen, denn er ist für die Behörden von Gemeinden und Kanton verbindlich (sog. verwaltungsanweisende Wirkung).



Aare bei Berken. Schützenswerte Landschaft. Foto M. Ischi

Rumisberg. Schützenswertes Ortsbild. Foto M. Ischi

Der *Realisierungsplan:* Er stellt die Verbindung zwischen den planerischen Zielen im Strukturplan und ihrer Verwirklichung her. «Er zeigt die zur Verwirklichung der regionalen Zielvorstellungen und Richtplaninhalte notwendigen Massnahmen und weist deren Realisierbarkeit aus», steht im Richtplanwerk gleich zu Beginn zu lesen.

Der Realisierungsplan besteht aus:
– regionalem Massnahmenkatalog bis 1990
– Finanzrichtplan bis 1990
– kommunalen Investitionskatalogen bis 1990

Ihm kommt aus verständlichen Gründen keine rechtliche Wirkung zu.

Diese drei Planteile bilden zusammen den Regionalen Gesamtrichtplan – das Grundgerüst für die Regionalplanung und Regionalpolitik. – In Arbeit ist gegenwärtig noch das regionale Erholungskonzept als Abrundung des Richtplanthemas «Freizeit und Erholung».

Weitere Arbeiten der Regionalplanung

Das Bild über die Tätigkeit des Planungsverbandes wäre sehr unvollständig ohne eine kurze Aufzählung der wichtigsten Arbeiten, welche nebst der Ausschaffung der Richtpläne ausgeführt wurden oder noch in Arbeit sind:
– Schon früh wurde bei der *Lösung des Kehrichtproblems* aktiv und richtungsweisend mitgewirkt. Die Kehrichtverbrennungsanlage Emmenspitz (KEBAG) darf als Ergebnis der regionalen Mitwirkung bezeichnet werden;
– mit der Erarbeitung von weitreichenden Grundlagen ist dem *Hochwasserschutz* an der unteren Langete wesentlich zum Durchbruch verholfen worden – der notwendige Zweckverband konnte am 1. September 1980 gegründet werden;
– für den *Wasserverbund* in der Subregion Langenthal ist in gleicher Weise wichtige Vorarbeit geleistet worden, die Zweckverbandsgründung dürfte demnächst erfolgen;
– eine Problemstudie über den *Kiesabbau* hat stark zum allgemeinen Verständnis der Probleme beigetragen und die noch zu beantwortenden Fragen offen dargelegt;

Mättenbach, Madiswil. Empfindlicher Landschaftsteil. Foto M. Ischi

- eine umfangreiche Studie über einen *Autobahnzubringer* Oberaargau (aus dem Langetental nach Niederbipp) hat die Schwierigkeiten aufgedeckt, welche mit einer derartigen Hochleistungsstrasse verbunden wären. Als Folge davon befasst sich der Planungsverband gegenwärtig mit dem Problem einer Verkehrsentlastung in Aarwangen;
- im Bereich *Gesundheit und Fürsorge* hat der Planungsverband wertvolle Grundlagenarbeit für die kantonale Spital- und Fürsorgeplanung geleistet;
- im Bereich *Planung des öffentlichen Verkehrs* wurde das regionale Verkehrsnetz durchleuchtet und Verbesserungsvorschläge erarbeitet. Als Folgeplanung wird nun konkret auf ein neues Betriebskonzept der Oberaargauischen Automobilkurse Wangen abgezielt, und auch im südlichen Teil der Region laufen Abklärungen für eine Verbesserung des Verkehrsnetzes der VHB und PTT.

Schwerpunkte der künftigen Aufgaben

Nachdem das umfangreiche Werk des Regionalen Gesamtrichtplanes bis auf kleinere Ergänzungsarbeiten verabschiedet ist, taucht beinahe unvermeidbar die Frage nach der künftigen Aufgabe, möglicherweise sogar nach dem künftigen Sinn und Zweck des Regionalplanungsverbandes auf. Es könnten Parallelen zur Ortsplanungsarbeit gezogen werden, wo nach Abschluss der Planungsarbeiten beispielsweise die verantwortliche Gemeindekommission (meist Planungskommission) aufgelöst wird. Es soll hier nicht darüber befunden werden, ob dies richtig ist oder nicht. Tatsächlich besteht ein Wesenszug der Raumplanung darin, dass sie nie abgeschlossen sein kann, es sei denn, der «beplante» Gegenstand sei nach der Schaffung absolut statisch. Da aber eine Region ein veränderliches und veränderbares Gebilde darstellt, ist mit den Richtplänen erst die Grundlage für eine rege regionale Tätigkeit gegeben. Die Arbeit wird allerdings kaum spektakulär sein, es wird meist mühsame Kleinarbeit hinter den politischen Kulissen sein, welche den regionalen Zielsetzungen zum Durchbruch verhelfen kann.

Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der Tatsache zu, dass heute sämtliche regionalen Planungsorganisationen im Kanton Bern *privatrechtliche Trägerschaften* sind. Dies wiederum bedeutet, dass die vorgesehenen Massnahmen erst durch die Gemeinden verbindlich formuliert werden müssen, um zum Tragen zu kommen. Das geschieht beispielsweise bei der ordentlichen Revision der Ortsplanungen oder beim Eintreten besonderer Umstände.

Der *Vollzug der Richtpläne* wird die Hauptaufgabe des Planungsverbandes sein. Daneben wird auch inskünftig die Beratung der Gemeinden in bau- und planungsrechtlichen und -technischen Fragen sowie das Bearbeiten spezieller Probleme ein wichtiges Aufgabengebiet darstellen. Da bei diesen Arbeiten für die betroffenen Gemeinden am ehesten sichtbare Ergebnisse der Regionalplanung zu verzeichnen sind, dürften sie einen Grossteil der Daseinsberechtigung des Planungsverbandes sein. Richtplanarbeit «verkauft» sich schlecht, weil teils ideelle Werte diskutiert und festgelegt werden, welche oft nicht direkt erkennbare, materielle Vorteile für die einzelnen Vereinsmitglieder bewirken. Ob weitere, heute noch nicht wahrgenommene Aufgaben bald einmal ebenfalls im Regionsverband angepackt werden sollen, wird die allernächste Zukunft weisen; ausschlaggebend wird die

bevorstehende Revision der bernischen Baugesetzgebung sein, welche durch das Inkrafttreten des Bundesgesetzes über die Raumplanung ausgelöst worden ist.

Auf dem Weg zum regionalen Denken

Nach nunmehr 13jähriger Regionalplanung ist heute die Frage nach dem Standort auf dem Weg zum regionalen Bewusstsein berechtigt.

Von der Tradition her sind wir alle ja nur mit dem Staatsgefüge Gemeinde–Kanton vertraut, abgesehen von den Amtsbezirken. Die Einteilung des Kantons in Regionen ist noch sehr jung; sie stammt aus den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts. Von traditionell-regionaler Denkensart kann deshalb wohl kaum die Rede sein. Misst man das regionale Denken einfach an der Anzahl der zum Regionalplanungsverband gehörenden Gemeinden, könnte mit Befriedigung erklärt werden: «Bis auf kleine Lücken ist der regionale Gedanke überall verbreitet, unsere Region tritt geschlossen auf!» Diese Beurteilung wäre aber doch zu einfach und zu allgemein. Obwohl die Planungsregion als überschaubare Grösse im Kantonsgefüge grundsätzlich anerkannt wird, ist die Skepsis ihrer Wirksamkeit und ihres Nutzens gegenüber noch lange nicht beseitigt.

Der Berner als sehr traditionsbewusster Bürger hängt sehr an der Gemeinde, welche er als Grundzelle der Demokratie ansieht. Der Region gegenüber erklärt er noch bald einmal: «Das hei mer no gäng sauber möge g'mache u chöi's ou wyterhin!», und meint damit, dass auf Gemeindeebene noch immer alles geregelt werden konnte, wenn es unbedingt sein musste. Dass dabei die Qualität der Sache oft gelitten hat, wird ebensooft verschwiegen.

Wie dem auch sei – bis die Mehrheit der Regionsbewohner sich als Zugehörige zu ihrem Landesteil zählen wird und sich auch für regionale Fragen interessiert, liegt noch ein grosses Wegstück vor ihr, und es bleibt viel aufklärende Kleinarbeit zu leisten.

Heute entscheidet der Bürger sicher noch von Fall zu Fall, ob er regional, lokal oder zu seinem ureigenen Vorteil denken und handeln soll. Die Schwierigkeit beim regionalen Gedankengut liegt hauptsächlich darin, dass die Zusammenhänge oft schwer erfassbar sind und ein direkter Nutzen meist nicht sichtbar wird. Es bleibt aber zu hoffen, dass es der Region gelingt, auch diese komplexen Zusammenhänge und Abhängigkeiten genügend klar dar-

zulegen. Nur so hat sie auf Dauer eine Daseinsberechtigung. «L'art pour l'art» ist kein Zweck der Regionalplanung!

Wenn heute verbreitet eine geteilte Meinung über die Raumplanung besteht, so sind einenteils sicher allzu theoretische und teure Planungen daran schuld; andernteils ist es aber erschreckend, feststellen zu müssen, wie wenig vom Sinn der Planung verstanden wird. Dass der Einzelne für sich plant, z.B. seine Ferien, oder dass Betriebe ohne Planung bald einmal in Konkurs gehen, dies wird eigentlich als selbstverständlich angenommen. Sobald aber die Gemeinden, ja sogar die Region über ihr Gebiet Zielvorstellungen formulieren, hört bei vielen das Verständnis auf – eigentlich eine seltsame Tatsache.

Es wird eine weitere, ja vielleicht sogar die Aufgabe des Planungsverbandes sein, hier mehr Klarheit zu schaffen und den Meinungswirrwar zu entflechten. Im Laufe der nächsten Jahre wird es dem Planungsverband vergönnt sein, im Jahrbuch des Oberaargaus anhand aktueller Fragen oder an Beispielen regional gelöster Probleme diese Aufgabe wahrzunehmen und auf die Wichtigkeit der Region als Bindeglied zwischen Gemeinde und Kanton hinzuweisen.

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1979

VALENTIN BINGGELI

Als Vater und Sohn über Land gingen, standen sie erstaunt und betroffen vor einem reifen Kornfeld, in dem ein Trax eine Baugrube aufwühlte. Darüber wurde vor nicht langer Zeit in der Presse berichtet, denn der Knabe stellte die einfache Frage: Darf man das? Die einfache Frage geht indessen sehr tief, und es werden Grundsätze unseres Denkens und Handelns «betroffen». Wir müssen uns oft in ähnlicher Weise fragen, so etwa als die Überbauung der Mühlematte in Langenthal zur Besprechung kam. Nach Aufforderung durch verschiedene Mitglieder machten wir von der einzigen uns zur Verfügung stehenden Möglichkeit der Opposition Gebrauch und gaben dem Gemeinderat in Form eines offenen Briefes unsere «Stellungnahme» bekannt. Sie gründete vor allem darauf, dass die grosse Überbauung in die unmittelbare Nähe des Ufergehölzes an der Langete reichen und das Eingehen eines der letzten Bauernhöfe Langenthals zur Folge haben würde.

Einsprache erhob der NVO gegen das Gesuch um Erweiterung einer Kiesgrube bei Attiswil. Dadurch würde in den Moränenhügel südlich des Dorfes ein böser Eingriff vorgenommen, die Geländekante der flachen Kuppe würde wie eine breite Zahnlücke eingeschnitten.

Als Schwerpunkte unserer Tätigkeit des Jahres 1979 legten wir fest: 1. Schutz der Feldgehölze und Lebhäge («Jahr der Hecken» des Schweizer Naturschutzes), 2. Naturschutz und Langete-Korrektion und 3. Unterstützung der Atomschutz-Initiative. Eine gut besuchte Frühjahrs-Exkursion führte in die Heckenlandschaft des Rottäli. Am Geografischen Institut der Universität Bern hat Christian Leibundgut eine Hecken-Untersuchung Jura–Langetental in Gang gesetzt, die vom Naturschutzverband des Kantons Bern in verdankenswerter Weise mit einem namhaften Beitrag unterstützt wird. Ein Vortrag von Dipl. Ing. Erich Varrone war dem Atomschutz gewidmet, und eine Besichtigung galt dem «Sonnenenergie-Haus» von E. Varrone in Schwarzenburg.

Die Regionalplanung sieht vor, Teile der Wässermatten im Rahmen der Langete-Korrektion als Grundwasser-Speisungsgebiete auszuscheiden, wozu

wir Vorarbeiten leisten. Zufolge unserer Anträge und Untersuchungen wurden die Wässermatten an Oenz, Langete und Rot ins KLN-Inventar als schützenswerte Landschaften von nationaler Bedeutung aufgenommen, kürzlich ebenfalls in die «Dringliche Liste» besonders gefährdeter Landschaften des Schweizerischen Bundes für Naturschutz SBN.

Mit «Naturschutz in der Schule» war ein Kurs überschrieben, den wir in Verbindung mit der Weiterbildungsstelle des Lehrervereins organisierten. Unter der Leitung von vier Vorstandsmitgliedern bearbeiteten Oberaargauer Lehrer die Themen: Gewässerschutz, Landschaftsplanung, Wald und Anlegen von Schulreservaten.

Neu geschaffen werden konnte eine «Naturschutz-Beratungsstelle» des Oberaargaus (Leitung Dr. Christian Leibundgut, Roggwil), die sich vor allem den verschiedenartigen Belangen des Bauens im übrigen Gemeindegebiet, von Meliorationen und Gewässerschutzfragen annimmt. Die Arbeiten zur Unterschutzstellung von Muemetaler Weier/Motzetpark, Auswiler Grube und der Wässermatten sind, mehr oder minder fortgeschritten, im Gang.

Zwei Vorstandsmitglieder, Urs Hess, Langenthal, und Dr. Jürg Wehrlin, Aarwangen, besuchten den Einführungskurs für neue Naturschutz-Aufseher und sind als solche vereidigt worden. Als administrativer Obmann der Naturschutz-Aufsicht im Oberaargau wurde Jürg Wehrlin, Aarwangen, bestimmt, als technischer Obmann Ernst Grütter, Langenthal. Dieser erläuterte dem Vorstand an einer Begehung die Probleme und Pflegeplan-Entwürfe des Naturschutzgebiets Schwarzhäusern-Grube. Eine ähnliche, aber öffentliche Führung ist geplant und soll mit einer Heckenpflanz-Aktion im genannten Reservat verbunden werden.

Die jährliche Spendenaktion unserer Kassierin hat wiederum ein erfreuliches Ergebnis gezeitigt; wir möchten allen, die uns in dieser oder anderer Weise unterstützen, herzlich danken.

HEIMATSCHUTZ OBERAAR GAU 1979

Bauberatung

P. ALTENBURGER, S. GERBER, U. KUHN UND H. WALDMANN

Attiswil. Beratung zu Wohnhausanbau; keine Beitragsleistung an BKW-Verkabelung in Kernzone.

Bleienbach. Empfehlungen zu Saalumbau, Dachausbau und Fassadengestaltung sowie Ablehnung einer Plakatwand an empfindlicher Stelle im Dorfzentrum.

Bützberg. Positive Stellungnahme zu einem interessanten Motel-Neupauprojekt.

Eriswil. Beratung über Nutzungsmöglichkeiten eines Wohn- und Geschäftshauses; Weisungen zu Scheunenumbau und Werkstätte.

Grasswil. Empfehlungen zum Umbau eines Hochstudhauses.

Häbernbad. Begutachtung einer landwirtschaftlichen Neusiedlung.

Herzogenbuchsee. Einsprache gegen einen Käselagerhausneubau; Projektgenehmigung nach Berücksichtigung unserer Empfehlungen. Beratungen zu Stöckliausbau, Renovation Hotel «Kreuz». Siloneubauprojekt, Haus Böhlen, sowie Mitbericht zu neuem Baureglement.

Huttwil. Einsprache gegen einen Bauernhausumbau; Überprüfung von publizierten Bauvorhaben; Farbgebungsvorschlage bei Fassadenrenovationen.

Inkwil. Stellenwert eines gut erhaltenen, wertvollen Speichers. Abbruch-Diskussion wegen Strassensanierung.

Langenthal. Empfehlungen zur Erhaltung des sogenannten Pulverhüsli mit Anregungen zu Nutzungsmöglichkeiten. Einsprache gegen die unerwünschte, recht monotone Überbauung des «Mühleareals».

Lotzwil. Empfehlungen zur Aussenrenovation Bäckerei Klossner.

Madiswil. Chaletbauprojekt unmotiviert in dieser Gegend.

Oberbipp. Begutachtung des Umbauprojektes Gemeindehaus mit Beitragsgesuch.

Oberönz. Farbgebung Schul- und Gemeindehaus sowie Beratung, Umbau und Ausbau eines Bauernhauses.

Walterswil. Zahlreiche Weisungen zu Bauprojekten verschiedenster Art.

Wangen a. d. A. Einsprache gegen den Abbruch des sogenannten «Stampachhauses» (wertvolle, wichtige Bausubstanz im Hinterstädtli).

Wiedlisbach. Gutachten zum Käsereiausbau; «Muzzolini-Haus»: Ermittlung des Stellenwertes.

Wyssachen. Weisungen zu einem Gasthausprojekt auf der Fritzenfluh.